Diese Mikroverfilmung wurde von der

Stiftung der Sparkasse Eichsfeld

ermöglicht

2. Jahrg. – Nr. 27 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 3. Juli 1938
Postbezugspreis 56 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)
Verlagspostamt Radeberg

Der Sonntag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Pfiffkin forscht...

Es fängt natürlich damit an, daß die Familie „mit Kind und Kegel", wie der Volksmund stabreimend so schön sagt, an die See fährt. Das hat der Vater als der oberste Reisechef lange und gut überlegt und ist endgültig und unumstößlich zu dem Entschluß gekommen: Nur die See, der Strand und die Dünen kommen in Frage. Wenn man nämlich so ein paar lebendige Quecksilbersäulen wie den Fritz und den Heinz (wie sie heißen, spielt keine Rolle, richtige Jungen sind sich ja alle gleich!), solche Tausendsassa und Augenlichte, mit in die Ferien zu nehmen hat, muß man schon überlegen, wohin man fährt. In den Dünen, denkt der Vater, können die Tramanten keine Fensterscheiben einwerfen, keine Stachelbeeren stibitzen und anderer Leute Uhren auseinandermontieren; der Strand ist das Paradies der Kinder. Also fährt die ganze Familie an die See.

Natürlich wollen Fritz und Heinz schon bei der Ueberfahrt ein Schiff haben. Möglichst mit Kanonen, sicher aber mit Segeln. Also bekommen sie ein Schiff. Nur mit Segeln. Man kann es billig kaufen. Ein zweites baut der Vater selbst. Für die Kleinen, — sagt er. Und tatsächlich vermehrt sich auf diese Weise die stolze Flotte um das Doppelte. Und der nimmermüde Unternehmungsgeist der Rangen konzentriert sich nun ganz auf die Schiffe. Hamburg, Bremen und Kiel werden gebaut. Aushilfsweise auch London und Schanghai. Auch der Aermelkanal und der Golf von Biskaya. Den kannte Fritz schon aus dem Schlager von dem blonden Matrosen. Und das „Mägdelein", das mit in das Wellengetose hinaus will, ist auch schnell gefunden. Der Betätigungsdrang der kleinen Leute kennt keine Grenzen. Sogar eine große Handelsgesellschaft wird eröffnet. Fritz „geht" mit Kaffee von Rio nach Hamburg, während Heinz mit Autos nach Schanghai unterwegs ist. Er hat in Hamburg mit staunenden Augen gesehen, wie ein Auto mit einem Riesenkran auf ein Schiff verladen wurde. Dabei wurde das Auto so klein wie ein Spielzeug. So etwas imponiert Heinz. Die „Geschäfte" gehen glänzend. Alles scheint und ist in bester Ordnung. Vorläufig.

Die Mutter, die Tante und die Freundinnen wollen eine Dünenwanderung machen. Warum nicht? Eine Dünenwanderung ist gesund, sagt der Vater. Er soll also mitgehen. Um Gottes willen! Der Vater muß auf die Kinder achtgeben. Das ist doch klar, das geht nicht anders. Eine der „Tanten" erbietet sich. Doch der Vater lehnt entrüstet ab. Am Strand muß ein Mann auf die Kinder achtgeben, wenigstens auf die Jungen. Also liegt der Vater im Liegestuhl und beobachtet die Kleinen. Lange. Mit Neid. Dann denkt er, er möchte mit „nach Schanghai gehen". Warum eigentlich nicht? Aber es sind Bekannte in der Nähe, Freunde von der abendlichen Billardpartie. Nein, das geht nicht. Er ist doch ein Mann, ein Vater; er darf sich nichts vergeben. Wenn doch da unten etwas geschähe! Eine Schlägerei, eine Heulerei. Da hätte man guten Grund einzugreifen (er wagt nicht zu denken: mitzuspielen). Diweilen kreuzen noch immer friedlich die kleinen Schiffe die Weltmeere. Es wird keine Kellerei und keine Heulerei geben, denkt der Vater. Und ist verzweifelt. Und bekommt fast einen Hitzschlag.

Aber die Handelsschiffahrt ist langweilig, denkt Fritz, als er schon zwanzigmal seinen Kaffee von Rio nach Hamburg gebracht hat. Man müßte ein Kriegsschiff haben. Da könnte man kapern und Schlachten schlagen. Es ist erstaunlich, wie schnell Fritz aus seinem Handelsschiff einen Panzerkreuzer gemacht hat. Und natürlich wird Heinzens Fregatte gekapert. Mit den Autos. So etwas kann nicht glatt abgehen. Die Schlacht wird „auf dem Lande" fortgesetzt. Es gibt Keilerei, sogar Heulerei. Die Schiffe treiben verlassen im Ozean ...

Aha! Also endlich! In der vollen Würde des Erziehers erhebt sich der Vater aus seinem Liegestuhl. Ruft mit Stentorstimme die Taugenichtse zur Ordnung und unterbreitet Friedensvorschläge. Er ist gewissermaßen der Nichteinmischungsausschuß. Es erweist sich als unbedingt notwendig, daß er eine direkte Aufsicht über den „Verkehr auf dem Ozean" führen muß. Die Kriegsschiffe müssen umgehend in Handelsschiffe zurückverwandelt werden. Er selbst muß mit einem dritten Kriegsschiff die Kontrolle über die Durchführung der „Abrüstung" ausüben. Das geben auch die Freunde von der Billardpartie zu, die von dem Lärm herbeigekommen sind, und vor denen der geplagte Vater beteuern kann, wie ungern er sich hier mit den kindlichen Auseinandersetzungen abgibt ...

Dann aber ist der Friede bald hergestellt. Die Schiffe kreuzen wieder von Rio nach Hamburg und von London nach Schanghai. Und ein drittes Schiff kreuzt auf allen zur Verfügung stehenden Gewässern. Es ist das des Vaters, der lacht, vergnügt ist und seine Freude hat. Der mit im nassen Sand Kanäle baut und sich die weiße frischgewaschene Strandhose verschmiert. Und garnicht merkt, daß die Damen von der Dünenwanderung schon zurück sind und sein kindliches Treiben mit aufgerissenen Augen umstehen.

„Aber, Vater, deine gute weiße Hose ...!"

Gegen diesen neuen Angriff war der Vater mit seinem Kontrollsystem machtlos. Lk.

Künftige Kapitäne / Zeichnung von Hede Klinge (Bavaria-Verlag)

Die Nacht auf dem Leuchtturm

Skizze von Joseph M. Velter

Tausend und eine Geschichte wissen die Gäste zu erzählen, die des Abends in der Kneipe „Zum goldenen Haifisch" am Hafen Feuer und Löschung durch die Kehle jagen. Von den sieben Meeren reden sie, von Schanghai und Yokohama, von Frisco und Brisbane, als sägen sie gleich um die nächste Ecke. Lauridz Lungström aber, der Alle mit dem verwachsenen, stillen Gesicht, weiß nur eine einzige Geschichte. Er hat sie schon so oft erzählt, daß der Wirt ein Biberchen macht, wenn einer der Grünschnäbel Lauridz aufstöbert, auch etwas zum besten zu geben, jedes Wort und jeden Tonfall kennt der Wirt, aber er weiß auch, daß es hernach für ihn zu tun gibt, es gilt, einen schweigenden Schluck einem Helden zu weihen.

Dies aber ist Lauridz Lungströms Geschichte:

„Hat einer von euch Jungens schon einmal auf einem Leuchtturm Dienst getan? Keiner? Na, ihr könnt euch wenigstens denken, wie es da zugeht, aber ihr könnt euch nicht denken, wie es zu meiner Zeit war, als ich noch in so einem altmodischen Turm hausen mußte, in dem es noch kein Radio und derlei modernes Zeug gab und unsere Lampen noch mit Petroleum feuern mußten. Verflucht langweilig war's, das dürft ihr mir schon glauben, so seine acht Tage allein da abzurumoren zu müssen weit draußen in der See, bis die Ablösung kam. Um den Turm lief eine Galerie, da stand ich untertags manchmal, wenn ich nicht schlief und sah den Kisten zu, die mit ihren Segeln weit draußen vorbeiglitten. Was gab es sonst noch? Nichts mehr! Unter mir schwatzte oder brüllte die See, über den Klippen draußen blitzte der weiße Gischt, und vom festen Land sah ich gerade noch einen dunklen Strich, so elend weit hatten sie den Turm vorgeschoben. Kaum soviel Platz hatten sie auf der Klippe gefunden, das Ding aufzubauen. Und wenn ich schlief, hörte ich die Wellen draußen an der Mauer lecken und den Strudel gurgeln, der von der Galerie aus wie ein schwarzes Loch aussah.

Habe ich schon gesagt, es sei eine langweilige Sache gewesen? Das war es wahrhaftig, aber dann lagen eines Morgens, als eben die Sonne kam und ich unter meine Decke kriechen wollte, ein paar Klötze von Schiffen draußen vor Anker. Ich betrachte sie mit dem Glas. Der Teufel auch — das sind ja Kriegsschiffe und keine von den unseren noch dazu! Ich kratze mir den Schädel. Was ist denn los auf der Welt? Es wird doch wohl keinen Krieg geben, wie?

Den ganzen Tag liegen die grauen Dinger da draußen und rühren sich nicht. Und als ich am Abend meine Lampen anzünde, da liegen sie immer noch da. Und dann wird es Nacht, und auf einmal höre ich ein paar Schüsse knallen, keine Kanonenschüsse, versteht sich, sondern nur so ein bißchen Gewehr- und Pistolengeknalle. Na, ihr könnt euch denken, wie ich die Ohren spitzte. In zwei Tagen war meine Ablösung fällig, und es war vielleicht ganz gut, wenn ich dem Kommandanten zu Hause etwas zu erzählen wußte. Aber dann fuhr ich zusammen. Unten an die schwere Eisentür klopfte es, mit den blohen Fäusten hämmerte einer dagegen — und horch, schrie nicht ein Mensch?

Ich flog die Treppe hinab, schloß auf, da fällt mir einer entgegen, ein nasser, schlaffer und ausgepumpter Klumpen Mensch. Ich bringe ihn in mein Zimmer. Ein blondes Kerlchen in einer fremden Uniform — ein Deserteur, denke ich, aber ich kann mir nicht helfen, das Bürschchen tut mir leid. Ich gebe ihm einen Schnaps, da kommt er zu sich.

„Du bist doch der Lungström" sagt er und blickt mich aus merkwürdig hellen Augen an. Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Woher kennt dieser fremde Bursche mich?

„Der Lungström hörte ich schon", murmelte ich. Da greift er in die Rocktasche und gibt mir einen Packen Papiere. „Paß auf, Lungström," sagt er, und blickt mich an mit einem so beseligenden Blick, daß ich gar nicht weiß, wie mir geschieht, „das steckt du ein und gibst es dem Hafenkommandanten, wenn du abgelöst wirst, aber sofort, wenn du an Land kommst, verstanden? Es ist ungeheuer wichtig."

Plötzlich, wie ich mit den Jungen anschaue, sehe ich: Das ist ja der Ernie, das ist ja der Sohn des Kommandanten! Und da weiß ich plötzlich, was los ist: Krieg soll es wohl geben, und der Junge hat sich auf einen der grauen Kasten da draußen anwerben lassen, er hat spioniert.

„Und du?" frage ich. „Sie wissen doch, daß du durchgebrannt bist, ich hab' sie ja schießen hören!"

„Ach, die denken, ich sei zu den Fischen gefahren. Und wenn sie wirklich kommen sollten, gehe ich solange auf die Galerie hinaus."

Da dröhnt es auch schon drunten, schwere Ruder knallen gegen die Türplatte.

„Geh, mach auf," sagt der Junge ganz ruhig. „Du weißt nichts von mir, verstanden!" Ich will noch etwas sagen — mein Gott, finden sie den Jungen, dann stellen sie mich an die Wand und die Papiere kriegen sie auch noch in die Finger — da stößt der Bursche mich schon die Treppe hinunter. „Sie werden mich schon nicht finden", lacht er.

Was soll ich sagen? Sechs Mann hoch kamen die Matrosen hereingestürmt, Revolver in der Faust. „Wo ist der Kerl?" brüllt mich einer an, der den ganzen Ärmel voll Goldstiften hat.

„Entschuldigen Sie schon," sage ich, „aber von welchem Kerl reden Sie? Hier ist außer mir niemand!"

„Na, ich hab' gut reden, kein Mensch hört mir zu, wie die Hölle lausen sie die Treppe hinauf, reißen alles auf: keine Kiste, kein Schrank bleibt am Platz. Sogar die Schublade ziehst einer der Burschen auf, so ein rotgesichtiger Flegel, als ob ein Mensch in einer Schublade stecken könnte! Genau so unterstechen sie das Lichtwerk, alles vergeblich natürlich. Aber dann grinst mich der mit den vielen Goldlitzen plötzlich an und zeigt die Tür zur Polarie auf. „Zwei Mann rechts herum, die anderen gehen mit mir!" kommandiert er. Schon sind sie draußen.

Ich stehe wie versteinert, elektrisiert bin ich, ihr dürft mirs glauben, ich weiß, jetzt ist alles aus, meine Bitte werden mich nie wieder an Land trauen und meine Kleine mag lange auf mich warten — da kommen die Kerle zurück, still, kleinlaut und höflich.

„Entschuldigen Sie", höre ich eine Stimme wie von fernher, „der Mann ist wirklich nicht hier, wir haben Ihnen unrecht getan." Und sie poltern die Treppe hinab, ich höre die Riemen knarren, da fahren sie hin.

Lange stehe ich auf der Galerie und starre hinunter in das schwarze Loch des Strudels. „Sie werden mich nicht finden", hatte der Junge gesagt. Und ich wußte, wer seinem Land zuliebe diesen Weg ging, den fand keiner mehr.

Die Papiere habe ich zwei Tage später abgeliefert. Und wenn ich jemals in meinem Leben ein Gesicht gesehen habe, Leute, ein Gesicht, das aussah, als sei es aus Eisen gemacht, dann war es das des Kommandanten, als ich ihm sagte, wie ich zu den Papieren kam."

Tausend und eine Geschichte kennen die Seeleute in der Kneipe „Zum Goldenen Haifisch"; Lauridz Lungström aber kennt nur diese eine . . .

Tyras der Retter / Von Hans Bongardt

Vor Jahren brachte ich die Sommerferien auf einem Bauernhof am Niederrhein zu. Es war eine Musterwirtschaft. Auch die Tiere fanden liebevolle Pflege. Wenn der Knecht ein Pferd oder der Schweizer eine Kuh melken half hatte, wären sie stehenden Fußes entlassen worden.

Es gab auf dem ganzen Hof nur ein Tier, das ein geradezu klägliches Dasein führte, das war Tyras, der Schäferhund. Tyras war derartig dürr, daß sich sein ganzes Leben in einem Zwinger abspielte, der nicht viel größer war als ein Kaninchenstall. Nur einmal täglich durfte er sein Gefängnis verlassen. Dann faßte ihn der Bauer vorsichtig am Halsband und sperrte ihn so lange ins Butterrad, bis es butterte. Darauf führte er ihn wieder in den Zwinger. Selbst die Magd wagte sich nicht hinein, sondern schob den Futternapf unter den Gitterstäben hindurch dem Hunde zu.

Eines Tages fragte ich den Bauern, ob Tyras mich wohl begleiten würde. „Um Gottes willen", entgegnete er entsetzt; „der beißt alles kurz und klein!" In der Tat war dem Hunde in seiner Weise beizukommen. Alles in ihm war Wut und Empörung, wenn ich nur Miene machte, mich seinem Gefängnis zu nähern. Er fletschte unheimlich die Zähne und bellte in höchster Erregung. Bis ihm der Geifer aus dem Maule hing.

Sobald sich der Bauer entfernt hatte, öffnete ich kurz entschlossen die Tür. Dann machte ich Kehrt und ging gemessenen Schritts zum Bach hinab.

Und dann geschah etwas Seltsames:

Der Hund war mit einem Satz draußen und stellte mich. Ich blieb ruhig stehen. Er knurrte mich mit gesträubtem Rückenhaar an . . . Allmählich glättete sich sein Fell, und er fing an, mich zu beschnuppern. Plötzlich trottelte er ab, wälzte sich im Grase herum und stillte im Bach den Durst.

Von Stund an waren wir Freunde. Wir machten einen ausgedehnten Bummel, und Tyras umkreiste mich in tollen Sprüngen. Menschen, die uns begegneten, beachtete er nicht, wie er denn während des ganzen Spaziergangs keine einzige Unart sich zuschulden kommen ließ, sondern nur Freude und Uebermut zeigte. Als ich mich auf einen Baumstamm niederließ, legte er sich zu meinen Füßen und schlug an, wenn Pilzsucher vorüberkamen.

Gegen Abend kehrten wir heim. Tyras eilte mit eingeklemmter Rute an seinem Gefängnis vorüber und folgte mir in die Stube. Die Magd schrie laut auf und flüchtete in die Küche, als sie den Hund gewahrte. Später kehrte auch der Bauer heim. Tyras lag friedlich hinter dem Ofen. Sein Herr fand des Staunens kein Ende, und auch die Bäuerin wußte keinen Reim auf das seltsame Verhalten des Hundes zu finden. Durch ein geringfügiges Ereignis wurde er später ihr Liebling. Und das kam so: die Bäuerin pflückte im Garten Erbsen, und Tyras war ihr treuer Begleiter. Am nächsten Morgen aber suchte man ihn vergeblich. Schließlich führte der Bauer seine Frau in den Garten, wo der Hund die ganze Nacht hindurch die Schürze der Bäuerin bewacht hatte, die aus Versehen liegen geblieben war . . .

Besondere Freude bereitete es dem Bauern, daß Tyras mit dem fünfjährigen Peter innige Freundschaft schloß und ihn auf Schritt und Tritt begleitete. Beide wichen nicht von den Fersen, als ich eines Tages das Butterrad in ein einfaches Wasserrad umarbeitete. Ich faßte im Gebälk die erforderlichen Verbindungsstücke mit der Kirne, und bald klappte die Anlage ausgezeichnet.

„Nun können wir Tyras wohl verkaufen", meinte eines Tags der Bauer, „seitdem Butterbunde werden gut bezahlt." Die Bäuerin war außer sich, und auch ich protestierte. Tyras blieb.

Als ich später einmal wieder auf dem Hof vorsprach, war der Hund bereits der Liebling sämtlicher Hofbewohner. „Gut, daß Sie mir damals vom Verkauf abgeraten haben", meinte der Bauer und erzählte mir folgendes Erlebnis:

Als ich eines Tages während der Ernte in der Scheune beschäftigt war, kam Tyras aus dem Garten in mächtigen Sätzen erregt auf mich zu, sprang mich an und gab durch fortgesetztes Winseln zu verstehen, daß etwas nicht in Ordnung sei. Ich verband die Absicht des treuen Tieres nicht und ließ mich in meiner Arbeit nicht stören. Der Hund eilte wieder in den Garten und kehrte abermals erregt zurück. „Du mußt etwas aus dem Lot sein", meinte der Knecht, „deshalb winselt er so!"

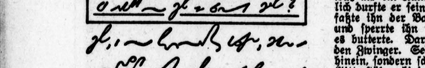
Ich folgte dem Hund durch den Garten in die Laube. Da ging in den Kniestehlen na einer der Eisenstangen, die das Geißblattgewirr trugen, ohnmächtig mein kleiner Peter mit puterrotem Kopf. Im Hirschbaum, der die Laube beschattete, hatte er das Gleichgewicht verloren und war rücklings auf das Blätterdach gestürzt . . . Als ich ihn herunterholte und mit Essig wusch, kam er wieder zur Besinnung und schluchzte zum Erbarmen. Was wohl aus ihm geworden wäre, wenn Tyras mich nicht geholt hätte?

Ein Mahnmal auf der Wasserkuppe

Bildhauer J. D. Sommer, Düsseldorf, hat für das Mahnmal in der Weihehalle der Reichssegelfliegerschule Lilienthalhaus auf der Wasserkuppe den Entwurf geschaffen und wurde mit der Ausführung betraut. — Ein Teil der Skulptur, — eines toten Segelfliegers, — die für das Mahnmal geschaffen wurde.

(Presse-Hoffman, Zander-Multiplex-K.)

Kurzschriftlaka



Wie erbittet ein Schiff in Seenot Hilfe? Schiffe, die eine Funkeinrichtung besitzen, haben es verhältnismäßig leicht, Hilfe herbeizurufen. Das geschieht durch dauerndes Senden eines international festgelegten Notzeichens, gewöhnlich das SOS. Das ist die Abkürzung für save our souls = rettet unsere Seelen. Jeder Mißbrauch dieser Notzeichen, ja sogar schon der Gebrauch von Zeichen, die mit diesem verwechselt werden könnten, ist allen Schiffen verboten. Hat ein Schiff ein Notzeichen gegeben, so muß es, wenn der Notstand beseitigt ist, dies sofort mitteilen. Schiffe ohne Funkeinrichtung sind im Falle der Not auf Licht- oder Flaggensignale angewiesen. Nachts dienen Raketen oder Leuchtkugeln, bei Nebel anhaltendes Heulen der Sirenen als Notruf.

Dies nebenbei

Nun wird jeder an einen verspäteten Aprilscherz glauben, wenn er liest, daß es in Nürnberg einem Geflügelfarmbesitzer gelungen ist, seine Hühner zu dressieren! Ist denn nicht das liebe Federvieh gerade sprichwörtlich dumm? Es heißt doch im Volk: „Du dummes Huhn!" oder „Du blöde Gans". Das soll doch wohl nichts anderes besagen, als daß man bisher wenigstens mit dem lieben Federvieh in Punkto Klugheit nur die allerschlechtesten Erfahrungen gemacht hat. Nun gibt es aber vor den Toren Nürnbergs, zwischen den Siedlungen Mögeldorf und Lausamholz eine Hühnerfarm, deren Besitzer über die geistigen Qualitäten seiner Hühner völlig gegenteiliger Ansicht ist. Und nicht nur das, er macht gleich die Probe aufs Exempel: Ein Pfiff ertönt, und schon kommen die Hühner in Scharen gelaufen, lassen ihre fette Mahlzeit im Stich und umringen gehorsam ihren Herrn. Der Besitzer führt dann die Hühner in ihren Stall, sofort nehmen die Tiere ihren Platz ein, und bald verkündet ein allgemeines Gackern, daß die Hühner ihre Pflicht getreulich erfüllt haben. Und was sagt der Farmer selbst dazu? „Es kommt nur auf die Erziehung an. Ich klimmere mich um jedes einzelne Federvieh schon vom Küken an und erziehe es wie ein Haustier. Durch diese Methode, die sich nur durch viel Liebe, Verständnis und Geduld ermöglichen läßt, ist es mir gelungen, daß jedes Huhn auf mein Kommando folgt." Zum Schluß läßt er die Hühner noch einmal „antreten", hält ihnen eine Handvoll feinen Futters vor und siehe da: die Hühner fressen nicht eher, als bis der Herr die ausdrückliche Erlaubnis gibt. Wohlerzogene Hühner, nicht wahr? Aber Sie meinen, wenn man von Hühnern spricht, läge der Gedanke an eine Ente zu nahe . . .?

*

Wer will dünner werden? Wer sucht ein Abmagerungsmittel? Der wende sich an Monsieur Marc, Paris, Eifelturm. In den Pariser Zeitungen konnte man nämlich kürzlich diese Anzeige lesen mit folgendem außergewöhnlichen Inhalt: „Zu vermieten: Wohnung mit drei Zimmern, zentral gelegen, mit Höhenluft, auf der dritten Etage des Eifelturms. Unvergleichliche Aussicht; nur wenige Minuten von allen Autobussen und Untergrundbahnen nach allen Richtungen entfernt. Fahrstuhl von 10.30 Uhr vormittags bis 6.30 Uhr nachmittags. 1710 Stufen, die Tag und Nacht benützt werden können. Garantiert erfolgreiches Abmagerungsmittel. Wenden Sie sich an Monsieur Marc, Eifelturm, Verwaltung." Und noch einen Vorteil hat diese „Wolkenwohnung". Der glückliche Mieter, der abends aus einer fröhlichen Gesellschaft mit schwerem Kater vor dem Eichkamm aussteigt, hat immerhin Aussicht, nach Ueberwindung der 1710 Stufen völlig nüchtern zu Hause anzulangen . . .

*

Die Statistik ist eine unerschöpfliche Fundgrube für Merkwürdigkeiten, die man sich nicht hätte träumen lassen. Oder ist Ihnen überhaupt schon mal der Gedanke gekommen, welches wohl die häufigste Frage in der Welt sei? Nun, bei den Statistikern können sie auch das erfahren. Sie heißt „Wie spät ist es?" In allen Ländern kennt man heute die Zeitangabe durch den Fernsprecher. Also muß es mit Hilfe der Postämter möglich sein, zu erfahren, wieviel Menschen täglich die genaue Zeitangabe wünschen. Das Londoner Fernsprechamt meldet nicht weniger als 9 000 000 Anfragen im Jahre 1937, das wären also 25 000 Anfragen täglich. Rechnet man hinzu, daß heute auch durch den Rundfunk mindestens zwei- oder dreimal die Zeit angegeben wird, so ist man doch einigermaßen überrascht über das allgemeine Interesse, die genaue Zeit zu wissen. Was würden unsere Vorfahren dazu sagen, die sich mit der Kirchturmsuhr oder gar mit einer Sonnenuhr begnügen mußten. Würden sie unser „Temvo" verstehen? Aber wir leben nun einmal darin und wir lieben es sogar.

*

Daß der Amtsschimmel, der so verneinlich durch die Geschichten „Aus alter Zeit" wiehert, auch heute noch nicht ausgestorben ist, davon könnte „Peggy", das Pavianfräulein, ein Lied singen, — falls dies besagte Affentier eben noch am Leben ist. Peggy hatte das Mißgeschick, von seinem Herrn an dessen Freund in dem Augenblick verschenkt zu werden, als der Freund mit der „Queen Marry" gerade eine Reise nach Europa antrat. Der Freund war über dies Geschenk hoch erfreut, — bis er in Southampton eine Rechnung über 30 Dollar für die Verpflegung des Pavians erhielt, die er zu zahlen sich glatt weigerte. Der Erfolg war, daß Peggy auf der „Queen Marry" bleiben und wieder zurück nach New York fahren mußte. Aber o Schreck! Auch die amerikanischen Zollbehörden verweigerten dem Tier die Einreise, weil es nicht erwiesen sei, daß das Pavianfräulein in Amerika geboren sei. Nur erwiesen amerikanische Affen dürfen in Amerika einreisen . . . Also mußte Peggy wieder mit nach England. Was aber den amerikanischen Behörden recht ist, ist den englischen billig. Zwar erbosten sich einige Menageriebesitzer, den Pavian an sich zu nehmen und die Verpflegungskosten zu erstatten, aber die englischen Zollbehörden blieben hart. Peggy wandert nun erneut wieder zurück nach New York. Sie ist hermatlos geworden. Und wenn es nicht gelingt, die amerikanischen Zollbehörden zu erweichen, wird Peggy dem Borstenfächer zum Opfer fallen. Bei welcher Gelegenheit man den Amtsschimmel über den weiten Ozean laut wiehern hören wird . . .

jo-ja.

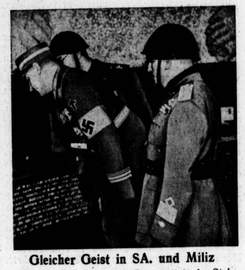
Der Führer hilft der Bergwacht

Das schwere Bergsteiger-Unglück an der Watzmann-Ostwand im Januar 1937, bei dem ein Geländeführer zu der hilfreichen Maßnahme, der deutschen Bergwacht vier dieser Wagen zum Geschenk zu machen. Diese Mercedes-Benz-Wagen haben Vierradantrieb und Vierradlenkung. Außerdem ist der eine Vordersitz so umzulegen, daß er in Verbindung mit dem rückwärtigen die Tragfläche für eine Bahre ergibt. — Der Führer begrüßt Männer der deutschen Bergwacht, denen er in dieser Woche auf dem Berghof die Wagen übergeben hat.

(Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

Die Deutschlandfahrer am Ziel

Nach langdauernden Fahrtagen Ankunft im Berliner Post-Stadion. — Von rechts nach links: Der Sieger der Deutschlandfahrt Schild (Erster), Bondiel (Zweiter) und Weckerling (Dritter) bei der Ehrenrunde.



Gleicher Geist in SA. und Miliz

Anläßlich seines Besuches in Rom stattete der Stabschef der SA., Viktor Lutze, dem Generalkommando der Faschistischen Miliz einen Besuch ab und besichtigte dabei auch eine Gedenkhalle für die Gefallenen der Miliz.

(Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

In 24 Std. von Berlin nach Kairo und zurück

Das neue viermotorige Großverkehrsflugzeug „Condor" der Focke-Wulf-Flugzeugwerke startete vom Flughafen Tempelhof mit 24 Fluggästen zu einem Flug von Berlin nach Kairo und zurück. — Die Passagiere nehmen in der Maschine, die den Namen „Saarland" trägt, Platz. (Weltbild, Zand.-Mult.-K.)

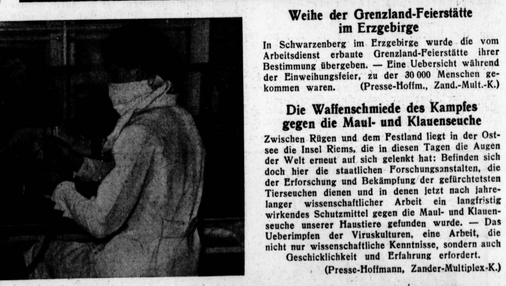
Weihe der Grenzland-Feierstätte im Erzgebirge

In Schwarzenberg im Erzgebirge wurde die vom Arbeitsdienst erbaute Grenzland-Feierstätte ihrer Bestimmung übergeben. — Eine Uebersicht während der Einweihungsfeier, zu der 30 000 Menschen gekommen waren. (Presse-Hoffm., Zand.-Mult.-K.)

Schalke 04 — Hannover 96 spielten 3:3

Vor 85 Tausend Zuschauern wurde am Sonntag im Olympiastadion in Berlin das Endspiel zur Deutschen Fußballmeisterschaft ausgetragen. Der Kampf um die „Viktoria" zwischen dem Titelverteidiger Schalke 04 und Hannover 96 endete nach spannendem Verlauf 3:3 unentschieden. Zur Pause führte Schalke noch 2:0. Die Verlängerung verlief torlos. Ein Lob gebührt beiden Mannschaften für den ungeachtet des hohen Einsatzes ritterlich geführten Kampf. — Spielmoment vor dem Hannoverschen Tor. — Nach Entscheidung des Reichsfachamts wird dieses Spiel am 3. Juli im Berliner Olympiastadion wiederholt. Um 15.15 Uhr spielen Hamburger Sportverein und Fortuna und anschließend um 17 Uhr steigt das Endspiel zwischen Schalke 04 und Hannover 96.

(Scherl Bilderdienst, Zander-Multiplex-K.)



Die Waffenschmiede des Kampfes gegen die Maul- und Klauenseuche

Zwischen Rügen und dem Festland liegt in der Ostsee die Insel Riems, die in diesen Tagen die Augen der Welt erneut auf sich gelenkt hat: Befinden sich doch hier die staatlichen Forschungsanstalten, die der Erforschung und Bekämpfung der gefürchtetsten Tierseuchen dienen und in denen jetzt nach jahrelanger wissenschaftlicher Arbeit ein langfristig wirkendes Schutzmittel gegen die Maul- und Klauenseuche unserer Haustiere gefunden wurde. — Das Ueberimpfen der Viruskulturen, eine Arbeit, die nicht nur wissenschaftliche Kenntnisse, sondern auch Geschicklichkeit und Erfahrung erfordert.

(Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

Leni Riefenstahl bei König Leopold

Aus Anlaß der belgischen Uraufführung des Films von den Olympischen Spielen wurde die Gestalterin, Leni Riefenstahl, vom König Leopold empfangen. Rechts der deutsche Gesandte v. Richthofen. (Scherl Bilderdienst, Zand.-Mult.-K.)

Hochwasser des Hoangko

Der Hauptstrom Nordchinas, der Hoangko (Gelber Fluß), hat bekanntlich durch sein Hochwasser entscheidend in die strategische Lage eingegriffen. Hier sieht man flüchtende Bauern in ihren Booten auf dem Fluß, dessen Fluten die an den Ufern liegenden Gehöfte schon beinahe erreicht haben. (Presse-Hoffmann, Zander-Mult.-K.)

Abenteuerliche Expedition in die Unterwelt:

Die Wunderhöhle in den Pyrenäen

Jules-Verne-Roman wird Wirklichkeit — Sechs Tage unter der Erde

Eine abenteuerliche Expedition, die einem Roman Jules Vernes entnommen sein könnte, haben vor kurzem drei französische Forscher unternommen, die 250 Meter tief in eine riesenhafte, bisher unerforschte Höhle in den Pyrenäen eindrangen. Sechs Tage blieben sie unter der Erde und schildern nun ihre wahrhaft erregenden Erlebnisse, die sie in einem der größten unterirdischen Labyrinthe, die es auf der Welt gibt, hatten.

*

Ein uraltes vergilbtes Werk, geschrieben von einem anonymen Verfasser des Mittelalters, das in einem vergessenen Fach der Pariser Nationalbibliothek lag, gab den Anlaß zu einer der abenteuerlichsten Expeditionen, die in jüngster Zeit unternommen worden sind. Zum ersten Mal überschritten drei Forscher, der Anthropologe Emilio Ribas, der Naturwissenschaftler Regis und der amerikanische Mineraloge Bill Spraggon, die „Türe der Unterwelt", wie man den Eingang einer bisher unerforschten riesenhaften Höhle in den französischen Pyrenäen, unweit des Ortes Carassone, nennt.

Außer in dem erwähnten mittelalterlichen Bericht ist diese Höhle in keinem anderen Reisewerk oder Geographiebuch erwähnt, so daß man ihre kurze Beschreibung zunächst als eine Münchhausiade des unbekannten Verfassers betrachtete. Der Bevölkerung von Carassone war die Höhle jedoch nicht unbekannt, wenngleich sich bislang kein Mensch in ihre Tiefe gewagt hatte. „Abime des incantations" — Abgrund der Beschwörungen" nannte man das Labyrinth voll abergläubischer Furcht und raunte, daß hier der Weg zur Hölle führe. Was die drei Forscher jedoch tief unter der Erde fanden, war nicht die Hölle, sondern ein Paradies von unbeschreiblicher märchenhafter Schönheit, das einen Einblick in eine 125 000-jährige Vergangenheit unserer Erde gewährte.

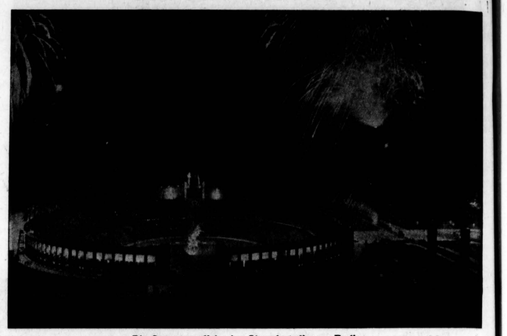
Die Kathedrale im Schoß der Erde

Nach sechstägigem Marsch ist der Eingang der Höhle im Herzen der Pyrenäen erreicht. Die Bergführer weigern sich, die drei Forscher auf ihrer Reise zu begleiten. Sie erklären sich bereit, hier eine Woche lang auf die Rückkehr der drei Tollkühnen zu warten. Der erste Teil der Höhle, in den noch ein Lichtschimmer fällt, ist nichts als ein dunkler Schlund, dessen Wände mit verschlungenen Bergen und Buchstaben bekritzelt sind, deren hinzugefügte Daten verraten, daß sich hier schon im 18. Jahrhundert manches Liebespaar ein heimliches Stelldichein gegeben hat. Dann aber hört jede menschliche Spur auf, das Abenteuer beginnt. An einem Seil lassen sich die Forscher, die mit elektrischen Lampen ausgerüstet sind, einen schmalen Abgrund hinab. Seiten Sie stehen, von zahllosen Fledermäusen umflattert, in einer Granitgalerie, die voller akustischer Phänomene ist. Aus vielen Sackgassen und Nebengängen kommt erst nach Minuten in gespenstischer Weise das Echo ihrer eigenen Stimmen zurück. Die Galerie weitet sich zu einer ungeheuren Halle, von der aus ein Trichter abermals in die Tiefe führt. Das Seil reißt an, daß sie sich 78 Meter tief unter der Erde befinden. Wiederum geht es durch den Trichter in die Tiefe, und nun trauen die drei Forscher, da sie endlich wieder Boden erreichen, ihren Augen nicht: sie stehen in einer unterirdischen Kathedrale.

Märchenhaft und in allen Farben erstrahlend sind da phantastische Kristallbildungen, rosa, blau, lila, silbrig, weiß, verfärben. Wie geblendet stehen die Höhlenforscher vor diesem Wunder der Unterwelt, das sich deutlich in Mittelschiff und Seitenkapellen einteilen läßt. Zwischen Kolonnaden von Stalaktiten in wunderbarer Regelmäßigkeit schimmert purpurn der „Altar", dahinter steht eine „Orgel" mit Pfeifen aus durchsichtigem Milchglas, die, wenn man sie berührt, liebliche Töne, wie von zauberhaften Glocken, von sich geben. Das Ganze ist die Nachbildung einer Kathedrale, wie sie vollkommener nicht gedacht werden kann. Die Wände scheinen mit Blumen überstäet zu sein, die in Wirklichkeit bunte Kristalle sind, und bald die Form einer Rose, bald die einer Aster oder einer Flieder blüte haben. Die Luft ist gut, das Thermometer zeigt 18 Grad Wärme. Am Boden liegen allerlei Steine und Tierknochen, die nicht in die geologische Periode des Labyrinthes hineinpassen. Wahrscheinlich sind sie im Laufe der Jahrhunderte von neugierigen Bauern von oben in die Höhle hinuntergeworfen und hier gelandet. Inmitten dieses Naturwunders verbringen die Forscher ihre erste Nacht.

Blinde Spinnen und eine weiße Riesenkröte

Die einzigen Vertreter der Tierwelt, die man hier findet, sind blinde Spinnen. Sie reagieren nicht auf die elektrischen Lampen, denn sie sind durch ihr Leben in der Finsternis völlig lichtunempfindlich geworden. Die Forscher haben ein paar Exemplare dieser Tiere, die mit ausgestreckten Beinen so groß wie eine Menschenhand sind, mit ans Tageslicht gebracht. Von der „Kathedrale" aus führt abermals ein Tunnel in die Tiefe. Erst 200 Meter unter der Erde hört die Klettertour wieder auf. Und abermals bietet sich ein Naturschauspiel, das den Forschern die merkwürdigsten Dinge vorgaukelt. Man scheint in einer in ihren Farberscheinungen phantastischen breiten Straße zu stehen, die zu beiden Seiten Schaufenster aufweist. Da hängen in den „Auslagen" Fruchtkörbe mit Aepfeln und Orangen, ein halbes eingefaltenes Schwein und derzeichen mehr, aber all diese Dinge sind nur aus Kristallgestein. Einen vollen Tag wandert man durch diese phantastische Straße, die die Forscher dem französischen Schriftsteller zu Ehren „Boulevard Jules Verne" genannt haben. Nun folgt Entdeckung auf Entdeckung; bald gelangt man an die Ufer eines unterirdischen Sees, der auf den Luftmatratzen überquert wird, dann sieht man plötzlich in einer geräumigen Halle eine riesige weiße Kröte sitzen, die gleich den Spinnen völlig lichtunempfindlich ist. Dagegen entfernt sich das Tier auf das leiseste Räuspern hin sofort und verschwindet in einer Steingalerie. Ein unterirdischer Fluß führt um eine unterirdische steinerne Insel herum, und dann endlich, in 250 Meter Tiefe, macht ein silberner breiter Wasserfall jedem weiteren Vordringen ein Ende. Nach sechs Tagen treten die Forscher den Rückweg aus der Unterwelt an, und ihr phantastischer Bericht gibt den Anlaß, daß man nunmehr eine große, auf vier Wochen berechnete Expedition in das wunderbare Labyrinth in den Pyrenäen, das vermutlich den Namen „Jules-Verne-Höhle" bekommen wird, unternehmen wird.



Die Sonnenwendfeier im Olympiastadion zu Berlin
In dem gewaltigen Rund des Olympiastadions fand die eindrucksvolle Sonnenwendfeier des Gaues Berlin statt, deren Abschluß ein prächtiges Feuerwerk bildete. (Presse-Hoffmann, Zander-K.)

Der Mann, der den Taucheranzug erfand

Der vergessene Auguste Denayrousse — Der Erfinder, der allzu bescheiden war

In diesen Tagen, da Taucher angestrengt nach den Schätzen der 1799 gesunkenen „Lutine" in den Tiefen der Nordsee suchen und dabei schon einigen Erfolg verbuchen konnten, fährt sich zum hundertsten Male der Geburtstag des Mannes, der durch die Erfindung des Taucheranzuges es den Menschen möglich gemacht hat, auf dem Meeresgrund zu arbeiten. Es ist Auguste Denayrousse, den die Welt längst vergessen hat.

*

John D. Craig, von den „Hollwood Motion Picture Adventures", versucht zur Zeit an das Wrack der im Krieg versunkenen „Lusitania" heranzukommen, um die darin befindlichen versunkenen 180 Millionen Goldtrancs herauszuholen, natürlich unter Assistenz einer Unterwasser-Filmkamera. Die Besatzung des italienischen Frachtdampfers „Falco" untersucht die Möglichkeiten, 80 Millionen Lire dem Wrack der in 100 Meter Tiefe liegenden „Merida" zu entreißen. Man taucht nach den Schätzen von Napoleons bei Abukir versunkener Flotte, nach „goldhaltigen Wracks" in der Seine, an der holländischen Küste, im Atlantik.

Der Optimismus, mit dem diese Arbeiten begonnen wurden, ist durchaus berechtigt, denn alljährlich werden Millionenwerte aus versunkenen Wracks an die Oberfläche geholt.

Aber keiner der Nutznießer dieser modernen Schatzgräberei denkt daran, dem Mann, der dies alles erst ermöglicht hat, die gebührende Ehre zu erweisen: Auguste Denayrousse, dem Erfinder des Taucheranzugs und damit dem Vater des „Unterwassermenschen", der heutzutage mit komplizierten Apparaturen der feuchten Tiefe zu Leibe rückt. Der Anlaß, diesen Erfinder zu feiern, ist gerade jetzt gegeben: er wurde vor 100 Jahren in Spalion in Frankreich geboren.

Mit Ehren ist Auguste Denayrousse freilich auch zu Lebzeiten nie überhäuft worden. Er, dessen Werk populär und in der ganzen Welt berühmt wurde, hat es niemals verstanden, eine wenig Propaganda für sich zu treiben, wie es heute selbst der bescheidene Wissenschaftler tun muß, um Anerkennung zu erringen. Nicht einmal seine Geburt wurde zum Familienereignis. Als man seinem Vater, einem Abgeordneten, die freudige Nachricht in die politische Versammlung brachte, der er gerade beiwohnte, bat M. Denayrousse senior, ihn gefälligst in Ruhe zu lassen — zu Hause werde er sich dann schon noch gebührend freuen . . .

Alexander der Große in der Taucherglocke

Auguste hatte einen Bruder, der als Politiker, Dichter und Ingenieur in die Lexika einging, von ihm selbst berichtet kein Nachschlagewerk. Er wurde ein kleiner Marineoffizier, und begann sich für die historischen Versuche zu interessieren, die zu allen Zeiten angestellt worden waren, um den Fluten ihre Geheimnisse zu entreißen und dem Menschen den Weg in die Tiefe des Meeres zu öffnen.

Solche Versuche wurden bereits zur Zeit des Aristoteles unternommen. Von Alexander dem Großen gibt es ein berühmtes Gemälde, das ihn, mit Purpurmantel, Krone und Zepter versehen, in einer Taucherglocke zeigt, wie er das Leben auf dem Meeresgrund beobachtet. 1538 führt man Karl V, in Toledo eine Taucherglocke vor, in der ein paar Artisten auf dem Grund des Tajo Kunststücke vollführen. Anderthalb Jahrhunderte später erfindet der Italiener Volelli ein System, um die verbrauchte Luft in einer Taucherglocke zu erneuern. Um etwa die gleiche Zeit läßt Karl II. von England mittels einer Taucherglocke Versuche unternehmen, versunkene Schiffe der spanischen Armada zu heben. Im 17. Jahrhundert experimentiert ein Deutscher namens Kleingert mit seinem System, den Wasserdruck auf dem Meeresboden aufzuheben.

Um die gleiche Zeit, als Denayrousse geboren wird, entdeckt der Engländer Goodyear das Mittel, um Kautschuk gegen Hitze, Kälte und Feuchtigkeit widerstandsfähig zu machen, die Vulkanisation — und damit beginnt die Gummiindustrie. So findet der junge Marineoffizier bereits das geeignete Material, um den Taucheranzug herzustellen, dessen Idee ihm vorschwebt. Als dieses seltsame Kleidungsstück wirklich fertiggestellt ist und seine „Wasserprobe" mit großem Erfolg bestanden hat, da nimmt er sich nicht einmal die Mühe, einen wirkungsvollen Namen dafür zu erfinden, sondern nennt es „Skaphander", bis dahin die Bezeichnung für Rettungs-Schwimmwesten.

Ohne die Früchte zu ernten

Auch die Anwendung der neuen Erfindung wird durch die Phantasie ihres Autors in keiner Weise gefördert. Er denkt nur daran, gewisse Arbeiten bei Schiffsreparaturen damit ein wenig erleichtern zu helfen. Charakteristisch ist die Einleitung seines Vortrages über den Skaphander, als man ihn von der Pariser Akademie der Wissenschaften dazu eingeladen hatte: „Ich schmeichle mir nicht, irgend etwas erfunden zu haben; ich habe nur eine uralte Erfindung ein wenig verbessert . . ." Er träumt zwar von der Gründung einer Gesellschaft zum Studium der Fauna und Flora in der Meerestiefe, aber als man ihn auffordert, an einem Unternehmen zur Hebung versunkener Schatzschiffe teilzunehmen, lehnt er ab.

Denayrousse hat niemals finanzielle Vorteile von seiner Erfindung gehabt oder auch nur erhofft; er stirbt in sehr ärmlichen Verhältnissen. Erst nach seinem Tode beginnt die große Entwicklung der Tauchapparaturen. Der Taucheranzug mit Helm, Luftpumpe und Bleigewichten ist zwar seither im Prinzip genau so geblieben, wie der Erfinder ihn um 1870 konstruiert hatte, aber gerade in den letzten Jahren hat sich die Unterwasserarbeit der Menschen gewaltig vervollkommnet. Die erreichbaren Tiefen haben sich bis auf fast 200 Meter erhöht; es gibt mächtige metallene Rüstungen, versehen mit Telefon, den modernsten Werkzeugen und Apparaturen, für bequemes und vollendetes Arbeiten unter Wasser geeignet. Und der jüngste „Gebrauchsgegenstand" der Menschheit, die Gasmaske, hat sich in ihrer Entwicklung von Anfang an sehr stark an das Prinzip des Taucherhelmes von Auguste Denayrousse angelehnt. Vielleicht ist auch dies ein Grund, den hundertsten Geburtstag des Erfinders zu feiern, der es nicht verstand, Reklame für sich zu machen.

Die Fallschirm-Jäger haben Mut!
Unser Bildberichterstatter besuchte das 1. Fallschirm-Jägerregiment Stendal bei einer Uebung und brachte diese Bilder mit heim. — Links: Die Mannschaften sind aus dem Flugzeug gesprungen, und bereits nach dem Bruchteil einer Sekunde öffnen sich die Fallschirme. — Rechts: Die Landung der Fallschirm-Jäger. Es gilt, dabei möglichst sanft aufzusetzen, mit tiefer Kniebeuge also — bei viel Wind nicht ganz so einfach (Presse-Hoffm., Weltb.)

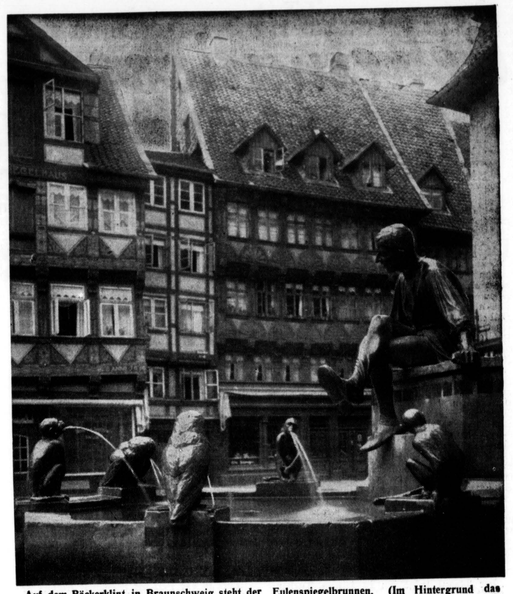
Brunnen rauschen auf alten Plätzen

Zierde der deutschen Städte. - Denkmäler geschichtlicher Vergangenheit und starken Gemeinsinns

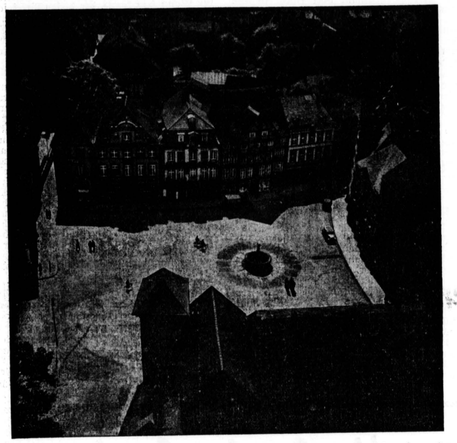
Der Brunnen gehört für den Deutschen unlösbar mit zum Bilde der alten Stadt. In unzähligen Liedern und Weisen hat das Volk seine Freude und sein Leid, Heimweh und Liebesschmerz mit dem Rauschen der Brunnenwasser verbunden. In Bühnen- und Volksspielen kehrt er immer wieder als der Mittelpunkt des kleinstädtischen oder dörflichen Lebens. Und das ist der Brunnen in früherer Zeit ja auch tatsächlich gewesen. Die Frauen und Mädchen gingen am Tage zum Brunnen, um das Wasser zum Trunk und zur Wäsche zu holen. Es trafen sich die Freundinnen und Nachbarinnen dort und manches Plauderstündchen hat das sprudelnde Wasser so begleitet. Abends wenn das Tagewerk beendet war, fanden sich hier die Burschen und Mädchen ein, tanzten ihre Spiele und sangen ihre Lieder, schlossen Freundschaften und heimliche Verlobungen. So war der Brunnen der Mittelpunkt eines ausgeprägten Gemeinschaftslebens, auch Wiedersehen und Abschied, Aufnahme und Lösung aus der Gemeinschaft des Dorfes oder der Stadt wurden hier am Brunnen gefeiert. Kein Wunder also, daß den Brunnen das Volk in so liebevollem Andenken bewahrt und ihn auch später, als die Städte und Ortschaften wuchsen, überall dort angelegt hat, wo es galt, den Gemeinschaftssinn zu repräsentieren: auf den Marktplätzen, vor den Rathäusern und Kirchen. Wenn er auch dort das Wasser für den täglichen Bedarf nicht mehr zu liefern brauchte, so hatte man doch seine Freude am Lied der sprudelnden Wasser. Und wenn die Bürger reich und wohlhabend waren, wie in den Kaufmannsstädten des Mittelalters, dann erfuhr der Brunnen jene kunstvolle Ausstattung, die ihn heute noch zu einem Anziehungspunkt für alle macht, die eine alte Stadt besuchen. Aber nicht nur Kunstsinn und Wohlhabenheit prägten sich hier aus, sondern alles, was dem Leben des Volkes seinen Inhalt gibt: seine Geschichte und seine Frömmigkeit, seine Siege und große Notzeiten, sein Humor und auch sein feiner oder derber Witz. Es erscheint der Wasser- und Meeresgott der Antike, der blitzaxttragende Neptun auf den Säulen der Brunnen oder die Patrone der Stadt und der Kirchen, oder die Gründer und Herren, die sich um das Gemeinwesen besondere Verdienste erworben hatten. Aber auch Figuren des Volkslebens und des Märchens, Gestalten aus Mythe und Sage, auch Vertreter einzelner Berufe und Handwerke, die für einen Ort besonders charakteristisch waren, zieren die Brunnen. Und je reicher die Stadt, je gebefreudiger seine Bürger, um so großartiger und kunstvoller war ihre Ausgestaltung. Tiergestalten aller Art sehen wir da, die das Wasser in sprudelndem Bogen in große Schalen speien, wo es dann überläuft und wieder von anderen Schalen aufgefangen wird. Kunstvolle Wasserspiele entstanden so, die auch heute noch unsere Bewunderung finden. Wer etwa nach Nürnberg kommt, wird an dem würdigen gotischen Marktbrunnen in der Nähe der Frauenkirche nicht vorübergehen, er muß sich aber auch den berühmten lustigen Gänsemännchenbrunnen besehen. Die Stadt Braunschweig hat auf diese Weise dem großen Spaßvogel Eulenspiegel ein Denkmal gesetzt, Freiburg hat so herrliche historische Brunnen in seiner Hauptstraße, daß man sie nicht einmal dem modernen Verkehr zum Opfer fallen ließ.

Wer also durch deutsches Land reist und deutsches Volk kennen lernen will, gehe an den Brunnen der Städte nicht achtlos vorbei; er kann von ihnen oft in kurzem Anschauen vieles lernen und wird die Seele des Volkes in manchem tiefer begreifen.

Lk.

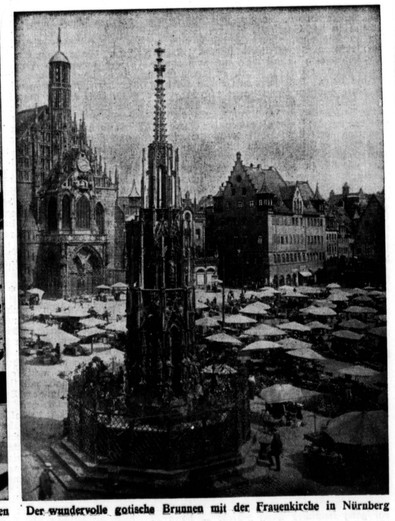


Auf dem Bäckerklint in Braunschweig steht der Eulenspiegelbrunnen. (Im Hintergrund das Eulenspiegelbäckerhaus.) **Photos: Dr. Koszella (4) Verkehrsverein, K.**



Der alte Marktplatz in Paderborn aus der Vogelschau. Nicht zu übersehen ist unten rechts der schöne Neptunbrunnen.

Kunstvolle Schmiedeeisenarbeiten zieren den Gänselieselbrunnen in Göttingen



Der wundervolle gotische Brunnen mit der Frauenkirche in Nürnberg

Der volkstümliche Gänsemännchenbrunnen in Nürnberg

Geheimnisse um funkelnde Diamanten

Abenteuerliche Schicksale berühmter Edelsteine / Von Oskar G. Foerster

Der Kohinoor, Indiens Schicksalsstein

Von Poesie und Legende umwoben, wandert der Kohinoor, einer der größten und berühmtesten Diamanten, durch Indiens Geschichte. Das altindische Epos Mahabharata besingt den Helden Karna, der schon vor 5000 Jahren diesen Stein an seinem Schwerte getragen haben soll. Ein uraltes prophetisches Wort verknüpft sich mit dem Stein: Wer ihn trägt, besitzt Indien . . .

Im 14. Jahrhundert erbeutet der furchtbare Herrscher von Malwa, Alaeddin, den Kohinoor auf seinen Raubzügen nach Karna und fügt ihn seinem Kronschatz in Delhi ein. Die Mogulhundstatte aus dem Hause Timur, bis zum 18. Jahrhundert Indiens allmächtige Herrscher, hüten ihn als Zeichen und Talisman ihrer Macht. 1739 besucht der Perserschah Nadir den Großmogul Mohammed in Delhi. Der Mogul schenkt dem Gast das schönste Mädchen seines Harems. Aber in der Nacht verrät Sakuntla dem Schah ein Geheimnis.

„Du bist mächtig, Nadir Schah!" flüstert sie, „aber du kannst noch gewaltiger werden. Der Mogul besitzt einen Diamanten. Jeder, der ihn trägt, ist Herr über Indien."

Nadir ist ein machthungriger Despot, seine Sehnsucht ist schon lange die Krone Indiens.

„Aber wie komme ich in den Besitz des Steines, Sakuntla?"

„Der Mogul trägt ihn in seinem Turban versteckt . . ."

Am nächsten Tage nimmt Nadir Schah Abschied. Der Mogul bietet ihm reiche Geschenke an, aber der Perser weist bescheiden ab.

„Ich und nur ein Zeichen der Freundschaft tauschen, Mohammed" bittet er. „Ich will dir meinen Turban geben, gib mir den deinigen dafür!"

Der Mogul erbleicht. Aber die strengen Gesetze der Gastfreundschaft gebieten ihm, den Wunsch des Gastes zu erfüllen. So kommt Nadir in den Besitz des Turbans. Sakuntla zeigt ihm den darin versteckten Stein, und Nadir, entzückt von der Lichtfülle, die ihm aus dem blitzenden Diamanten entgegenleuchtet, ruft: „Kohinoor (Berg des Lichts)!"

Zwei Jahre später erobert der Schah Delhi, in einem fürchterlichen Blutbad kommen 200 000 Menschen um. — Nadir Schah ist Herrscher von Indien . . .

Das leuchtende Herz der Göttin Durga

Nadirs Nachfolger waren Schwächlinge; in Kriegswirren und Hader zerfällt das indische Reich. Engländer und Franzosen begründen ihre indischen Kolonien. Der Kohinoor wandert von Hand zu Hand. Jeder der Fürsten, der ihn fortgibt, verliert Macht und Reichtum.

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts ist der Stein verschollen. Niemand weiß mehr, wer ihn zuletzt besaß. 1809 weilt der Maharadscha Randschit Singh, Fürst der Sikhs, in Delhi. Im alten Palast der Großmogule feiert er ein prunkendes Fest. Bajaderen, Mennigrot auf den Stirnen, mit Silberflitter und flirrenden Armspangen geschmückt, tanzen im Prunksaal unter den goldbeladenen Bildern und Statuen der Götter. Randschit Singh ruht auf einem mit Rosen, Jasmin und Lotosblumen bestreuten Teppich, neben ihm Pandita, die schöne Tochter eines Radjputen-Fürsten, die er als Gattin und Fürstin ins Land führen will.

Während dieses Festes aber erfährt Randschit Singh, daß Pandita ihm untreu ist. In furchtbarem Zorn springt er auf und reißt sein langes Schwert aus dem Gürtel. Job bricht die Musik ab, Gäste und Tänzerinnen verlassen den Saal. Pandita aber flüchtet zu den Statuen der Götter. Unter dem aus Sandelholz geschnitzten Bilde der nielarmigen Kriegsgöttin Durga bricht sie angstgelähmt zusammen. In diesem Augenblick schleudert der Wütende sein Schwert nach ihr.

Die Waffe fährt haarscharf neben der Schläfe des Mädchens in die hölzerne Statue. Der Fürst zieht es aus dem splitternden Holz heraus — aber da geschieht etwas Wundersames: Aus dem Herzen der Göttin, das der Stahl zerriß, bricht ein funkelnder Glanz hervor, der den Zornigen und alle anderen, die noch im Saale blieben, in abergläubische Furcht bannt. Durga, die Schreckliche, zeigt mit diesem Blitz ihr zürnendes Gesicht . . .

Ein wenig später findet man die Erklärung: kunstvoll in die Statue eingeschnitten, ruht der Kohinoor. Hier versteckte ihn sein letzter Besitzer, wohl, als er fürchtete, daß ihm der Stein geraubt werde.

Verflogen ist Randschit Singhs Zorn bei diesem Anblick. Die alte Prophezeiung geht ihm durch den Sinn — und es schreckt, als erfülle sie sich an ihm. Der Fürst läßt aus dem Sekten-Reich der Sikhs gegen Kaschmir und die Provinzen British-Indiens, die indischen Kriegerschlechter in Süd und Nord sehen in ihm schon den großen Beherrscher und Einiger.

„Indiens Stern versinkt . . ."

1846 marschieren englische Truppen in das Reich der Sikhs ein. Drei Jahre tobt ein erbitterter Krieg, in dem das Glück immer wieder wechselt. Im Februar 1849 aber, in einer finsteren Nacht, gelingt den Engländern ein überraschender Ueberfall auf das Lager des Maharadschas. Die Posten werden von den Engländern rasch übermüdigt. Dann beginnt der Kampf im Lager. Und wieder ist es eine Frau, die das Schicksal des Kohinoor entscheidet. Sanhuijan, die Gemahlin eines indischen Großen, hat ihren Gatten auf allen Kriegszügen begleitet. Im Lager Randschit Singhs zieht ihre Schönheit den alternden Fürsten in ihren Bann, er fordert sie gegen eine hohe Kaufsumme von ihrem Gatten. Dieser aber verweigert den Wunsch — und wird in der nächsten Nacht ermordet. Sanhuijan weiß wohl, wer die Mörder entsandte, und schwört, ihren Gatten zu rächen.

In dieser Nacht nun, als die Engländer in das Lager der Sikhs einbrechen, steht plötzlich eine indische Frau mit verhülltem Antlitz vor einem jungen britischen Leutnant.

„Wollt Ihr Randschit Singh fangen, Herr?" ruft sie und zieht den Offizier schon mit sich, „kommt! Ich führe Euch!"

Der Leutnant folgt ihr durch das von Kampflärm und Grauen erfüllte Lager. Sanhuijan führte ihn zu einem von Regenbäumen und Opuntien umstandenen Platz am Rande des Lagers. Hinter dichtem Gebüsch flackert Lichtschein.

„Dort ist das Zelt des Fürsten!" flüstert sie. „Er war allein, als ich ihn verließ!"

Der Leutnant spannt den Hahn seiner Pistole und schleicht sich durch die Sträucher zum Zelt, dessen Eingangsteppiche offen stehen. Aber das Zelt ist leer.

Doch Sanhuijan huscht schon an dem Offizier vorüber ins Zelt und greift nach einem runden Kästchen, das zwischen Kleidungsstücken und Waffen auf einem Teppich liegt.

„Nehmt, Herr!" ruft sie beschwörend, „es ist Randschits Talisman! Ohne ihn ist er verloren."

Sie drückt ihm die Dose in die Hand — im nächsten Augenblick verschwindet sie im Dunkel.

Tags darauf ergibt sich Randschit Singh mit den Resten seines Heeres bei Gudschrat den Engländern.

Der britische Leutnant aber findet in dem Kästchen, das ihm Sanhuijan gab, den Kohinoor. So gelangt der Stein in den Besitz der englisch-ostindischen Kompanie, die ihn ein Jahr später der jungen englischen Königin Victoria als Geschenk überreichen läßt.

Rasch geht die Kunde von dem Verlust des Kohinoor durch Indien. Der heilige Stein der Macht hat Indien verlassen. „Mit ihm sinkt Indiens Stern!" sagt einer der Fürsten, die sich bald nach dem Untergang des Sikhs freiwillig den Engländern unterwerfen.

Im englischen Kronschatz beendete der Kohinoor seine Wanderung durch die Geschichte Indiens. Zur Brillantform geschliffen, funkelt er nun an der Krone des britisch-indischen Kaiserreiches.

Frankreichs National-Diamant: Der Regent

Im Jahre 1701 wird dem Gouverneur des britischen Forts St. Georg in Madras, William Pitt, ein Diamant von seltener Größe und Schönheit zum Kauf angeboten. Es ist ein 410karätiger rosafarbener Stein, der in den Gruben von Partial gefunden worden sein soll. Pitt kaufte den Stein für 20 000 Pfund. Aber schon nach einem Jahr wird der Diamant geraubt. Alle Nachforschungen bleiben vergeblich — der kostbare Stein ist verschwunden.

Fünf Jahre später, 1706, erwirbt die französische Brigg „Charlemagne" von Ostindien nach Frankreich. Ein Negersklave, der zur Besatzung gehört, bittet den Wundarzt des Schiffes, ihm eine große eitrige Wunde aufzuschneiden. Der Arzt tut es — in der Wunde des Negers befindet sich der Pitt-Diamant! Der Schwarze verrät kein Wort darüber, wie er in seinen Besitz kam. Erst wird ihm über Bord — man macht kurzen Prozeß mit Negern — und der „Pitt" gelangt nach Frankreich, wo der damalige Regent, der Herzog von Orleans, ihn für 2 Millionen Franc erwirbt und später in den französischen Kronschatz überführt. In der Krone des Königs Ludwigs XVI. schimmert der „Regent" später zwischen anderen Brillanten, bis mit der Revolution der Glanz des Königtums in Blut und Schrecken versinkt.

Ein anonymer Brief

In dieser Schreckenszeit dringt der Pöbel in die Schlösser des Königs. „Kommissionen der Republik" beschlagnahmen das Eigentum der königlichen Familie, und auch der Kronschatz wird zum „Volkseigentum" erklärt.

Aber als die neuen Machthaber nun daran gehen, an Hand der Verzeichnisse den Kronschatz zu prüfen, stellen sie fest, daß in den Tagen des Aufruhrs offenbar schon andere die Gunst des Augenblicks benutzt haben: Der „Regent", der kostbarste Edelstein des Schatzes, ist aus der Königskrone herausgebrochen! Mehr als ein Jahr lang bleibt der Stein unauffindbar. Dann, im Frühjahr 1793, erhält die Gräfin Louise d'Abegnol, deren Mann mit den Freunden des Königs auf der Guillotine starb, einen Brief. Ein fremder Mann gibt ihn in der Pariser Wohnung der Gräfin ab, und als sie ihn öffnet, findet sie folgende Mitteilung:

„Teuerste Gräfin! Ein Unglücklicher, den Sie gut kennen, der aber seinen Namen heute nicht mehr tragen darf, schreibt Ihnen dies, um Ihnen die aufrichtige Liebe zu beweisen, die ihn seit Jahren peinigt. Ich schenke Ihnen als Zeichen dieser unerfüllbaren Sehnsucht den Diamanten, den unser Herrscher an seiner Krone trug. Ein Zufall verriet mir die Stelle, wo sich das Juwel heute befindet. Wenn Sie ihn dort finden, so betrachten Sie ihn bitte als das letzte Vermächtnis eines Freundes, dessen Leben verwirkt ist."

Diesem Schreiben ist ein Lageplan beigefügt, aus dem hervorgeht, daß der „Regent" an einer bestimmten Stelle des Straßengrabens an den Champs d'Elysées vergraben liege.

Die Gräfin vermag sich nicht zu denken, wer der Mann sein könne, der diesen Brief schrieb. Sie hat viele Anbeter gehabt, die sie die „Königin der Grazie" nannten, ehe sie ihrem Gatten die Hand reichte. Aber sie entschließt sich dennoch, den Rat des Unbekannten zu befolgen.

War es eine Falle?

In dunkler Nacht gräbt ein Diener an der bezeichneten Stelle nach und findet dort, im Straßengraben, kaum einen Fuß unter der Erde, den Millionenstein. Er bringt ihn der Gräfin, die sogleich seine Echtheit feststellt.

Aber was tun? Der Stein gehört dem König! Zwar ist der König tot — aber hat die Revolutionsregierung nicht beschlossen, alles Eigentum der Krone an den Staat abzuliefern?

Nach langem Gewissenskampf entschließt sich die Gräfin, den „Regent" der neuen Regierung zu schicken. Ehe sie dazu kommt, halten Gendarmen überraschend eine Haussuchung bei ihr ab, finden den Stein und verhaften Louise. Der Justizminister Danton selbst erhebt die Anklage: Diebstahl und Unterschlagung kostbaren Staatseigentums!

Vergeblich bleiben alle Erklärungen und Unschuldsbeteuerungen der Gräfin — im September 1793 steht sie unter dem Beil der Schreckensherrscher. In Paris gehen seltsame Gerüchte um. Eines von ihnen erklärt: Danton selbst habe die Liebe der schönen Louise d'Abegnol gewinnen wollen. Sie aber habe den Mörder ihres Gatten mit Abscheu und Verachtung abgewiesen. Aus Rache soll Danton ihr dann — durch die Zusendung des Briefes — eine Falle gestellt haben, deren Gefahr sie nicht beachtete . . . (Forts. folgt.)

Sachen machen die Leute, Sachen...

Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele:

Was so ein richtiger englischer Kolonialbeamter ist, der Jahre hindurch in der Sonne Afrikas Dienst getan hat, der kann nur zu leicht in seiner Pensionszeit Heimweh nach dem afrikanischen Busch bekommen. So ging es auch Mister Oharo, der zur Zeit auf seinem Ruhesitz in der Grafschaft Surrey lebt. Von Tag zu Tag wurde seine Sehnsucht nach seinem früheren Tätigkeitsfeld stärker. Es war aber selbst schon zu alt war, um noch einmal das Schiff zu besteigen, schickte er seinen Sohn auf die Reise. Und zwar mit einem Auftrag, der einer gewissen Komik nicht entbehrt. Der Sohn mußte sich nämlich nachts in die afrikanische Steppe und in den Urwald auf die Pirsch machen, um dort alle Stimmen der Tiere des schwarzen Erdteiles auf Schallplatten einzufangen. Der junge Mann tat dies auch zur Zufriedenheit seines Vaters, und wenn nun der Alte abends in seinem Garten beaucm im Liegestuhl ruhend den Sonnenuntergang und das langsame Hereindämmern der Nacht beobachtet, dann legt er die entsprechenden Platten auf das Grammophon und läßt, genau wie dies in der afrikanischen Steppe nach seinen Erfahrungen geschieht, die wilden Tiere in Aktion treten. Und siehe da . . . mitten in England trompeten dann die Elefanten, dann brüllen die Löwen, dann knurren die Leoparden und auch die Hyänen können ihr markerschütterndes Bellen nicht unterlassen. Aber damit nicht genug: Der junge Mister Brown mußte auch ein paar Dutzend Grammophonplatten mit dem nächtlichen Palaver der Neger am Lagerfeuer füllen. Geradezu selig ist dann der alte Herr, wenn er, umgeben von duftenden Rosen und anderen Erzeugnissen modernster Gartenkultur, die Stimmen der schwarzen Gesellen vernimmt. „Rhabarber . . . Rhabarber . . . Rhabarber." So still dieser englische Kolonialbeamte seine Sehnsucht nach Afrika nächtlicher Steppe. Man hat wiederholt den Versuch gemacht, mit dem alten Kolonialoffizier über eine Abdämpfung dieser Abendkonzerte zu verhandeln. Er läßt es nicht! Er sieht es nicht! Infolgedessen wird nun das Gericht darüber zu entscheiden haben, ob und wie laut die wilden Tiere Afrikas und ebenfalls die Neger auf den Schallplatten brüllen dürfen . . .

*

Wenn Vati im Gefängnis sitzt — er hatte ein ganz frommes Ding gedreht — dann ist es verständlich, daß Mutti alles daran setzt, um mit ihrem Manne eine Unterhaltung zu beginnen. Aber eine junge Pariserin schien keinen rechten Gefallen daran zu haben, die stundenlangen Besuchsstunden für die Männer hinter den schwindsüchten Gardinen inne zu halten. Da hörten nämlich die Gefängnisbeamten zu und das schien nicht das Erstrebenswerte zu sein. Daher kam die junge Frau auf einen höchst originellen Einfall. Sie fuhr an der Seite ihres kleinen Jungen in einem Auto in der frühen Morgenstunde vor das Gefängnis, hielt gerade gegenüber jene Zelle an, in der sie ihren Gatten vermuten durfte und begann mit ihrer „Unterhaltung". Diese aber sah so aus: Plötzlich erönten aus der Limousine Hupsignale, die hatten eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den telegraphischen Morsezeichen . . . kurz lang, lang kurz, lang und so fort. Das hielt eine ganze Weile an. Plötzlich aber trat die vom Gefängnisdirektor alarmierte Polizei in Aktion und verhaftete die listige Pariserin, die der Justiz Frankreichs ein Schnippchen geschlagen hatte. Die Idee, mit einer Autohupe „Funkspruch" ins Gefängnis hinüberzusenden, das die Schicksalsfrage enthielt — auf die ich geantwortet habe: „Ja" . . .

Unter ganz besonders schwierigen Umständen vollzog sich die Werbung eines Tropfenkünstlers, dessen Frau berichtet: „An einem Tage hing ich gerade am Trapez mit dem Kopf nach unten, als mein jetziger Mann zu mir sagte, daß er mich den leeren Raum schleuderte: „Da, wollen Sie mich heiraten?" Ich hatte keine Zeit mehr zu antworten, denn ich flog bereits durch die Luft! Erst als ich bei meiner Uebung wieder zu ihm zurückkam, habe ich ihm geantwortet: „Ja!" und dann flog ich wieder weg. Ich bin gewiß die einzige Frau, die man im Augenblick nach ihrer Verlobung losgelassen hat!"

Eine dritte Leserin schreibt: „Ich habe von meinem künftigen Ehemann eine Serie Ansichtskarten erhalten. Er war zu schüchtern, um mit mir zu sprechen. Am Montag erhielt ich eine Karte mit dem Wort: „Wollen . . ."; am Dienstag: „Sie . . ."; am Mittwoch: „mich heiraten?" Dann kam noch eine Karte, auf der nur die Unterschrift stand. Ich habe ihm daraufhin bedeutet, daß er mir mit denselben Kosten auch ein Telegramm hätte schicken können . . .

Xaver Xanten.

Als Ankwort hyrang Sepp mit einem doppelten Salto vom Sprungturm auf die aufsprühende Flut. Sein vorbildlich gebauter Körper schwebte dabei eine halbe Sekunde wie losgelöst von aller Erdenschwere hoch durch die Luft. Er kam dann rasch aus der Wassertiefe wieder zum Vorschein und turnte an dem Seil, das Schwimmer und Nichtschwimmerbecken voneinander trennte, empor, roffte einen Stock auf, der am Beckenrand lag, und lief — geschickt balancierend — mit nackten, wassergläuzenden Füßen über das schmale Drahtseil. Noch ehe Brigitte Worte der Anerkennung gefunden hatte, rannte er vom Wasser fort und zur Rasenlaufbahn hinab. Hier setzte er seine Kunststücke an allen möglichen Turngeräten in einer geradezu erstaunlich vollendeten Weise fort. Und wieder kam er zurück und zeigte neue Sprünge ins Wasser, rückwärts, seitlich, schließlich gar wieder den zweifachen Salto.

Brigitte klatschte wirklich genau so in die Hände, wie es die Leute taten, die Sepp wie einen „Artisten" behandelten. Sie wußte überhaupt nicht, warum er das nicht sein mochte. Artisten waren doch bestimmt Menschen, die über ein hohes Können und eine unbeschreibliche Beherrschung ihres Körpers verfügen mußten, wollten sie so Tag für Tag ihren anstrengenden und höchste Aufmerksamkeit erfordernden Beruf ausüben.

„Wenn Sie so weitermachen, Sepp, komme ich selbst gar nicht zum Schwimmen!" Brigitte hog sich nach vorn, nach der Seite und rückwärts, um den vielen Einfällen des Sportsmannes mit ihren Augen zu folgen. „So etwas gehört auf die Olympischen Spiele!"

„Wird auch gemacht!" keuchte Sepp im Vorüberlaufen. Brigitte hyrang nun endlich in die silberne Wasserflut, die von der Sonne an der Oberfläche eine goldene Tönung erhielt. Ganz rein und klar, völlig unbenutzt und lieblich war dieses Wasser noch, das frisch zugelaufen war in der Nacht. Das Becken wurde von dem gleichen Fluß gespeist, der in der Nacht an Brigittes Wiesenweg geplätschert hatte. Brigitte dachte an die Nacht mit jedem Atemzug, während ihre Arme das Wasser teilten, während sie wustend und sprudelnd, lachend und strahlend ihr Gesicht der Sonne zuwandte.

Hernach lag sie in trockenem Badezeug, vorsichtig geölt und bebrillt, in einem Liegestuhl, den Sepp ihr aufgestellt hatte, und blinzelte in die blaue, flimmernde Luft. Sieben Uhr! Noch eine halbe Stunde hatte sie Zeit. Dann gab's das Frühstück, und dann begann die Arbeit wieder, die schöne, geliebte, den Tag ausfüllende Arbeit.

Sepp schleppte einen Teller mit Früchten heran, welche die Jahreszeit hat: Kirschen und Erdbeeren. Er hatte hinter dem Bad einen kleinen Garten und sog mit Stolz außergewöhnliche Dinge an Schmackhaftigkeit und Größe. Auch Brigitte bewunderte seine Riesenerdbeeren, die sich trotzdem den aromatischen Geschmack bewahrt hatten. Die Kirschen hängte sie sich, wenn zwei Stiele zusammengewachsen waren, wie ein hiesiges Kuchen für alle Gelegenheiten, besonders aber für Hochzeiten. Da erhielt ich an meinem Geburtstag einen prächtigen Kuchen von ihm, mit einer Ausdupe „Kunftes des Lebens" in Kirschen, das die Schicksalsfrage enthielt — auf die ich geantwortet habe: „Ja" . . .

„Heute nacht", berichtete Sepp nachdenklich, „hat ein Mensch in den Flußwiesen hinter dem Park wunderbar gesungen!"

„Wo haben Sie denn das gehört?" fragte Brigitte. „Es wird wohl der Rundfunk oder eine Schallplatte gewesen sein."

„Nein", wehrte er entrüstet ab, „so etwas hört man doch. Es war eine natürliche Stimme. Aber groß, ganz groß! Wie Caruso!"

„Sie haben geträumt, Sepp!"

„Dann wünsche ich, ich hätte öfters solche Träume." Sepp war traurig, daß Brigitte ihm nicht glauben wollte.

„Nein, nein", beglitigte sie ihn da, es ist schon so. Ich habe die Stimme auch gehört."

„Sie auch?" Sepp fuhr herum. „Wo haben Sie es denn gehört?" Er wiederholte ihre eigenen Worte.

„Ich ging nach dem Konzert noch ein wenig durch den Park, angelockt von dem einzigartigen Mondlicht."

„Wer kann es gewesen sein?"

„Irgend ein Kurgast", meinte sie gleichmütig.

„Du Lieber Himmel, daan hätten wir ja einen berühmten Sänger unter den Kurgästen!?"

„Vielleicht . . .?"

„Aber das müßte man doch herausfinden! Darum müßte man sich doch bemühen?"

Brigitte zuckte mit dem leichtmütigsten Gesicht von der Welt die Achseln.

„Wenn er aber Ruhe haben will — —? Er wird unter einem anderen Namen hier abgestiegen sein, um sich zu erholen. Und soll man ihn da stören? Das wäre Selbstsucht. Haben Sie Lust, sich stören zu lassen, wenn Sie sich ausruhen wollen? — Sehen Sie, nun machen Sie ein entrüstetes und ablehnendes Gesicht."

„Ich bin auch kein berühmter Sänger!" knurrte Sepp.

„Dann haben Sie also noch weniger das Recht, einmal Ruhe von allem zu beanspruchen."

„Er ist ein Künstler, er gehört uns allen, er gehört der ganzen Welt!"

„Ach, sieh mal an?!" Brigitte richtete sich auf und schaute aus ihren bebrillten Augen auf den hochgewachsenen Wasserjott. „So eine arme Berühmtheit hat also das Selbstbestimmungsrecht verloren?"

Sepp bestand trotzig darauf, daß eine große Kunst so selten sei, daß man nach ihr verlangen könne, wo immer sie sich zeige. Und ihm, dem Sepp, könne es gerade jetzt passen, eine große Stimme zu hören. Für einen glanzvollen, strahlenden Tenor habe er sich schon immer begeistert.

„Wer weiß, was noch kommt", tröstete Brigitte mit einer Rede, deren Sinn für Sepp dunkel war.

„Vielleicht singt uns der berühmte Mann, wenn wir ihm Ruhe lassen, auch für uns mal ein Lied, ehe er weiterfährt."

„Wieso?" Sepp schnellte auf. Es hielt ihn nicht mehr an seinem Platz. „Kennen Sie ihn denn? Wissen Sie etwa schon Näheres und Genaues?"

Eine nahe Uhr schlug freundlich und mahnend. Nun war es Brigitte, die sich rasch erhob und zu den Zellen flüchtete.

„Ich muß ja fort. Die Arbeit ruft! Die Arbeit ruft!" Sie sang es schmetternd.

„Sie sind ja bei der Kurverwaltung", sagte Sepp durch die Tür der geschlossenen Einzelzelle, in der Brigitte sich umkleidete, „Sie wissen sicher mehr!"

„Das ist — Dienstgeheimnis!" trällerte sie übermütig.

Mißmutig trollte er davon.

***

Es war nun so bei Lydia Kern geworden, daß ihre Besuche gemeldet werden mußten; man konnte die Leidende nicht mehr im Garten einfach überfallen. Sie lag, da die Sitze größer und ihre Schmerzen stärker geworden waren, in einem abgekühlten, eingedämmerten Zimmer, durch dessen Jalousien das grüngoldene Licht des Parkes fiel.

Brigitte ließ sich melden. Sie stand klopfenden Herzens in der Diele, Elisabeth Barnekamps Buch in der Hand, und wartete, ob man sie schweisen würde. Aber das Mädchen kam und sagte: „Frau Kern würde sich freuen . . ."

„Sie würde sich freuen?" Brigitte zitterte ein wenig in den Knien, als sie das große Gemach betrat, in welchem sie, die aus der blendenden Sonnenglut gekommen war, zuerst nichts wahrnehmen konnte. Wie eine Blinde stieß sie sich an Truhe und Stuhl. Mit der Hand über die Augen streichend, sagte sie lächelnd:

„Ich bin, scheints, blind geworden . . ." Eine mitfühlsame Stimme antwortete ihr: „Wie kann man so etwas mit einem lachenden Munde sagen!"

Jetzt hatte sich Brigitte an das Dämmerlicht des Raumes gewöhnt und erkannte Lydia Kern, die in einem überaus bequemen Liegestuhl in der Nähe der geöffneten Terrassentür ruhte.

„Diesmal komme ich nicht wegen mir selbst, sondern nur als — Mittlerin", fuhr sie unverdrossen fort, „und ich danke Ihnen im Namen der Seele, die ich mitgebracht habe, daß Sie mich nicht abgewiesen haben."

Weher Willen lief ein schwaches Lächeln um Lydia Kerns Mund. Die herrlichen Augen auf den Besuch gerichtet, antwortete sie: „Sie haben eine Erfindungsgabe, die man schon Begabung nennen könnte. Wie verlockend Sie das Mitbringen eines Buches ...."

„Aber welches Buches!" verbieß Brigitte. „Ich muß Ihnen viel erzählen über das Buch; aber erst dann, wenn Sie es — mindestens bis zur Hälfte — kennengelernt haben."

„Danke schön. Es ist sehr freundlich von Ihnen, Fräulein Ach, immer wieder an mich zu denken. Aber Bücher fesseln mich nur wenig."

„Auch dann nicht, wenn sie der Niederschlag wirklich gelebten Lebens, eines tatsächlichen Schicksals sind?"

„Was kümmert mich das alles? Aendert es mein Los?"

„Es hilft erleichtern! Bücher sind doch die besten Freunde: sie sind immer da, wenn wir sie brauchen, wenn wir unglücklich, wenn wir einsam sind. Wir brauchen dann nur nach ihnen zu greifen."

Lydia sah Brigitte mit einem langen, nicht unfreundlichen Blick an.

„Gut! Legen Sie es auf das kleine Tischchen dort. Schwester Kathe kann mir ihn und wieder ein wenig daraus vorlesen — oder auch Edith."

„Weit gefehlt, meine liebe, gnädige Frau! Weder Schwester Kathe noch Edith, das Kind, können aus diesem Buch vorlesen. Jene könnte es nicht verstehen, und diese ist noch zu jung dazu. Es spricht ein Mensch aus dem Buch, den Sie — lieben werden!"

Lydias Augen erhielten einen seltsamen schwärmerischen Glanz.

„Woher wissen Sie das?" fragte sie. „Sie kennen mich doch nicht . . ."

„Ich weiß alles genau", verscherte Brigitte, „und darum möchte ich allein Ihnen aus diesem Buche vorlesen. Darf ich? Es wird Sie nicht anstrengen. Ich dämpfe meine Stimme, sie soll nur so leise plätschern; dann ist es, als ob Sie träumten . ."

„Als ob ich — träumte? — Was ist das für ein Buch?"

„Bitte" sagte Brigitte beschwörend, „bitte, lassen Sie mich das erst sagen, wenn Sie es kennen. Ich möchte Sie — überraschen, ganz wundervoll überraschen."

„Ueberraschen — mit wem?"

„Nun sie schon etwas?" dachte Brigitte. „Es ist doch nicht möglich, daß sie in einem solchen Maße feinfühlig und hellhörig ist?! Ahnt sie, daß es mit dem Buche eine besondere Bewandtnis hat?"

„Darf ich lesen?" fragte sie leise statt jeder Antwort.

„Bitte", entgegnete Lydia Kern mit veränderter Stimme — fast demütig und kindlich.

Brigitte setzte sich in dem Sessel, in dem sie Platz genommen hatte, so zurecht, daß sie fürs erste ihre Stellung nicht zu ändern und die Lauschende durch kein Geräusch zu stören brauchte. Sie begann zu lesen.

Leise Minuten verstrichen. Es war sonst lautlos still in dem Zimmer. Auch aus Haus und Garten, so, nicht einmal aus dem nahen Park kam ein Laut. Brigittes Stimme füllte sich immer mehr, wölbte sich dunkel auf, ohne stärker zu werden, sprach fast flüsternd, aber so klar und rein, daß jedes Wort mit allen Mitlauten zu verstehen war.

Lydias Gesicht, von Qualen durchpflügt, glättete sich wohlig. Es war eine Lust, dieser Menschenstimme zuzuhören, die so gut gebildet und wohllautend war. — Dann entschwand ihr das Bewußtsein für die Stimme. die ihr nun nur noch angenehme Mitklerin war für das packende, belebende und erlebende Erlebnis des Buches, das von einem Menschen geschrieben sein mußte, der höchstes Glück und tiefstes Leid erfahren hatte an Leib und Seele, der verzweifeln wollte und denkbaren Erlebens durchlauter hatte und doch — tapfer weiterlebte.

Einmal unterbrach Lydia Kern die Lesende.

„Glauben Sie", sagte sie mit einer Stimme, die man nicht als die ihre wiedererkannte, „daß so etwas möglich ist? Daß zu erleiden und doch weiterzuleben — nicht hart zu werden?"

Hurra für den „Seeteufel"

Graf Felix von Luckner, der sich bekanntlich mit seinem „Seeteufel" auf einer Weltfahrt befindet, hielt sich längere Zeit in Neuseeland auf, wo er und seine Gattin Gegenstand begeisterter Ovationen waren.

„Alles gesund und pudelwohl an Bord des „Seeteufel", so beginnt ein Brief, der uns aus der Hand des Bootsmannes des Grafen Felix von Luckner aus Auckland (Neuseeland) erreicht. Karl Müller, mit seinen 64 Jahren eines der ältesten Besatzungsmitglieder, ist immer mit von der Partie, wenn den „Grafen" die Abenteuerlust packt. In seiner schlichten Art gibt er uns eine anschauliche Schilderung von der Ankunft des „Seeteufel" in Neuseeland.

„Als wir nach 117tägiger Fahrt von Samor nach Neuseeland Auckland ansteuerten, hatte kurz vorher ein schwerer Orkan gewütet, und wir bekamen nun die hohe Dünung zu spüren. Natürlich erwarteten uns am Kai eine Menge Leute, die uns zujubelten, obwohl die Kommunisten ein paar Tage vorher gegen eine Landung des Grafen protestiert hatten. Am zweiten Tag nach unserer Ankunft gingen wir nach der Insel Motwiki, wo der Graf während des Krieges gefangen war und von wo er entflohen ist. Die Insel ist jetzt eine Jugendherberge, es sind an die 200 Kinder dort während des Sommers. Als der „Seeteufel" landete, standen alle Kinder in Reih' und Glied und schrien „Willkommen, Herr Graf!" und gaben ihm drei laute Hurra's. Es war sehr nett, Graf und Gräfin schritten durch das Spalier der Kinder und besichtigten dann die Insel, wo der Graf uns alles zeigte, sein altes Zimmer, wo er gewohnt hat, ist auch noch da, und überhaupt ist alles noch fast unverändert. Nur eine Kirche und ein Schulgebäude sind neugebaut worden.

Wir kamen nachmittags wieder nach Auckland zurück, und seitdem liegen wir hier und haben jeden Tag eine Unmenge Besuch. Der Seeteufel ist natürlich sehr in Anspruch genommen, jeden Tag Einladungen, so daß er nicht dazu kommt, seine deutsche Post in Ruhe zu lesen. Der Graf hat hier im großen Rathaussaal einen Vortrag gehalten vor 1200 Zuhörern, und er hat schon verschiedene Male durchs Radio gesprochen. Also Sie können sehen, daß der Besuch des „Seeteufel" gute Früchte tragen wird.

Wir sind ständig im Klub der englischen Frontkämpfer-Marine, die uns letzte Woche einen netten Abend gab. Morgen Abend sind wir wieder dort eingeladen. Letzte Woche lag ein großes französisches Kriegsschiff hier, Luckners waren Gäste des französischen Kommandanten, der auch bei uns einen Besuch machte. Jetzt hat ein großer amerikanischer Kreuzer hier angelegt, und ich vermute, daß auch hier wieder Freundschaftsbande geknüpft werden, wie uns überhaupt bisher überall eine Welle der Sympathie und Zuneigung entgegengeschlagen hat."

Brigitte ließ das Buch in den Schoß sinken. Den Blick auf die Seiten gesenkt, erwiderte sie: „Die Dichterin, die dieses Buch schrieb, hat es selbst — erlebt!"

Lydia öffnete ihre Augen nicht — wie immer, wenn sie etwas zutiefst bewegte, was sie um keinen Preis zeigen wollte.

„Wer — hat Ihnen das?"

Brigitte zögerte eine kleine Weile, dann sagte sie fest: „Die Dichterin selbst."

„Sie kennen sie?" forschte Lydia erregt.

Auch die geschlossenen Augen niederschend, antwortete Brigitte:

„Ja, ich kenne sie gut, wird sind uns sehr nah."

Plötzlich öffnete Lydia die Augen, und Brigitte war fast erschrocken ob der Schönheit und des Reichtums dieses Blicks. Obgleich Elisabeth Barnekamp hatte die Wahrheit gesprochen: Es konnte keinen schöneren, vollkommeneren und edleren Menschen gegeben haben als Lydia Kathner — damals.

„Sie haben — außerordentliche Freunde, Fräulein Ach!"

„Nur sehr wenige", wich Brigitte bescheiden aus.

„Mein Mann sagt, der — Sänger verehre Sie. Ich hörte ihn in der Nacht. Es war fast lanaem das größte Erlebnis für mich."

„Ich hoffe es zu erreichen, daß er hier in Leuchterborn singt. Ihr Mann erlebnt es so . . ."

„Ja", erinnerte sich Lydia, „es ist der Traum meines Mannes." Der Blick, mit dem sie Brigitte zählings ansah, war nicht zu deuten. Das Mädchen erschauerte unter ihm, wie sonnen Wärme und eisige Abkühlung so nah beieinander wohnen?

„Würden Sie sich nicht auch freuen, ihn in einem Konzert zu hören?" fragte sie unsicher.

„Ich?" Sie sagte es fast gelangweilt. „Ich würde mich natürlich auch freuen. Aber mein Mann geht vor. — Sie sind so liebevoll, Fräulein Ach, so der Liebe voll."

Brigitte war verwirrt, und sie wußte nicht, wie sie die Worte deuten sollte. Sie bob das Buch wieder empor und trage leise: „Soll ich weiterlesen?"

Lydias Augen hefteten sich auf den hellgrauen, beschrifteten Einband.

In der Reihe der Filmkünstler und Filmkünstlerinnen, die den 7. Tag mit ihren Autogrammen freundlich bedachten, fehlt auch

Paul Richter

nicht. Hier sein Gruß, für den wir ihm herzlich danken.

„Nein, o nein", stieß sie heftig hervor. „Jetzt nicht mehr . . ."

Brigitte war tief enttäuscht. Sie hätte weinen mögen über ihren Mißerfolg. Da aber sah sie, daß unter Lydias geschlossenen Augenlidern eine Träne hervorbrach, die heiße, weiche Träne eines harten Herzens — — —

„Gnädige Frau, liebe, gnädige Frau, ich bitte Sie, habe ich Sie erregt?" stammelte Brigitte fassungslos. „Ich wollte Ihnen . . ."

„Ja, ja", erwiderte Lydia wie mit einem kleinen Schrei. „Sie sind nichts als lieb, so der Liebe voll . . ."

„Gnädige Frau, was wollen Sie nur immer wieder mit diesem Satz sagen?"

„Lassen Sie mich! Bitte, gehen Sie jetzt! Gehen Sie!"

„Aber ich muß Ihnen sagen, daß — —"

„Nichts! Nichts!" wehrte sich Lydia. „Lassen Sie mich allein!"

„Ja", sagte Brigitte. „Auch sie hatte Tränen in den Augen. „Aber ich bitte Sie, bitte Sie dringend, mich wieder zu rufen, wenn Sie sich beruhigt haben." Damit ging sie leise und bestimmt aus dem Zimmer.

***

Lydia Kerns sonderbares, wechselndes — und sprunghaftes Wesen gab Brigitte mehr zu denken, als sie selbst es sich eingestehen wollte. In ihrer Ratlosigkeit suchte sie Elisabeth Barnekamp auf.

Sie fand die Schriftstellerin arbeitend in ihrem Zimmer; Elisabeth machte einen abgespannten und erschöpften Eindruck.

„Sie sind zur Kur hier und arbeiten sich noch zu Tode", tadelte Brigitte und betrachtete die gehäuften Manuskriptblätter.

„Erlauben Sie, daß ich mich lang ausstrecke?" bat Elisabeth und wies zugleich einladend auf einen Sessel, auf dem Brigitte Platz nehmen sollte. Sie selbst streckte sich auf dem Diwan aus. „Ich verbinde Ihren lieben Besuch mit einer Entspannung. Mein Rücken schmerzt so . . ."

„Was sagt der Arzt?" Brigitte bemerkte Elisabeths deutliche Erschöpfung.

„Im großen und ganzen ist er mit mir zufrieden. Nur wünscht er weniger Schreibtischarbeit für mich und dafür mehr Bewegung, mehr Betätigung auf anderen Gebieten. Aber wissen Sie, Brigitte Ach, es ist so: ich muß eifrig arbeiten. Der Junge braucht Geld, er wächst heran und verlangt eine anständige Ausbildung. — Ehe ich hierher fuhr, habe ich eine Lebensversicherung abgeschlossen. Er soll nicht mittellos sein, wenn mir etwas zustößt . . ."

„Was sollte Ihnen zustoßen?" Brigitte wehrte die trüben Gedanken von Elisabeth ab. „Sie stehen in der Vollkraft Ihres Lebens, Sie müssen noch lange leben und schaffen!"

Elisabeth wandte das Gesicht mit einem zitternden Atemzug zur Wand.

„Ich will es ja auch . . . Nur ich möchte einmal heraus aus dem Dualismus der zufälligen und unregelmäßigen Einnahmen. Ich möchte irgendeine Stelle annehmen, aber es müßte eine sein, die mir auch etwas Zeit ließe für meinen Jungen und für meine Arbeit. Als Hausdame in einem großen Haushalt hätte ich des öfteren mit gutem Gehalt angestellt werden können, aber da war das Kind ein Hindernis, und ich trenne mich nicht von meinem kleinen Kerl."

Ihre leidenschaftliche Stimme zitterte.

Brigitte fürchtete ergriffen, daß sie weine. Da lag der geliebte, verehrte, nahe Mensch und weinte, weil er Sorgen hatte. Nicht um sich, nein, nur um das ihm geschenkte und anvertraute Sprößlein am Lebensbaume des Volkes. Brigitte erhob sich und huschte zu Elisabeth hin. Sie setzte sich neben sie und nahm ihre Hand.

„Für Sie etwas zu finden, darf doch nicht so schwer sein. Sie sind ein so begabter Mensch, so vielseitig, so erfahren, so gereift. Wenn ich, die eigentlich viel zu junge Brigitte, einen Posten gefunden habe, der so schön und so reich ist und so tiefinnerlich ausfüllt, um wieviel mehr sind Sie dazu geschaffen, daß man Ihnen etwas Derartiges bietet!" Und während sie das sagte, drängte es sich ihr auf: Wieviel mehr wäre diese da geeignet, meine Stellung einzunehmen, diese da mit ihrer Erfahrung, ihrer Reife, ihrer Menschenkenntnis und Güte! Diese Frau, die über den Dingen steht. Sie erblaßte bei diesem Gedanken. Ihre Arbeit war ihr lieb. So ohne weiteres konnte sie nicht darauf verzichten, nein, das konnte sie nicht — —

„Wir werden gemeinsam suchen", sagte sie zu Elisabeth, „ich werde die Augen weit offenhalten für Sie! Es begegnet mir auf der Kurverwaltung so mancher Mensch, und vielleicht ist einmal einer darunter, der Ihnen Glück bringt."

„Sie haben einen schönen Beruf", sagte Elisabeth leise, „einen Beruf, der nimmt und gibt, der den Blick weitet und Ihnen Menschenkeelen erschließt."

„Lydia Kaltner-Kern aber sagt, ich sei so der Liebe voll, und sie betonte es, als sei es schlecht oder zuviel."

Elisabeth richtete sich auf. „Sie waren bei ihr?"

„Ja, ich las ihr die ersten zehn Seiten Ihres Buches vor."

Die Schriftstellerin ließ sich wieder zurückfallen. „Sie lasen ihr mein Buch vor . . ."

„Sie sind also schon bei ihr gewesen, und zwar im wahrsten Sinne nur mit Ihrem Geist!"

„Und — was sagte sie?"

„Zuerst war es sehr schön. Aber dann fragte sie mich etwas. Wir unterhielten uns und kamen auf ein anderes Thema. Alles war zerstört. Ich hätte heulen können! Immer wieder von neuem gibt mir diese Frau ein Rätsel auf."

„Erzählen Sie doch genau!" bat Elisabeth. „Wie war es, und — was sagte sie?"

Brigitte berichtete jedes Wort, das zwischen Lydia und ihr gesprochen worden war. Elisabeth schüttelte den Kopf.

„Ich verstehe es nicht. Das ist alles so fremd an ihr. Ich kenne sie nicht wieder. Wir können es nur ihrem krankhaften Zustand zuschreiben, daß sie in einer solchen Weise hysterabel ist. Ich wüßte sonst nicht, was sie bewegen könnte, so zu Ihnen zu sein. Sie gefallen ihr doch, ja, Sie müssen es, wenn in ihr noch ein ganz kleiner Funke jener Lydia brennt, die ich so liebte — —"

„Ich spüre, daß sie mich wohl leiden mag; aber es ist dann später immer so, als wehre sie sich gegen eine Zuneigung, gegen Vertrauen, gegen Hilfe und Menschennähe."

„Verbitterung allein kann sie nicht so weit getrieben haben. Es muß noch etwas anderes sein . . ."

„Ja, wenn ich nur wüßte, was!" Brigitte klagte mutlos. „Nun muß ich warten, bis sie mich wieder ruft. Sie muß mich jetzt rufen; eher kann ich nicht hingehen."

***

Herr Reusch wandelte während des Frühkonzertes über die kaufühlen Parkwege. Seine rechte Hand lag auf dem runden, gewölbten Arm einer schönen, stolzen und sehr geraden Frau. So begegnete ihnen Brigitte.

Reusch rief schon von weitem. Mit dem Stock, den er in der Linken hielt, fuchtelte er in der Luft herum.

„Fräulein Ach! Ach, Brigitte!" schrie er übermütig. „An Ihrem Gang erkenne ich Sie! Kommen Sie doch her! Meine Frau ist gekommen!"

Brigitte blieb lachend vor den beiden stehen, ließ sich vorstellen und reichte Frau Reusch die Hand. Ein schönes — aber ein ziemlich leeres, kühles Gesicht, stellte sie fest.

„Woran erkennen Sie mich nicht noch? Zuerst an meinen Händen und nun schon an den — Füßen."

Sie lachten alle drei. Und Frau Reusch meinte: „Er hat ein ausgesprochen feines Gefühl, wie ein Tier — —"

Reusch wehrte sich: „Fräulein Ach gehört aber auch so zu Leuchterborn wie der Badearzt, wie der Kurpark, wie der Sprudel und wie die Sonne."

„Danke schön", sagte Brigitte, „das war ein feines und großes Lob. Ich bin gern ein bißchen unentbehrlich."

„Das sind Sie uns allen schon, ach, Brigitte!" Reusch erlaubte es sich in seiner launigen Weise seit einigen Tagen, Brigittes beide Namen umzuwechseln; er behauptete, daß sie so viel hübscher klängen. „Ach, Brigitte . . ."

„Du bist frech!" tadelte seine Frau. „Du mußt viel respektvoller sein!"

Brigitte nahm ihn in Schutz: „Es ist nur der Uebermut, Frau Reusch! Er hat sich ja so auf Sie gefreut. Alle Tage haben wir es zu hören bekommen: In acht Tagen kommt meine Frau! In fünf, in drei, und dann hieß es: morgen!"

„Da hörst du es!" triumphte Reusch auf. „Du willst es ja nie glauben."

„Es scheint mir auch eine — Verabredung zu sein!" scherzte Thea Reusch.

Brigitte, entsetzt, sich Reusch. „Fräulein Ach ist eine Amtsperson für Leuchterborn und unbestechlich!"

Brigitte schloß sich dem Ehepaar an, als sie weitergingen. Reusch streckte dem Badehaus zu, ihn verlangte nach einem Arienbad.

„Würden Sie meiner Frau einige Auskünfte geben, während ich im Badehaus bin, was sie in den nächsten Tagen unternehmen kann? Ich möchte, daß sie es hier sehr schön hat: sie kann so wenig ausspannen!" Völlig guter Laune und voller Witz verschwand er in dem Eingang des Hauses, das den segenspendenden Sprudel eingefangen hatte.

Inzwischen wies Brigitte auf eine der Bekanntmachungstafeln, die überall unauffällig und doch gut sichtbar angebracht waren.

„Wollen Sie mit mir zum Büro gehen?" fragte sie freundlich. „Es gibt Karten für lustige Abende und Ausflugsfahrten, für Theater und Konzerte."

„Danke, nein, im Augenblick nicht", sagte Thea Reusch, „es bewegen mich ganz andere Dinge. Ich bin sehr erstaunt und entsetzt: Das Befinden meines Mannes ist nicht merklich besser geworden. Ich war diesethalb schon beim Arzt und habe mich beschwert."

„Und — was sagte hierauf der Arzt?" Brigitte etwas beirrte Brigitte peinlich an dieser Frau.

„Er sagte — nun — immer dasselbe: daß an eine Heilung ja niemals gedacht werden könne, nur immer an eine jeweilige Besserung. Oh, es ist entsetzlich."

Es kommt sehr darauf an, wie man etwas ausdrückt. Diese Frau hier bedauerte die Tatsachen nicht, sie war entrüstet.

„Tag für Tag stehe ich im Geschäft und quäle mich ab!"

„Geht es schlecht — das Geschäft?" erkundigte sich Brigitte und betrachtete das vornehme und kostspielige Kleid der Frau.

Die mußte den Blick gesehen haben. Ein kleines Rot stieg ihr ins Gesicht.

„Nein, das nicht, aber — —"

„Sie sind ein so kraftstrotzender, gesunder Mensch: es macht Ihnen gewiß nichts aus, im Geschäft zu arbeiten. Wir müssen es doch alle, der eine auf diese, der andere auf jene Art. Auch die Kur-Hausfrau hat ein hartes und aufreibendes Tagewerk zu verrichten. Und Sie arbeiten nur für sich. Niemand redet Ihnen hinein. Sie können sich ihr Leben aufbauen, wie es Ihnen beliebt."

Frau Reusch ließ fast ihre ganze Maske fallen. „Ich ärgere mich ja auch nur, daß mein Mann so gar keine Vernunft besitzt. Statt vollkommen noch ärztlicher Vorschrift zu leben, macht er Dinge mit, die für ihn Torheiten sind. Jene Ausflugsfahrt — —"

„Er hat Ihnen davon erzählt?" fragte Brigitte dazwischen.

„Erzählt? Gestanden hat er es! Ich finde es unerhört, wie er hier die teure Kur mißbraucht, die ihm Heilung bringen soll."

Brigitte war tiefernst geworden. Die Frau, die hier sprach, redete aus einer dumpfen, bösen Feindseligkeit heraus, sie empfand sie fast körperlich.

„Hören Sie zu, Frau Reusch", sagte sie, die junge Brigitte, aus ihrem oftmals unfehlbar sicheren Gefühl heraus. „Sie wissen selbst, daß es eine wirkliche Heilung bei Ihrem Gatten nie mehr gibt. Für Sie ist das bedrückend. Was aber bedeutet das erst für den Mann? Er ist der wahre Leidtragende, der Behinderte, der Geschädigte. Auch Sie natürlich, aber doch in keinem solchen Maße wie er. Und — glauben Sie, auch er weiß genau, was mit ihm los ist. Er könnte nun hadern, er könnte verbittert sein, er könnte mit Klagen und Stöhnen Ihnen das Leben zur Hölle machen. Es gibt viele solche Kranke . . .! Statt dessen lacht er, macht Witze, freut sich des Lebens und begeht hin und wieder kleine Dummheiten oder Schönheiten, wie man es besser nennen sollte, die ihm das unabänderliche Leben erträglich machen. Diese kleinen Uebergriffe machen ihm Freude! Und diese Freude wollen Sie ihm nehmen? Ich warne Sie, Frau Reusch, ich warne Sie ganz ehrlich! Nehmen Sie dem Mann nicht das Letzte, was ihn aufrecht hält: seine Gleichgültigkeit gegen sein Schicksal, seine Unbefangenheit, seinen Humor. Und dann", sie dämpfte ihre Stimme, denn es widerstand ihr im Grunde, Allergrotestes auszudrücken, „er hat einmal sein Vaterland, seine Heimat geschützt . . ."

Frau Reusch hatte den Kopf auf die Brust gesenkt. Aufbegehren und Einsicht kämpften in ihr miteinander.

„Ich bin jung — — gesund — — nicht häßlich!" stieß sie hervor. „Sie wissen nicht, wie das ist, wenn man ein Leben lang einen kranken Mann hat . . ."

„Nein, das weiß ich zwar nicht. Aber als Helferin meines Vaters in seiner ärztlichen Praxis ging ich jahrelang mit allen möglichen kranken Menschen um. Die entsetzlichsten Wesen waren darunter und die unangenehmsten; niemals solche Sonnennaturen, wie Ihr Mann eine ist. — Sie müssen dankbar dafür sein. Bei seinem Zustand ist es eine Gnade. Er läßt Ihnen doch all das, was ihm versagt ist, ohne Nörgeln. Er ist beforgt darum, daß Sie sich erholen, daß Sie hier Anregung und Unterhaltung finden. Könnte er nicht hadern, daß auch seine Jugend dahin ist? Er war ein blutiunger Mensch, als er die Verwundung erhielt. Mit jenem Tage war sein Leben eigentlich zu Ende. Sie müssen an ihn denken, nicht immer nur an sich selbst!" Und als Thea Reusch keine Erwiderung gab, fuhr sie mit gesteigerter Stimme fort, leidenschaftlich und ernsthaft: „Ich möchte leben, der gesund und kräftig ist und unzufrieden bedarf, einmal zum Tanz lang festhalten, seine Arme und Beine anbinden, als wären sie gelähmt, den Kopf, daß er ihn kaum heben kann. Und dann ließe ich ihn auf fremde Menschen angewiesen sein, damit er einmal am eigenen Körper spürte, wie das ist: krank zu sein, hilflos zu sein und dann unwillige Menschen um sich herum zu haben."

„Sie sagen mir viel harte Dinge!" begann Thea Reusch auf und — mit einem Versuch zu lächeln: „Dabei wollte ich doch Auskunft von Ihnen, wie ich mich gut unterhalten könnte."

Brigitte zeigte sich sofort bereit, in das Lachen einzustimmen. Dennoch aß sie ihren letzten Trumpf aus: „Auch ehrliche Gedanken können manchmal ebenso unterhaltsam wie heilsam sein!"

„Ich glaube fast, Sie haben recht", gab Thea Reusch widerstrebend zu, „und es ist gut, wenn man sich einmal richtig aussprechen kann. Manches wird klarer und fester. — Mein Mann hat einen guten Anwalt in Ihnen, Fräulein Ach!"

„Jeder, der mich braucht, findet seinen Anwalt in mir! Und eigentlich bin ich auch der Ihre, wenn Sie es auch nicht begreifen mögen — — —"

„Ich begreif's schon." — Sie lächelte Brigitte an. „Hoffentlich begegnen wir uns bald mal wieder."

***

Brigitte sah ihre „Zimmerflucht" jetzt manchmal nur zur Nacht, so beschäftigt war sie. Manchmal dachte sie an Erik Brahms wie an einen fernen Traum. Sie hatte ihn seit jener Nacht, in der er für sie gesungen hatte, nicht wiedergesehen. Ob er ihr auswich? Ob er fürchtete, sich unwiel verpflichtet zu haben? Ob es ihn freistte, daß sie sich vielleicht Hoffnungen machte? Sie wußte nicht einmal, ob er überhaupt noch im Kurhaus wohnte. Selbst zu den Mahlzeiten kam er nicht mehr nach unten. Wenn er abreiste, ohne ein Konzert gegeben zu haben, so war es nicht ihre Schuld. Sie hatte getan, was in ihrer Macht stand. Und sie hatte mehr als das getan: sie hatte sich selbst in den Hintergrund gestellt und ihre Mission zu erfüllen verfucht.

Nun aber erstrahlte sie, als sie ihr Zimmer betrat: ein prächtiger Korb zart rosaer Rosen löste die inzwischen verwelkten Teerosen ab. Wer anders konnte sie gesandt haben als Erik Brahms? Gewiß war auch seine Karte dabei . . . Doch als sie den Umschlag öffnete, leuchteten ihr in seiner großen, kräftigen Handschrift Worte in deutscher Sprache entgegen: „Ein Gruß — für Sie!" schrieb er.

Welt der Frau

Besuch bei 22 Bräuten

... in der Reichsbräuteschule Schwanenwerder

Durch die heißen Straßen Berlins, durch die grünen westlichen Vororte trägt uns der Autobus an den Wannsee hinaus, nach Schwanenwerder, das sich baumbestanden in die blaue Wasserfläche hineinschiebt. Durch das breite Tor betreten wir den großen Vorgarten mit seinen sauberen Rasenflächen und mächtigen blühenden Rhododendronbüschen. Da liegt breit und niedrig, schlicht im Stil des Haus, welches von dem Deutschen Frauenwerk als „Reichsbräuteschule" eingerichtet wurde.

Frau von Brochem, die Heimleiterin, kommt uns freundlich entgegen, begrüßt uns und führt uns in den hochfenstrigen Gartensaal, aus dem im Nu ein paar hellgekleidete junge Mädchen verschwinden, die große Gedecke mit blühenden Zweigen auf die lange Tafel setzen. Unten aus dem zum Wasser abfallenden Garten, in den eine geplatte Freitreppe führt, erklingt Lachen. Der Wind weht ein paar Blütenblätter in den luftigen Raum, in dem wir uns um den Tisch setzen und den einleitenden Worten von Frau Rapke, der Hauptabteilungsleiterin Mütterdienst, zuhören.

Die Bräuteschulen — es gibt bereits mehrere im Reich, und es soll einmal in jedem Gau eine geben, — deren Muster dieses Heim auf Schwanenwerder ist, sollen mit dazu dienen, den Typ der neuen deutschen Frau zu formen, die, auf alle Aufgaben vorbereitet, sich in den Dienst der Nation stellt. Die jungen Mädchen erhalten in diesen Schulen nicht nur körperliche Kräftigung und wirtschaftlichen Unterricht, sondern vor allem geistige Schulung. Hier soll die Frau vor der Ehe einmal ihre geistigen und seelischen Kräfte sammeln, um Abstand von dem Bisherigen und einen neuen Blickpunkt zu gewinnen.

Dann beginnen wir einen Rundgang durch das Haus. Wir sehen im Erdgeschoß die Unterrichtszimmer für Säuglingspflege und Nähen mit allen praktischen Einrichtungen, die die Technik unserer Zeit der Frau an die Hand gibt. Wir besuchen die Küche, in der auf Herden mit den verschiedensten Einrichtungen — damit die jungen Mädchen auf alle Möglichkeiten vorbereitet werden — gekocht wird; wir besuchen den Keller mit seinem Roll- und Vorratsraum, mit der Waschküche — in der wir die eingehängten Waschsäuber mit festen Waschbretern bewundern — mit dem Werkraum, in dem kräftig gebastelt werden kann, und betrachten die eingebauten Wäscheschränke, die ein Herumschleppen der Wäsche durch mehrere Geschosse erübrigen. An einem Keinen Regiment von Holzpantoffeln — Schuhe werden beim Waschen nicht getragen — vorbei steigen wir in die höheren Regionen wieder hinauf. Durch das Eßzimmer mit seiner schlichten Einrichtung und das Lese- und Schreibzimmer, in welch letzterem allabendlich unendlich innige Liebesbriefe geschrieben werden, machen wir unseren Gang und steigen dann die schmale Treppe zu den Schlafzimmern hinauf. Damit niemand sich benachteiligt fühlen kann, werden die Plätze ausgelost. Ueber jedem hier befindet sich ein kleiner Wandschrank; unsere Führerin öffnet einen von ihnen — da steht „sein" Bild an einer kleine Flasche mit Kölnisch Wasser gelehnt; ein paar Bonbons liegen daneben und ein gefalteter Brief. Das Türchen klappt schnell zu, und ein Lächeln liegt auf den Gesichtern der Besucherinnen . . .

Inzwischen werden unentwegt Frauen an die Führerin unserer Besuchergruppe gestellt: „Wieviel Bräute sind hier und seit wann? Wie lange dauern die Kurse und für welche Kreise sind sie besonders gedacht? Wie gestaltet sich der Tageslauf? Werden auch Ausflüge gemacht?" Alle Fragen werden ausführlich beantwortet. Und wir hören, daß die Schule seit vierzehn Tagen arbeitet, daß sofort Meldungen aus allen Teilen des Reichs einliefen, daß die Kurse, die je sechs Wochen dauern, schon bis Weihnachten überfüllt sind, daß augenblicklich 22 junge Bräute in der Schule sind, daß jedes verlobte oder vor der Verlobung stehende junge Mädchen sich melden kann, daß man aber vielleicht doch besonders gern die Bräute der Wehrmacht, der H, der SA, der Ordensburgen, der HJ. und des Reichsarbeitsdienstes kommen sieht.

Der Tageslauf beginnt um sechs Uhr mit dem Wecken, dann wird um 6.30 Uhr Freiluftsport getrieben, die Fahne gehißt, Frühstück eingenommen und um 9 Uhr eine allgemeine Arbeitseinteilung für den Tag vorgenommen, damit die jungen Mädchen rechtzeitig lernen, sich ihre Arbeit zu organisieren. Nach dem Mittagessen gibt es bis 3.30 Uhr Ruhe, worauf eine halbe Stunde Singen folgt. Da alle Hausarbeit am Vormittag beendet wurde, wird der Nachmittag dem Unterricht geweiht. Abends werden Handarbeiten gemacht, Briefe geschrieben und Freizeit genossen. Um neun wird die Fahne eingeholt, und um 10 Uhr erlöschen die Lampen. In die Arbeit des Vormittags teilen sich drei verschiedene Gruppen, die alle vierzehn Tage die Arbeit wechseln: eine Gruppe kocht, die andere sorgt für die Reinigung der Zimmer, die dritte für den Garten, den Blumenschmuck und die nötigen Näharbeiten.

Während dieser Auskunft sind wir bei dem kleinen Haus angekommen, in dem sich eine richtige Zwei-Zimmerwohnung befindet: Wohnraum, Schlafzimmer und Küche, die als Muster, wie man sich von dem 1000-Mark-Etat stand darleben einfach und doch schön einrichten kann, aufgebaut wurde. Nicht nur als Muster, nein als lebendiges Vorbild, denn bei jedem Kursus wohnen zwei junge Mädchen hier und erproben die praktischen Möglichkeiten dieser schlichten und doch so behaglichen Räume.

Dies praktische Vorbild aber liegt nun nicht allein in der kleinen Wohnung, sondern genau so im Stil des großen Hauses. Die Möbel, die Vorhänge, die Geräte, das Geschirr — es ist alles in Formen gehalten, wie sie der Ausdruck der Zeit: Echtheit, Einfachheit, Schönheit der Linie und Farbe, handwerkliche Kunst erfordert. Die Tischdecken sind aus dauerhaften Stoffen, verziert mit liebevoll gearbeiteten Durchzugtechniken. Die Kissenbezüge sind mit einigen schlichten Handarbeitsstichen geschmückt, sind waschbar und mit schönen Knöpfen versehen. Die Möbel bestehen aus einheimischen Hölzern, durchsichtig lasiert oder schön gestrichen. Blumenvasen zeigen einfache, sich unterordnende Farben und stehen fest in der Wirklichkeit. Die Vorhänge passen sich farblich den Tapeten an, lassen sich zweckmäßig ziehen. Gute Farbdrucke in glatten, zum Teil selbst gebastelten Rahmen schmücken die Wände. Alle Stufen der Einrichtungskosten sind in den einzelnen Räumen vertreten, aber die Preisunterschiede schaffen hier nicht wie früher fast immer Qualitätsunterschiede. Billig wohnen heißt vielleicht einfacher wohnen, keinesfalls aber schlechter oder häßlicher hausen.

Eva Schauwecker

Das naturoffene Wohnen

Von Wilhelm Michel

Wohnen war in früherer Zeit vor allem eine Sache der Abschließung, ja der Verteidigung gegen eine als unzuverlässig empfundene Außenwelt. Das alte Haus faßt sich vornehmlich als ein Schutzgehäuse gegen die Natur und gegen die Mitmenschen auf. Ist das heute noch ebenso? Und wenn es anders ist: Inwiefern hat sich das Verhältnis unseres Wohnens zur Außenwelt gewandelt?

Wir sind immer noch gewohnt, von „Haus" und von „Natur" in den gleichen Ausdrücken zu reden, ob wir dabei das 17. oder das 20. Jahrhundert im Auge haben. Aber es handelt sich in beiden Fällen um sehr verschiedenartige Beziehungen. Die Natur umgab den Menschen immer, und stets hatte sie ihm etwas zu sagen. Aber man höre z. B. Fichte, der uns sonst so nahe steht, wie er in seiner „Bestimmung des Menschen" von 1799 die „rohe" Natur förmlich verfehert und sie dem Menschen als Objekt zu tücklichtsloser Bearbeitung hinschiebt! Da spricht uns unmittelbar ein Verhältnis zur Natur an, mit dem wir für unsern Gebrauch nicht das mindeste mehr anfangen können. Ein Hochmut des Geistes bestimmt dieses Verhältnis von der einen Seite, und von der andern Seite wirkt sich in ihm auch ein Unsicherheitsgefühl aus, das ganz greifbare Gründe hat. Wir bedenken zu selten, daß zu Goethes Zeit keiner eine Reise von Frankfurt nach Straßburg unternahm ohne die geladene Pistole in der Tasche. Der Reiter, der zwischen Heidelberg und Bruchsal durch dichte Waldungen kam, empfand sie als „schauerlich", weil der Gedanke an Wegelagerer mit ihm ging. Warum hatte die Goethezeit diese betonte Vorliebe für die sauber aufgeräumte, tischsaubere Kulturlandschaft, der wir heute so gern entrinnen? Weil sich mit der ungeheuren Landschaft der Begriff der Gefährdung, der Unzuverlässigkeit verband und weil zugleich jener Hochmut des Geistes dieienige Landschaft vorzog, die ihm das Bild der Regel und Ordnung, also sein eigenes Bild darbot.

Das gleiche Gefühl gestaltete die Wohnhäuser. Fester Abschluß gegen außen steht im Vordergrund, nach dem Ideal der Burg, weil nur auf die tatsächliche mechanische Widerstandskraft der Mauern und Türen Verlaß ist. Welche Rolle spielen noch im 18. Jahrhundert, namentlich in den Kriegsläuften, solide Türen, dunkle Versteckwinkel im Haus! Und was die Natur anlangt, so hatte gegen sie die exakte Wissenschaft und mehr noch die exakte Anschauung viel mehr Verdacht als Zutrauen. Frische Luft galt vielfach für schädlich, die Sonne für augenverderbend. Und so wirkte auch hier fast alles gegen die Oeffnung des Hauses zur Natur.

Heute sind die Beziehungen zwischen Haus und Außenwelt grundsätzlich unter ein neues Gesetz gestellt, unter das Gesetz des gegenseitigen Vertrauens. Das Prinzip des heutigen Hauses ist nicht: So viel Abschluß als möglich, sondern: So viel Aufschließung als möglich! Davon zeigt sich das neue Wohnhaus durchgehend geprägt. Eine Zeit, da man bei geschlossener Atemluft im Zimmer nicht etwa die Fenster öffnete, sondern Räucherwerk verbrannte, das die Luft noch mehr verdarb — eine solche Zeit muß einen andern Haustyp erzeugen als eine Zeit, die um den Sauerstoff der Außenluft, um Heilkraft und Lebenswirkung im Sonnenlicht weiß. Austausch und Vertrauen bestimmen heute ein Verhältnis, das früher von Abschließung und Mißtrauen bestimmt war. Und was das Verhältnis an den Mitmenschen anlangt, so ist nicht nur der Hunderttafs von Dieben und Räubern unter ihnen geringer geworden, sondern man „geniert" sich auch weniger vor ihm, man versteckt sich weniger vor ihm, schon weil man weniger zu verstecken hat.

Der Unterschied einer ganzen Kultur und Zivilisation (d. h. Lebenspflege) von einer andern liegt dem Unterschied zwischen dem alten und dem neuen Haustyp zugrunde. Wo Schwere und Dunkel standen, da halten heute Leichtigkeit und Heiterkeit das Feld. Freiheits- und Vertrauensideale statt Angst- und Höhlenidealen formen unser Leben und Wohnen — — —

Urlaubsgedanken an der Schreibmaschine — Foto: Gilles

Heinz singt daneben

Ist mein Kind unmusikalisch? — Musik soll im Herzen klingen

Es läßt sich leider nicht mehr länger verleugnen: Fritz ist unmusikalisch. Immer wieder hat es die Mutter versucht, hat ihm allerlei Lieder vorgesungen und zum Nachsingen ermuntert. Aber nach zwei Liedern hat Fritz meistens genug, und wenn er sich zum Mitsingen herabläßt, ist es nicht nur falsch, sondern auch unrein. Dabei hat die Mutter selbst ganz nett Klavier gespielt, und sie singt sehr gern. Warum hat das Kind nun nicht auch die Liebe zur Musik von der Mutter geerbt?

Bei den meisten Kindern ist, wie die Erfahrung zeigt, eine verhältnismäßig große Freude am Singen und Singenhören vorhanden. Was aber tut die Mutter mit einem Kind, das, wie der kleine Fritz nur Ablehnung und Unmusikalität zeigt?

Wenn die Mutter in das kleine Herz des Kindes die Liebe zum Lied — die ursprünglichste Form der Musik — pflanzen will, darf sie vor allem niemals Zwang anwenden. Wieviele Kinder haben durch die ihnen aufgedrungene verhaßte Klavierstunde alle Freude am Musizieren für das ganze Leben verloren!

Das heißt nun aber nicht, daß die Mutter ihre Versuche bei dem Kind einstellen soll. Im Gegenteil. Unermüdlich muß sie versuchen, in den Tagesablauf des Kindes das Singen als liebe Gewohnheit einzuschieben. Singen hören, immer und wieder, hat schon manches Kind, ohne daß es das selbst eigentlich gemerkt hat, zum Nachahmen angeworben. Ein Weg, der schon oft zum Erfolg geführt hat, ist z. B. die Gewohnheit der Mutter, abends vor dem Schlafengehen ihr Kind auf den Arm zu nehmen und mit einem Wiegenlied einzuwiegen. Ich habe es selbst erlebt, daß dieses „in den Schlaf singen" durch die Mutter der eigentliche Antrieb geworden ist, daß das Kind trotz sonstiger ausgesprochener Unmusikalität diese Lieder lernen wollte.

Auch bei diesem Lernen muß die Mutter viel Geduld aufbringen und nicht schelten oder den Kopf schütteln, wenn Fritzchen „daneben singt." Das unmusikalische Ohr des Kindes muß ja erst hören lernen. Bei manchen Kindern liegt übrigens auch ein organisches Unvermögen vor, richtig zu singen, das jedoch meistens leicht behoben werden kann.

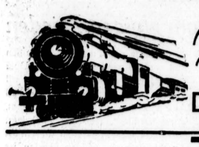
Ebenso erfolgreich ist die Beschäftigung der Kinder durch Liederspiele, für die alle zu haben sind. Angefangen mit „Bäckchen in der Grube" und „Seiat der Eure Fischchen." Die Mutter, der es auf diesem Gebiet an Stoff fehlt, und die sich auch nicht aus einer sehr reichhaltig vorhandenen Literatur der Kosten wegen Rat holen kann, findet viele Anregungen in den Kinderstunden auf allen deutschen Sendern.

Vor allem muß sich die Mutter davor hüten, ihr Kind „unmusikalisch" zu schelten, wenn es gar so schwer die reizenden Kinderlieder lernt. Ein solches Urteil ist gefährlich, weil es in der kleinen, empfindsamen Seele wundlich die Freude am Singen zerstört. Sie mag dabei immer an das Wort Robert Schumanns denken, der einmal gesagt hat: „Du bist musikalisch, wenn Du die Musik nicht allein in der Kehle oder in den Fingern, sondern wenn Du sie vor allem im Kopf und im Herzen hast."

Will Vesper:

Vom ewigen Frieden

Eines Tages hatte der Fuchs einen großen Hunger und machte sich nahe an ein Dorf heran. Der Hahn sah ihn kommen, rief all seine Hühner. Als der Fuchs ankam, saß alles Hühnervolk auf einem hohen Baum. „Aber, lieben Brüder", rief das Füchslein, „liebe Schwestern, warum entfleucht ihr? Wißt ihr denn nicht, daß ein ewiger Frieden ist verkündigt worden zwischen allen Tieren. Keiner soll mehr den anderen ein Leid tun. Kein Schaf soll mehr die Wölfe fressen, wollt sagen, kein Wolf die Schafe, kein Löwe die Lämmer. Also tu ich euch auch nichts mehr. Kommt herab vom Baum und lasset uns Brüderschaft machen." Indem kamen zwei große Jagdhunde vom Dorf her gelaufen, die witterten den Fuchs. Dem wurde ganz schwül in seinem Pelz, und er entsprang schleunigst. „Halt, halt, Bruder Fuchs", rief der Hahn, „warum entfliehst du vor diesen Hunden, da doch ein ewiger Frieden ist?" — „Es könnte nur sein", sagte der Fuchs und rannte davon, „daß die Hunde von dem neuen Frieden noch nichts vernommen. Ich will lieber ein andermal wiederkommen."



Deutschland ruft dich!

Der „7. Tag" gibt Reise-Tips

Sieben Inseln - sieben Reiseziele

„Land auf der Waage" — Eindrücke einer Presse-Studienfahrt

Die Gezeiten prägen dem meerentwachsenen Land dieser sieben Ostfrieseninseln, die wie ungleiche, aber friedliche Geschwister scheinen, das Gesetz urewigen Wandels auf. Wie Erde und Flut das dieses Land, dieser sich vorlagernde Dünensaum seit Jahrzehntausenden sich gehoben und gesenkt, so daß Professor Peter Ahlmann, ein guter Kenner der Inseln und ihrer Geschichte, den wir auf Baltrum kennen lernten, dieses ostfriesische Küstenland ein Land auf der Waage nennt.

Der Friese aber hat in zweitausendjährigem Ringen, in Deiche- und Buhnenbau, in Dünenschutz und Wurf „sich die stolze Anerkennung verdient, daß Gott das Meer, er aber die Küsten schuf."

In dies ewige Atmen des Meeres und sein rhythmisches Kommen und Gehen, das Ebben und Fluten, das

Auf Langeroog gibt's für alle Feriengäste Strandgymnastik

Branden und Weichen, ist auch der Mensch von jeher gestellt, und wenn der stadterne Landmann den Rhythmus und Reigen des jahreszeitlichen Ablaufs überhaupt schon stärker fühlt, ging dem Nordseeküstenbewohner auch dies noch nicht gewaltigere naturhafte Kräftespiel in Ohr und Sinn und Herz.

Und wer als Erholungsuchender zu einer der ostfriesischen Inseln kommt, der nimmt mit großer Freude wahr, wie schnell er selbst sich diesem gesunden Rhythmus beugen lernt und dabei in wohligem Behagen die Erholung und Heilung kostet, die für ihn hierin begründet liegen.

Wir suchen hier die Einsamkeiten, weil das Meer mit seinem stets wechselnden Gesicht uns allein ganz zu bewältigen, zu fesseln weiß. Und die traute Zwiesprache mit seiner — immer majestätischen — Ruhe oder Gewalt gleicht auch unser Inneres aus, nimmt nervöse Spannungen, wie das Atmen in dieser klarkräftigen vom Salzhauch würzigen Luft das letzte Lungenspitzelchen reinigt.

Mit einer Wanderung durchs Watt wird zumeist unsere Bekanntschaft mit dem Meer am Strande beginnen. Das Wattlaufen ist von außerordentlicher Heilwirkung, die beste Vorbereitung fürs tägliche Seebad, und zudem eine leicht vergnügliche Sache. Strandfreundschaft an der See, von Burg zu Burg, wird zumeist hier schon begründet und erhärtet sich in der edelmütigen Kameradschaft beim Ansturm der Wogen, wenn das fröhliche Wellenbad zur Flut-

Abendliche Wolken über dem Watt

zeit alle Strandgeister ins nasse Element ruft. Und dieser Wellenschlag ist wieder die gesündeste Massage zur Durchblutung der Haut, es macht frisch und wohlig müde zugleich. Deshalb ist der schönste Ausgleich hierzu ein Sonnenbad in der Düneneinsamkeit, wenn der urewige Meereswind uns feinrieselnden Sand ins bräunliche Antlitz treibt.

Anläßlich einer erlebnisreichen Studienfahrt der deutschen Presse, zu der wie alljährlich die Reichsbahndirektion Münster zusammen mit dem Landesfremdenverkehrsverband Ostfriesland die Vertreter der führenden deutschen Zeitungen geladen hatte, erlebten wir alles dies, was sich mit dem Begriff Nordsee verbindet, in solch glücklicher Vielfalt der Bilder, daß wir erstaunt waren über die Reize, welche gerade in dieser Zunigeit die Insellandschaft jener „sieben Ostfriesischen" zu verschenken weiß. Für fünf Tage fing uns Ostfriesland gemächliches, naturnahes Inselleben in all seiner Schönheit ein, und kaum konnte man, als der D-Zug eilend uns vom meerverbundenen Bremen, dem Schlüssel zur Welt, wieder der Heimat zutrug, sich freimachen vom stillen Träumen zwischen Dünensand und Meeresstrand.

Wir sahen Baltrum, das Nesthäkchen und Dornröschen der ostfriesischen Bäder, viel leicht die stillste verträumteste Insel, die neben dem stattlichen Norderney bei unserer Ueberfahrt vom schönen Emden und Norddeich her so unglaublich beschieden aus den Wassern und entgegenwuchs, Baltrum, das als letzte der Sieben seine Inseleinsamkeit dem sommerlichen Badebetrieb öffnete, das doch soviel adeligene Schönheit in seinen prächtigen, von Pinien und Orchideen überwachsenen Dünen hütet.

Wir weilten auf Langeroog, der stattlichen vierzehn Kilometer langen Insel, genossen ihren gepflegten Strand, freuten uns der (doch sich einstündigen) fröhlichen aber ernstbaften Strandgymnastik im Angesicht des weiten Meeres, fuhren mit zwanzig Pferdewagen weit hinaus ins Watt bis zum Osten der Insel, wo die Möwenkolonie mit ihren über fünfzehntausend brütenden weißen Seevögeln uns lange anzog, wir überschauten vom Schlageterkreuz in der Inselmitte die unendlichen Weiten der hier noch wie in Urgestalt und Urgewalt miteinander ringenden Elemente: Meer und Land. Wir lebten uns hinein in die Unendlichkeit des sonnenüberglänzten Watts, das bis zum Bensersiel des Festlands hinüber sich dehnte.

Uns hielt aber auch Spiekeroog fest, jene Insel mit den prachtvollen Seemannstypen und wundervollen, sogar umgrünten Fischerhäfen, das Eiland, welches sich wohl noch am unverfälschtesten die in jahrhundertewährender, rühmlicher Seefahrertradition geformte Eigenwilligkeit erhalten konnte. Das Worpsweder Eck ist hier ein vielversprechender erster

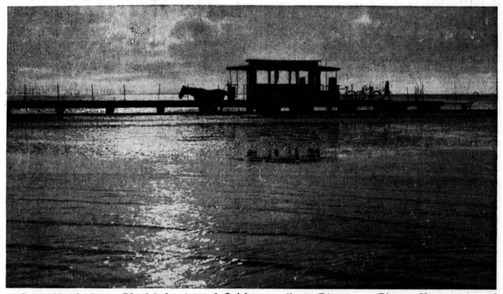
Sie möchte die Welt umarmen, — so glücklich ist sie am Meer. Photos (3) Der 7. Tag (Blanke)

Willkommengruß nach langer Inselfahrt vom Landungssteg zum Dorf, und wenn wir seiner freundlichen Einladung Folge leisten (und vielleicht noch das Glück haben, vom Bürgermeister oder vom Inselpastor selbst geführt zu werden), werden uns Friesendorf, Heimatmuseum, das von den Spiekeroogern mit besonderem Stolz gehegte, unter Naturschutz stehenden Friederikenwäldchen (!), vor allem aber das eine kleine Berühmtheit darstellende Kirchlein zum Erlebnis einer beschaulichen Stunde. Das Gotteshaus hütet Hangel, Apostelbilder und eine überaus schöne Pietà von der alten bes rühmten, hier gestrandeten Armada und wir finden in den breiten Balken wohl überwiesend die Vertreter der führenden deutschen Zeitungen geladen hatte, erlebten wir alles dies, was sich mit dem Begriff Nordsee verbindet, in solch glücklicher Vielfalt der Bilder, daß wir erstaunt waren über die Reize, welche gerade in dieser Zunigeit die Inselfandschaft jener „sieben Ostfriesischen" zu verschenken weiß. Für fünf Tage fing uns Ostfriesland gemächliches, naturnahes Inselleben in all seiner Schönheit ein, und kaum konnte man, als der D-Zug eilend uns vom meerverbundenen Bremen, dem Schlüssel zur Welt, wieder der Heimat zutrug, sich freimachen vom stillen Träumen zwischen Dünensand und Meeresstrand.

Wir sahen Baltrum, das Nesthäkchen und Dornröschen der ostfriesischen Bäder, viel leicht die stillste verträumteste Insel, die neben dem stattlichen Norderney bei unserer Ueberfahrt vom schönen Emden und Norddeich her so unglaublich beschieden aus den Wassern und entgegenwuchs, Baltrum, das als letzte der Sieben seine Inseleinsamkeit dem sommerlichen Badebetrieb öffnete, das doch soviel adeligene Schönheit in seinen prächtigen, von Pinien und Orchideen überwachsenen Dünen hütet.

Wir weilten auf Langeroog, der stattlichen vierzehn Kilometer langen Insel, genossen ihren gepflegten Strand, freuten uns der (doch sich einstündigen) fröhlichen aber ernstbaften Strandgymnastik im Angesicht des weiten Meeres, fuhren mit zwanzig Pferdewagen weit hinaus ins Watt bis zum Osten der Insel, wo die Möwenkolonie mit ihren über fünfzehntausend brütenden weißen Seevögeln uns lange anzog, wir überschauten vom Schlageterkreuz in der Inselmitte die unendlichen Weiten der hier noch wie in Urgestalt und Urgewalt miteinander ringenden Elemente: Meer und Land. Wir lebten uns hinein in die Unendlichkeit des sonnenüberglänzten Watts, das bis zum Bensersiel des Festlands hinüber sich dehnte.

Uns hielt aber auch Spiekeroog fest, jene Insel mit den prachtvollen Seemannstypen und wundervollen, sogar umgrünten Fischerhäfen, das Eiland, welches sich wohl noch am unverfälschtesten die in jahrhundertewährender, rühmlicher Seefahrertradition geformte Eigenwilligkeit erhalten konnte. Das Worpsweder Eck ist hier ein vielversprechender erster



Deutschlands letzte Pferdebahn tut auf Spiekeroog ihren Dienst. (Photo: Kurverwaltung.)

Start zu fröhlicher Fahrt durch's Wattenmeer. (Photo: Dr. Paul Wolf.)

Dorf Wangeroog steht jetzt vor uns, wenn wir vom Leuchtturm Ausschau halten, die vierte große Siedlung in geschichtlicher Zeit, deren Vorgängerinnen jeweils zwei, drei, vier Kilometer weiter westlich als die nächste lagen. Und als Wahrzeichen ragt heute ja wieder der Westturm, kühn und einsam, wo dereinst noch das dritte Dorf, damals im Osten des Eilands, die Fischer und Seefahrer nach stürmischer Fahrt aufnahm. Jahr um Jahr sind die Inseln auf Wanderung gen Osten. Alles ist hier in gewaltiger Bewegung, wie der Meereswind sein urewiges Lied ins Wellenrauschen singt, der in die Ferne lockt, der kühne Träume reifen läßt, der aber auch hart macht und gesund.

spürbarer, neue Kraft zu weiterem Schaffen.

Und es wäre nur eines noch zu wünschen: Daß die dringend notwendige reichere Nutzung der Vor- und Nachsaison im Juni und im September demnächst durch eine günstigere Verteilung der Ferien im Reich die Inselbäder zur Zeit der „Sturmflut" der Besucher vor Ueberfüllung bewahrt und zugleich die Rentabilität der so lange Monate ungenutzt stehenden, deutschen Erholungsstätten noch mehr als bisher sichern möge. Wer zur Juni- oder Septemberzeit hierhin reist, schützt sich vor allzu großem Besucherandrang und wird dennoch alle Geschenke des Meeres und der sich stets aus ihm erneuernden Inseln in vollen Zügen genießen können. Wilhelm Blanke

Haus, Hof und Garten

Wühlmausbekämpfung / Von Professor Dr. Janae

Die Wühlmaus ist dem Landwirt und dem Gärtner, dem Erwerbsobstbauer wie dem Kleintierzüchter in gleicher Weise verhaßt. Aber nicht nur deren Bemühungen weiß sie zu vereiteln, sondern auch Wasserschäden können durch ihr Wühlen an Ufern von Teichen und Wasserläufen aller Art entstehen. Aus diesen Gründen wird ihre Bekämpfung zur Pflicht. Die Wühlmaus, die sich von der etwa 12 Zentimeter langen Feldmaus durch ihre Größe (18 Zentimeter ohne Schwanz) und durch ihren plumperen Körper, den stumpfen Kopf und die verbogenen Ohren, durch die Kürze des Schwanzes von der Ratte (80 bis 90 Zentimeter lang) unterscheidet, ist im übrigen identisch mit der Wasserratte. Beide sind, was den meisten unbekannt sein dürfte, ein und dasselbe Tier.

Die durch die Wühlmaus verursachten Schäden im einzelnen zu nennen, würde zu weit führen. Am auffallendsten ist die Zerstörung von jungen Obstbäumen, in Baumschulen und von anderen Laubhölzern, deren geschädigter Zustand meist erst auffällt, wenn es für eine Hilfe zu spät ist.

Zur Bekämpfung der Wühlmaus gibt es eine große Anzahl von Mitteln, von denen hier nur einige herausgegriffen werden sollen. Gleich zu Beginn sei betont, daß allerlei Volksmittel, wie das Anpflanzen bestimmter Wolfsmilcharten in den Gärten, auf den Wühlmausbefall keinerlei Einfluß haben.

Ausschlaggebend für den Erfolg jeder Bekämpfungsart der Wühlmaus ist das Auffinden der bewohnten Gänge, das durch einen Fachmann, wie ihn der Wühlmausspezialist Dr. Mehl empfiehlt, sehr erleichtert wird. Durch Einstechen des Stabes (Abb. 1) lassen sich die Gänge im Boden gut verfolgen und mit seinem Ring leicht öffnen. Will man feststellen, ob ein vorhandener Gang überhaupt bewohnt ist, öffnet man ihn an einer Stelle und merkt sich diese Stelle durch einen daneben eingesteckten Stock. Ist der betreffende Gang von einer Wühlmaus bewohnt, wird die Oeffnung meist schon nach Ablauf von 10 bis 15 Minuten von der Maus wieder verschlossen, indem von innen her Erde gegen die Oeffnung geschoben wird. Das Verwühlen der Löcher durch die Wühlmäuse läßt nur in seltenen Fällen bis zu einer Stunde auf sich warten, während bei Maulwurfgängen in der Regel mehrere Stunden bis zum Zuschieben verstreichen. Bleiben die hergestellten Oeffnungen nach einer Stunde offen, ist der Gang nicht von einer Wühlmaus bewohnt, verstreicht längere Zeit mit dem gleichen Ergebnis, handelt es sich um einen auch vom Maulwurf nicht mehr „befahrenen" Gang.

Ist auf diese Weise festgestellt, welche der vorhandenen Gänge noch bewohnt sind, kann das Auslegen von Giften oder das Aufstellen von Fallen erfolgen. Bei beiden braucht nicht mit der oft für nötig gehaltenen Vorsicht vorgegangen werden. Es braucht also nicht darüber gesorgt zu werden, daß die Köder oder die Fallen mit bloßen Händen nicht berührt werden. Das hat auf das Ergebnis des Verfahrens gar keinen Einfluß. Hat man es mit ausgedehntem Befall etwa einer Wiese zu tun und stehen berufsmäßige Fänger nicht zur Verfügung, bedient man sich am besten der Giftköder. In Frage kommen hier besonders Giftgetreide, Giftkörner oder ein- Giftpaste, die zwischen halbierte Mohrrüben, zerschnittene, getrocknete Birnen oder auch Johannisbrotstücken gestrichen wird. Nach dem Einschütten der Körner (etwa 30 bis 60 Stück) oder dem Auslegen der Köder verschließt man die entstandenen Oeffnungen wieder und merkt sich die Auslegestelle durch Stöcke. Sind die Körner oder Köder in den nächsten Tagen verschwunden, darf mit einem Erfolg gerechnet werden. Sicher feststellen kann man ihn nur durch Ausbleiben weiterer Wühlungen, da die vergifteten Tiere meist im Bau

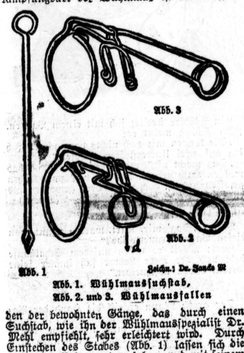


Abb. 1 Abb. 2

Abb. 1. Wühlmausfuchs, Abb. 2. und 3. Wühlmausfallen

berenden und nicht gefunden werden. Es muß noch hinzugefügt werden, daß das in den Giftkörnern und der Paste enthaltene Thallium auch für den Menschen und seine Haustiere ein schweres Gift darstellt und mit der nötigen Vorsicht behandelt werden muß.

Wo es sich, wie meist in Gärten, um das Auftreten weniger Tiere handelt, führt das Aufstellen von Fallen zum gewünschten Ziel. Eine von dem schon erwähnten bayrischen Spezialisten empfohlene Falle, die sehr einfach gebaut ist, stellt Abbildung 2 dar. Die Falle wird auf einfache Weise, wie es die Abbildung zeigt, gespannt und so in die Längsrichtung des gesäuberten Ganges geschoben, daß der große Ring sich dem Gangdurchmesser anpaßt und der Federring am Ende auf dem Grund des Ganges aufliegt. Er wird etwas in diesen hineingedrückt. Die Spannung muß so locker sein, daß der Druckring (d) leicht hin- und herschwankt. Nach dem Stellen der Falle ein Köder wird nicht benötigt — verschließt man den Gang mit großen Erdschollen oder mit Rasenstücken. Die sehr neugierige Wühlmaus kommt bald, um nachzuschauen, was sich an ihrem Gang verändert hat und wird meist in sehr kurzer Zeit gefangen. Nämlich arbeitet die in Abbildung 3 gezeigte Falle. Am besten verwendet man zwei Fallen gleichzeitig, die man mit den Federringen einander zugekehrt, an der geöffneten Stelle in beiden Richtungen in den Gang hineinschiebt.

Um ein Zuwandern aus verseuchten Nachbargärten zu verhindern, sollten die Bekämpfungsmaßnahmen von den in einer Flur Begüterten gemeinsam durchgeführt und auf eventuell befallene, in der Nähe liegende Wiesengrundstücke ausgedehnt werden.

Abb. 1. Wühlmausfuchs, Abb. 2. und 3. Wühlmausfallen

Praktischer Ratgeber

Die Gesunderhaltung der Geflügelbestände bildet eins der wichtigsten Erfordernisse im Rahmen der Erzeugungssteigerung, denn nur gesunde Tiere können eine hohe Leistung vollbringen. Die größeren Betriebe sind heute vielfach den Geflügelgesundheitsdienst angeschlossen und werden dadurch tierärztlich überwacht. Im Kleinbetrieb wurde die Gesundheit der Hühner seither meist vernachlässigt, um ein krankes oder eingegangenes Huhn bei sich vermehrender Stallfüllung bewahrt und zugleich die Rentabilität der so lange Monate ungenutzt stehenden, deutschen Erholungsstätten noch mehr als bisher sichern möge. Wer zur Juni- oder Septemberzeit hierhin reist, schützt sich vor allzu großem Besucherandrang und wird dennoch alle Geschenke des Meeres und der sich stets aus ihm erneuernden Inseln in vollen Zügen genießen können. Wilhelm Blanke

Mathematik mangelhaft

Humoreske von E. C. Christophé

Als der Vater nach Hause kam, saß der Sohn am Tisch und arbeitete. „Nun", fragte der Vater gutgelaunt, „was tust du da, mein lieber Sohn?"

„Ich mache Schularbeiten, lieber Vater", erwiderte der Sohn und steckte das Ende des Bleistiftes verlegen in den Mund.

„Schularbeiten?" lächelte der Vater und betrachtete das Heft mit den merkwürdigen Gebilden, die der Sohn hineingezeichnet hatte. „Was sind das denn für Schularbeiten?"

„Geometrie, Vater", antwortete der Sohn, „aber ich komme nicht weiter. Kannst du mir nicht helfen?"

Es ist immer peinlich, wenn man als Vater so direkt von seinem Sohn um Hilfe angesprochen wird, denn erstens fehlt einem in solchen Fällen der Grund zu behaupten, man habe keine Zeit, und zweitens ist die väterliche Autorität in Gefahr erschüttert zu werden. Deshalb sagte der Vater und setzte sich dabei: „Gib das Heft her, mein Sohn, und erkläre mir zunächst, um was es sich handelt."

„Es handelt sich", meinte der Sohn eifrig, „um die Lösung einer Aufgabe."

„Das kann ich mir wohl denken", entgegnete der Vater mit bereits leicht gerunzelter Stirn, „wie ich sehe, scheint es sich hier außerdem um ein Dreieck zu handeln?"

„Jawohl", lächelte der Sohn, „um ein Dreieck, nur weiß ich nicht, wie ich es konstruieren soll."

„Wie du ein Dreieck konstruieren sollst?" fragte der Vater mit leichtem Donnergrollen in der väterlichen Stimme. „Hast du denn in der Schule nicht aufgepaßt?"

„Doch, Vater", stotterte der Sohn, da er die dicken Wolken am Vaterhimmel sah, „aber die ganze Klasse hat nicht verstanden, was der Lehrer gemeint hat."

„So so", sagte der Vater, „die ganze Klasse! Na, dann zeig mal her."

Der Sohn setzte her und der Vater begann zu rechnen. Winkel alpha und Winkel gamma, a minus b, Teufel, war das lange her! Aber eigentlich mußte es doch so gehen . . .

Doch es ging nicht. Auch als der Sohn bereits drei Ohrfeigen bezogen hatte, ging es nicht. Der Vater kochte. Aber während des Kochens hatte er eine Idee. „Auf deinen Freund Hans an", sagte er, „der weiß es bestimmt." Der Sohn rief seinen Freund Hans vermittels des Telefons an. „Hast du die Aufgabe gelöst?" fragte er.

„Jawohl!" sagte der Hans und lachte so laut, daß es bis durch den Apparat schallte. Da nahm der Vater von dem Sohn den Hörer in die Hand. „Erkläre mir die Aufgabe, mein Junge", meinte er wohlwollend. Aber der andere wurde plötzlich verlegen und sagte, so genau könne er das nicht sagen, die Aufgabe habe nämlich sein Vater gelöst und sein Vater sei Architekt, der könne sowas mit Winkeln und Geraden.

Dem Vater wäre, wenn er einen aufgehabt hätte, der Hut hochgestiegen. So aber bat er, den Herrn Architekten an den Apparat rufen zu lassen.

Der Architekt kam. „Ach so", sagte er, „diese verruchte Aufgabe mit den Winkeln . . . muß offen sagen, die habe ich auch nicht lösen können, aber ich habe bei dem Vater eines Schulkameraden meines Sohnes angefragt. Das hat geholfen."

„Danke", sagte der Vater unseres Sohnes, „danke, auch ich werde dort mein Heil versuchen."

Der Vater rief den anderen Vater an. „Ja", sagte der, „offen gestanden, ich persönlich weiß die Lösung auch nur von dem Herrn, der meinen Sohn in Geometrie Nachhilfeunterricht gibt, von Herrn Schwermacher gewissermaßen, und wenn Sie einen Bleistift haben, schreiben Sie bitte mit."

Der Vater schrieb mit. „Siehst du", sagte er zu seinem Sohn, „du Lümmel hättest morgen in der Geometriestunde wieder nichts gewußt, erst ich, dein Vater, muß dir die richtige Lösung besorgen!"

„Wer", fragte der Sohn dankerfüllt, „wer, lieber Vater, konnte denn die schwierige Aufgabe lösen?"

„Wer . . .?" fragte der Vater. „Ein anscheinend sehr intelligenter Mensch, ein Mann, der deinem Schulkameraden Nachhilfeunterricht in Geometrie gibt, ein Herr Schwermacher sozusagen."

„Schwermacher?" flüsterte der Sohn und verfärbte sich leicht. „Schwermacher ist doch mein Klassenlehrer. Erst gestern gab er uns diese Aufgabe in der Geometrie!"

„So muß man's machen, liebes Fräulein . . . graziös . . . leicht . . . wie ein Schmetterling . . ."
(Szeihazi flet.)

Der Porträtmaler

„Sehen Sie, gnädige Frau, ich bin nur froh, daß ich nicht Rechtsanwalt geworden bin; da muß man so viel lügen, und in meinem Beruf kann ich doch nicht immer bei der Wahrheit bleiben!"
(Le Rire.)

Verhör

Richter: „Ist es das erste Mal, daß Sie mit dem Gesetz in Konflikt geraten sind?"

„Nein, ich habe bereits, weil ich mit dem Rad ohne Licht gefahren bin, drei Mark Strafe gezahlt."

„Denken Sie gut nach, das war das einzige Mal?"

„Halt, da fällt mir ein, daß ich auch einmal zwei Jahre wegen Diebstahls gesessen habe." (Punch.)

Belehrung

Als Flemming ein junges Mädchen küßte, kam seine Frau dazu.

Sie rief empört: „Hans, ich bin überrascht!"

Flemming stotterte: „Ueberrascht bin ich, du bist verwundert!" (Die Woche.)

*

Eberhard ist über zwei Meter groß. Als ein Junge ihn auf der Straße anstarrt, sagt er: „Glotz doch nicht so, hast du denn noch nie einen Mann gesehen wie mich?"

„Doch", sagt der Bengel, „aber nicht umsonst!" (Die Woche.)

*

Frau Friedrich hat zum Geburtstag zwei Regenschirme geschenkt bekommen. Einen davon will sie umtauschen.

Verkäufer: „Bedaure sehr, gnädige Frau, dieser Schirm ist nicht bei uns gekauft worden."

Frau Friedrich: „Aber an dem Schirm hängt doch ein Zettel mit der Anschrift Ihrer Firma!"

Verkäufer: „Ja, aber das ist nur das Zeichen, daß der Schirm bei uns repariert worden ist!"

Unvergeßlich

„Ich glaube, du hast die 50 Mark vergessen, die ich dir geliehen habe."

„Wie kannst du so was annehmen, — die gehören zu meinen schönsten Erinnerungen." (New-Yorker.)

„Gehen Sie nicht unter einer Leiter hindurch, das bringt Unglück!" (Film Fue.)

„Du brauchst mir nicht zu helfen, Arthur, ich werde den Knopf für das Bett schon allein finden." (Humorist.)

Rätselhaft

„Ich habe ein Auto gesehen, in dem saßen zwei Söhne, zwei Väter, ein Großvater und ein Enkelsohn! Wieviel Personen befanden sich in dem Auto?"

„Sechs."

„Nein! Drei nur, nämlich Sohn, Vater und Großvater." (Journal.)

*

Edith ist sehr eingebildet auf ihre Zähne.

„Du würdest viel darum geben", sagt sie zu ihrer Freundin Inge, „wenn du so schöne Zähne hättest."

„Hm", meint da Inge, „du hast ja auch viel dafür gegeben!" (Wegweiser.)

*

Vor dem Kampf erkundigt sich der Boxer unruhig: „Ist es weit von der Garderobe bis in den Ring?"

„Ja, gewiß! Aber zurück brauchen Sie ja nicht zu laufen." (Le Rire.)

*

Briefträger zum Hausmeister: „Der Herr Blau im siebenten Stock schreibt sich jetzt jeden Tag einen Brief. Er will sich damit rächen, weil ich ihm meine Tochter nicht geben will!"

*

Die Klasse hatte sich mit ihrem alten Lehrer photographiert. Bemüht, die Schüler für den Kauf des Bildes zu gewinnen, sagt der Lehrer: „Kinder, stellt euch vor, wie schön es sein wird, wenn ihr nach vielen Jahren dieses Bild wieder anschaut und zu euch selber sagen könnt: Das da ist der Hans, der ist jetzt Hauptmann, und Werner hier ist Ingenieur, und dort hinten . . ."

„Das ist unser Lehrer", rief eine Stimme fröhlich dazwischen, „der ist nun schon lange tot!" (Punch.)

Wenn du auf hundert Schritt Entfernung einen Löwen sehen würdest, was würdest du dann tun?

„Gott auf den Knien danken."

„Du hast aber Mut!"

„Nee, aber ich bin schrecklich kurzsichtig!" (Kroralle.)

*

„Wo hast du die Zigarren, die dir deine Schwiegermutter geschenkt hat?"

„Die habe ich meinen Freunden gegeben. Jetzt aber habe ich keine mehr!"

„Keine Zigarren?"

„Nein, keine Freunde!"

(Morgenblatt.)

*

„Aber ums Himmels willen, Herr Schulze, warum schlagen Sie denn Ihren Jungen so fürchterlich?"

„Na, wissen Sie, morgen gibt es Zeugnisse, und ich muß heute abend schon abreisen."

Das beste Geschenk

Einige Tage nach dem Geburtstag fragt der Neffe zu seinem Onkel, der ihm eine Trommel schenkte: „Onkel, dein Geschenk ist doch das beste und schönste."

„Wieso?"

„Mari gibt mir an jedem Tag, an dem ich nicht trommele, 10 Pfennig."
(Illustrierte Familienblad.)

Ein Städter streitet sich mit einem Bauern. Zum Schluß meint er:

„Sie können mir doch nichts vormachen. Ich bin auf zwei Universitäten gewesen."

„Das macht nix", meint der Bauer, „ich hab mal en Kalb gehabt, das hat von zwei Kühen gesoffen und ist doch nix anders geworden als en Ochs!" (Woche.)

*

Vater: „Sag' mir, Kurt, warum nennt man diesen Baum Trauerweide?"

Kurt: „Weil er neben unserem Schulhause steht und der Herr Lehrer sich immer seine Gerten davon abschneidet."

*

Der große Mann engriff die Hand der Patentin und sagte herzlich: „Das ist ganz gleichgültig, wie Sie mich titulieren, meine Dame. Ich gibt sogar Leute, die nennen mich after Dummkopf!"

„Ja, aber", antwortete die Dame etwas geschmeichelt, „das sind doch sicher nur Leute, die Sie sehr gut kennen, Herr Professor!"
(Dargens Nyheter.)

Besser ist besser

„Glaubst du, daß mit Schulze auf mein ehrliches Gesicht hin hundert Mark borgt?"

„Um — zieh dir nur zur Sicherheit den Hut ordentlich ins Gesicht!"

Anzeigen im „Der 7. Tag" haben große Werbewirkung!

Pfungstadt Lotzbank! 107 Series. Hersteller: Lotzbeck & Cie. Ingolstadt. Wer Anzeigen liest, ist besser beraten!

Billige aber gute Uhren

m. Garantie. Bei Nichtgefall. Umtausch od. Geld zurück. Nr. 3) Herrenarmbanduhr m. geprüft. 36 mindest. Ankerwerk, vernickelt, Mk. 1.90. Nr. 4) Herrenarmbanduhr, Ankerwerk, vernickelt, 2 vergold. Bänder, M. 2.30. Nr. 5. Besser Werk, flache Form, M. 3.40. Nr. 6. Sympathie-Uhr, 3 Deck., vergoldet, M. 4.90, bessere Werk M. 7.40. Nr. 8. Armbanduhr, vernickelt, m. Lederarmband, M. 2.60. Nr. 85. Do., für Damen, kleine Form, mit Armband, M. 4.—. Nr. 99. Do., Goldgehäuse, 5 Jahre Garl. Goldauflage, für Damen, mit Armband, M. 5.90, für Herren, verschiedene Form, M. 6.90. Nr. 642. Tischuhr, moderne Form, 8-Tage-Werk, Eiche poliert, M. 8.—. Nr. 146 I. Geschmiedete Kuckucksuhr, „Original-Schwarzwald-Kuckuck" verlangt, M. 2.80. Weckeruhr, genaue Gehwerk, M. 1.60. Nickelhalter, 25 Deutschland, vergold., M. —.70. Kapsel M. —.25. Nr. 612. Monogramm-Siegelring für Damen oder Herren, vergoldet, einschl. Monogramm M. 1.10. Nr. 614. Siegelring, 8 eckiges Platte, M. 1.30. Nr. 2803. Siegelring, modernes Form, 1.40. Trauring, Double, M. —.90. Double-Ring mit Stein, M. —.80. — Alle Ringe, Fingerstärke! einsenden. Vers. pag. Nachn., Abholerversand 20 000 Uhren, 20 000 Ringe. Katalog mit ca. 600 Bildern gratis!

Fritz-Heinecke Braunschweig Abt. A9

Anzeigenpreise

Jeder 1 mm hohe u. 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf., für kleine einsp. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erfüllung v. Platzvorschrift. wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl. Volksblatt GmbH. Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt Paderborn. Postscheck-Konto: Westfäl. Volksbl. Paderb. Hannover 3504.

Auch Dixie baden gern! — doch scheuen sie sich vor den andern. Um sein überschüssiges Fett schadlos zu entfernen, um schlank und frisch zu sein, trinkt man täglich eine Tasse auch als Drix-Tablette und Drix-Dragees. Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskräutertee

Graue Haare sind in 8 Tg. natürl. d. „0-8-V"-Kur. M. 1.85 portofr. Bei Nichterfolg Geld zurück. O. Bechler Augsburg II/29

Heiraten

26jähriger junger Mann, kath., 164 groß, Vielgereiste gegend (Niederl., Ind. Gebiet.), von Beruf Tischler, in gesichert. Position, wünscht sich zu verheiraten passenden Damen-Bekanntschaft zwecks spätere Heirat. Briefe mit ein. lieben, n. ten u. gesund. Madel, am liebsten von Lande, in Briefwechsel zu treten Ernstgemeinter erw. Offerten mit Bild, welches sofort zurückgef. wird, unt. Nr. 1186/4 an „Der 7. Tag", Bodenb.

Baden! schützt Ihr Gehör vor Ohrenweh, Ohrenfluß usw. AKUSTIKA ANOTROPIN. Antisept., wasserabweisend u. schalldurch. Wohltat auch b. Zugluft etc. in Drog. u. Apoth. 30-90-8-AKUSTIKA. Spandau

Rezepte kostenlos! Preisliste über Vorratsgläser Marke PONCET, die treuen Küchengehilfen, gratis! J. WECK & CO., Oeflingen (Baden)

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Joh. Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Joh. Link; Bildverantwortl. die Schriftleiter; f. d. Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtl. in Paderborn. Druck u. Verlag: Westfäl. Volksblatt GmbH., Paderborn. Verlagsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. — „Der 7. Tag": I. Vj. 38/30 509. Zurzeit ist Preisliste Nr. 8 gültig.

1. Jahrg. – Nr. 28 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 10. Juli 1938
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)
Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Zeppelin

Er schlug Brücken über die Meere

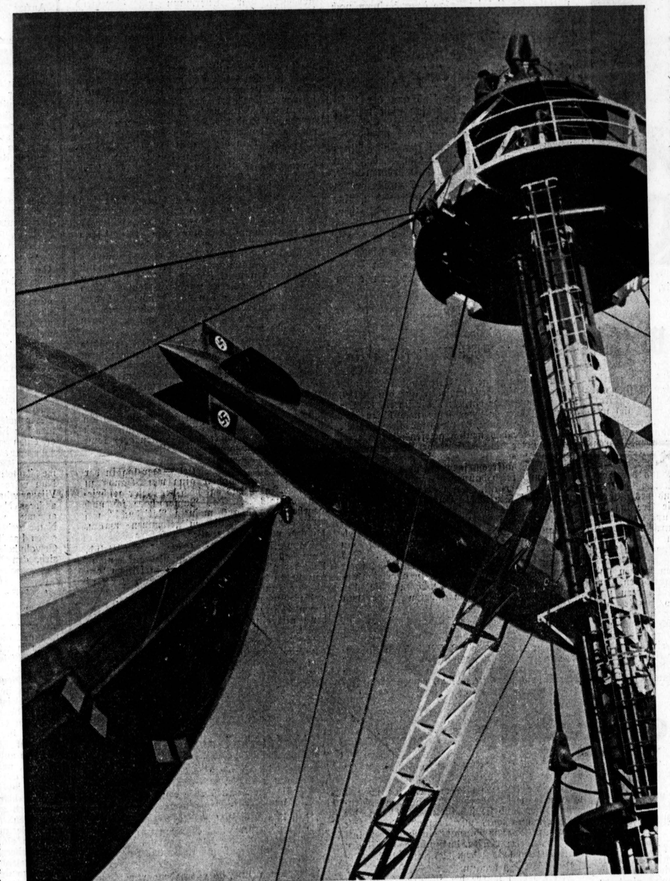
Am 8. Juli 1838 waren es 100 Jahre, daß in Konstanz Ferdinand Graf von Zeppelin geboren wurde, jener Mann, der einer Welt von Gleichgültigkeit und Mißgunst zum Trotz — einer großen Idee durch Fleiß und unbeugsamen Willen zum Siege verhalf.

*

Ein Allerweltskerl, dieser Ferdinand, dieser „Knöpfle-Schwab", wie ihn die Mutter nannte. Er konnte Vögel ausstopfen, Raupen züchten, er hatte ein angeborenes Talent zum Kühe hüten, scheute sich nicht vor dem Holztragen, Jäten und Steinefahren und bewirtschaftete mit den Geschwistern seinen eigenen kleinen Gemüsegarten, dessen Erträgnisse zu eignem Nutzen — meist an die gütige Mutter — verkauft wurden. „In allem wußte er Bescheid", sagte die Mutter und fügte schmerzhaft hinzu: „aber leider hatte er mit fünf Jahren seine wissenschaftlichen Studien noch nicht begonnen." Nach diesen ersten glücklichen Jugendjahren auf der „Insel" bei Konstanz, begann die ernstere Zeit des Lernens an der Realschule zu Stuttgart. Und von hier ging es an die Kriegsschule zu Ludwigslust und von dort wieder als junger Leutnant auf die Universität Tübingen. Schon in Stuttgart hatte Ferdinand Zeppelin die Polytechnische Schule besucht. Dann, als er als Leutnant bei einem württembergischen Infanterie-Regiment diente, sah er ein, daß er die auf dem Technikum erworbenen Kenntnisse auf andere Weise besser verwerten könne und ließ sich zum Ingenieurkorps in Ulm kommandieren. Gerade zu dieser Zeit brach der Sezessionskrieg in Amerika aus. Zeppelin litt es nicht mehr lange in dem ruhigen Leben der Heimat, er wagte die Flucht ins Abenteuerliche, ging nach Nordamerika und stellte sich dem Präsidenten Lincoln in seinem Krieg gegen die Südstaaten zur Verfügung.

Erster Aufstieg im Fesselballon

An Gelegenheiten, sich im Kampf hervorzutun, sollte es hier wahrlich nicht. Bei einem verwegenen Reiterangriff wäre er um ein Haar getötet oder gefangen worden. Als der Krieg sich dann seinem Ende näherte, fanden sich neue Aufgaben. Bei St. Paul in Kanada wurde dem jungen Abenteurer das Wunder des ersten Aufstieges im Fesselballon zuteil. Als er hoch aus den Lüften auf die Stadt zu seinen Füßen niederblickte, kam ihm erst der Gedanke, wie nützlich ein solcher Ballon für Kriegszwecke sein mußte. Ein paar Jahre später, bei der Belagerung von Paris, sollte ihm das noch deutlicher zu Bewußtsein kommen. Aber zunächst drängte ihn noch das Erleben im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten. Da über die Quellen des Mississippi damals noch nichts bekannt war, beschloß Zeppelin selbst einmal Umschau zu halten. Von zwei Russen und zwei Indianern begleitet, trat er den Zug durch den Urwald an. Die Quellen fand er wohl nicht, aber viel Unbill anderer Art wartete auf die kühnen Reisenden. Im Dickicht des unwegsamen Waldes war der Proviant ausgegangen. Ob die Reisenden nun keine Gewehre hatten, um Wild zu schießen, oder ob kein Wild da war, erzählt Zeppelin nicht — er erwähnt nur, daß sie schließlich nichts anderes zur Nahrung hatten, als Wasserratten, die sie anfangs kochten, die sie dann aber, als es ihnen an Wasser fehlte, auch rösteten oder roh verzehrten. — Ein paar Jahre gingen darüber hin; 1864 kehrte Zeppelin zur Heimat zurück, kämpfte als Württembergischer Offizier auf der Seite Oesterreichs, bis der Deutsch-Französische Krieg ihn selbst an die Seite Preußens stellte. Ein glänzendes Reiterstückchen Zeppelins wurde damals viel besprochen. Sein Name wurde bekannt und klang hell durch die Lande, Auszeichnungen und Beförderungen blieben nicht aus und rasch stieg er auf der militärischen Stufenleiter, wurde Regimentskommandeur und Militärbevollmächtigter in Berlin und schließlich Kommandeur der 30. Kavallerie-Brigade in Saarburg.



Das Zeitalter der lenkbaren Luftschiffe, die stolz über den Weltmeeren kreuzen, ist das Zeitalter modernster Technik und zivilisatorischen Fortschritts. Wer einmal die glückliche Gelegenheit hatte, das tausendpferdige Gerüst eines Luftschiffes im Bau zu sehen, wird die ganze Großartigkeit dieser kühnen Konstruktionen und ihrer technischen Verwirklichung ermessen können. In unserem Bild, das wir dem vorzüglichen Bildwerk „Arbeit" von Dr. Paul Wolff (Bechtold, Verlagsbuchhandlung, Frankfurt am Main) entnommen haben, spiegelt sich dieses technische und fortschrittliche Zeitalter, das ein Jahrhundert fruchtbewußter Lebensbefassung heraufführt, in eindringlicher Weise. Dabei ist das Werk des Luftschiffbaues nie kaum ein anderes ein Werk des Friedens, das die kameradschaftliche Verständigung unter den Völkern fördert und festigt. Photo Wolff

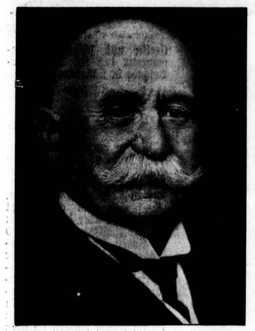
Der Plan des ersten Flugschiffes

In der ganzen Zeit, schon lange bevor er seinen Abschied nahm, hatte Zeppelin sich mit den Plänen eines lenkbaren, starren Luftschiffes beschäftigt. Er schrieb zum ersten Mal seine Ideen über das Problem der Luftschiffahrt nieder und es finden sich darin die Gedanken, die auch heute noch für den Bau der Zeppelin-Luftschiffe leitend sind. Er verlangte, daß diese Schiffe mindestens 24 Stunden mühelos in der Luft bleiben konnten; zu diesem Zweck müßten sie groß genug sein, um wesentliche Nutzlasten transportieren zu können. — Recht schön ausgedacht, aber unausführbar — lautete das Urteil der meisten Fachleute. Andere lachten den tollen Grafen gänzlich aus. Zeppelin ließ sie lachen. „Ich nehme es niemand übel, wenn man mich für einen Toren hält", sagte er in seiner gelassenen Weise —, „deshalb weiß ich doch, daß es meine Aufgabe ist, ruhig fortzuarbeiten, und meine Idee, die ich für richtig erkannt habe, weiter zu verfolgen. Sogar der hochgeschätzte Techniker E. v. Siemens und der damals ausschlaggebende Physiker Helmholtz wandten sich ebenfalls gegen den Plan und erklärten ein großes, starres Luftschiff für ein Ding der Unmöglichkeit. „Zuviel Oberfläche und damit zuviel Reibung an der Luft, die die schwachen Maschinen nicht bewältigen können." Der hartnäckige Graf ließ sich nicht beirren. Er baute. Mit Unterstützung des Königs von Württemberg wurde eine Gesellschaft gegründet, die den Bau des ersten Flugschiffes finanzierte. Mit seinen Propellern und seinen Steuerruhmen, glich es einem Riesenfisch mit Schwanz und Flosse. 17 Gaszellen lagen in einem Gerüst aus Aluminium, 128 Meter war der Riese lang und faßte 11 300 Kubikmeter Gas. Zwei Gondeln enthielten die Motoren von je 100 PS, Karten, Kompaß und alle navigatorischen Instrumente. Der erste Aufstieg am 2. Juli 1900 bei Friedrichshafen fiel nicht ganz nach Wunsch aus. Nach einigen Veränderungen gelang der dritte Start und das Luftschiff konnte in der vorgeschriebenen Zeit wieder zu seinem Ausgangsplatz zurückkehren, damit war der Beweis von der Lenkbarkeit, die alle Welt bezweifelt hatte, erbracht. Es gab wieder Orden, Auszeichnungen und Anerkennungen aller Art, nur das Geld blieb aus.

Die Idee siegt

Mit dem ersten Schiff konten keine neuen Erfolge errungen werden. Es zeigte noch zuviel Mängel und wurde 1906, während es auf einer Waldwiese verankert lag, von plötzlich ausbrechenden Boen gepackt, und so heftig gegen die Bäume geschleudert, daß es abmontiert werden mußte. Die Mittel zu einem zweiten Schiff, das etwas größer war und 150 000 Kubikmeter Gas faßte, gewährte die deutsche Regierung. Der Aufstieg am 1. Juli 1908 wurde zu einem glänzenden Sieg für die Idee Zeppelins. Schaffhausen, Lu-

...rn, Zürich, Bregenz und Lindau wurden überflogen und nach 12stündiger Fahrt landete das Schiff glatt vor seiner Halle. Auf gute, folgten böse Tage, zu den zahlreichen Erfolgen gesellten sich auch Verluste. Der Goldmangel blieb drückend. Nach einem glänzenden Flug im Sommer 1908 ereignete sich durch einen heftigen Gewittersturm hervorgerufen, das Unglück von Echterdingen. Tief erschüttert stand der Graf vor den Resten des kunstvollen Baues, auf den er so große Hoffnungen gesetzt hatte. Aber als er am Abend nach Friedrichshafen zurückkehrte, erwartete ihn das herzlichste Mitgefühl. Von Kopf gedrängt stand die Menge und umringte ihn mit trostreichen Grüßen. Der Graf dankte mit tränenerstickter Stimme. Er fühlte, daß das deutsche Volk seinen Schmerz teilte und ihn zu neuen Hoffnungen ermutigte — neue Schiffe wurden gebaut. Das Werk des Grafen setzte sich langsam durch. Im Jahre 1911 konnte die „Schwaben" bereits eine ganze Reihe erfolgreicher Fahrten über ganz Deutschland verzeichnen. Man befand sich jetzt wirklich auf dem Wege zu einer zuverlässigen Verkehrsluftschiffahrt. Das schnellste Zeppelin-Luftschiff „Viktoria-Luise" vor dem Kriege brachte es mit 370-PS-Motoren bereits auf 80 Stundenkilometer. Die Zeppeline wuchsen gewaltig. In der Kriegszeit wurde eine Steighöhe von 8 000 Metern erreicht und die Gesamtzugkraft bedeutend erhöht. Von den hervorragenden Leistungen dieser Luftschiffe ist u. a. die Afrika-Fahrt des Marine-Luftschiffes L 59 noch in Erinnerung. Das Schiff war bestimmt, die Truppen Lettow Vorbecks in Ostafrika aufzusuchen und sie mit dringend notwendig gewordenen Waffen, Munition und Sanitätsmaterial zu versehen. Durch eine falsche Funkmeldung wurde das Schiff kurz vor seinem Ziel zur Rückkehr genötigt. Es fiel im Jahre darauf einem noch nicht geklärten Unglücksfall über dem Mittelmeer zum Opfer und versank mit seiner ganzen Besatzung.



Ferdinand Graf Zeppelin
Erich Zander, Archiv, Multiplex-K.

Eines Kämpfers Ende

Während des Krieges sind aus der Luftschiff-Werft in Friedrichshafen nicht weniger als 87 Zeppelin-Luftschiffe hervorgegangen. Der Graf selbst war ein alter Mann geworden. Er fühlte sich im letzten Jahre seines Lebens oft zurückgesetzt und glaubte, daß man sein Werk nicht mehr voll zu würdigen wisse. Im Frühjahr des Jahres 1917 mußte er sich in Berlin einer Operation unterziehen, eine Lungenentzündung trat hinzu, die Kräfte versagten, er starb, 79 Jahre alt, nach einem reichen, aber harten Leben, das ihm wohl den Sieg gebracht, aber an Bitternissen nichts erspart, am 8. März 1917. Auf dem Pragfriedhof zu Stuttgart ruht er von allem Kämpfen aus.

Die gläserne Botschaft / *Skizze von Walter Sperling*

Seltsame Verkettungen räumlich und zeitlich weit auseinander liegender Ereignisse sind mit der Seefahrt unlöslich verbunden; es scheint, als wenn Strömung und Wind ihr Spiel mit den Dingen treiben, einem Gesetz gehorchend, das unerforschlich ist, aber anerkannt wird auf allen Meeren, von allen Menschen, deren Glaube an die starke Hand der Vorsehung unerschütterlich ist.

So mag auch die waltende Hand der Vorsehung über einem Jungenstreich gelegen haben, der an einem Herbstabend des Jahres 1928 zur Ausführung kam. Die See lag damals glatt in Nebel eingehüllt, und das Feuer von Hela brang nur schwach durch den Dunst der Bucht. Die Fischer waren längst vom Fang zurück und mit ihrem Zeug zum Dorf gegangen; nur einige Jungen hockten noch zwischen den auf Land gezogenen Booten und spannen ein verfrühtes Seemannsgarn, erzählten von Seefahrern, fernen Ländern und Schiffbruch, was jeder eben so wußte aus Büchern und Berichten der Alten im Dorf.

Man stritt auch über Flaschenposten und deren Wert. Es herrschte die rechte Stimmung, den toten Worten durch eine lebendige Handlung etwas Nachdruck zu geben, und als Peter Werner eine Flasche aus dem Boot des Vaters holte, war ein anderer schnell dabei, ein Stück Papier zu geben. Sie dachten auch nicht lange nach, sondern schrieben auf den Zettel, was ihnen gerade einfiel: „Wir sinken, 10. Oktober." Peter Werner setzte noch hinzu: „20 Grad östliche Länge, 60 Grad nördliche Breite". — „Ich habe das neulich gelesen", erklärte er. Dann wurde die Flasche verkorkt und im weiten Bogen hinausgeworfen. Sie tanzte eine Weile aufrecht schwimmend im Wasser herum und trieb dann, von einer unsichtbaren Strömung erfaßt, nordwärts. „Die liegt morgen bei Stutthoff. Alles kommt an Land zurück", meinte Peter Werner. „Wenn sie erst mal in den Weichselsog kommt, dann geht sie raus!" wurde ihm widersprochen. „Vielleicht schwimmt sie nach Amerika", rief ein anderer dazwischen. Ja — Amerika . . . Das Sinnen der Jungen eilte dem Werkzeug ihrer Tat voraus; sie ergingen sich in allerlei abenteuerlichen Vermutungen, während sie dem Heimweg antraten. Am anderen Tage war alles vergessen.

*

Es war durchaus kein Zufall, daß am Jahrestage der geschilderten Ereignisse die „Kronstadt" durch die aufgeregten Wogen des Finnischen Meerbusens stampfte. Nein, es war kein Zufall, denn seit Jahren verband sie die Häfen Stockholm und Helsingfors, und es war auch nicht das erste Mal, daß Brecher auf Brecher über dem Vorschiff zusammenfielen und sich schäumend verliefen. Aber da war doch plötzlich ein seltsames Klirren und Klappern in dem gurgelnden Ton der berrauschenden Wasserläufe, das den Rudergänger aufhorchen ließ, der sich an den Leinen entlang zum Mittelschiff durchkämpfte. Sein Fuß traf in Glasscherben, und als er eine Minute später auf der Brücke stand, hielt er dem Kapitän den Rest einer Flasche hin und ein Stück Papier.

„10. Oktober . . . Wir sinken . . . 20 Grad östliche . . ." las der Kapitän und reichte den Zettel dem Steuermann. „Das war ja gestern . . ." — „Aber das ist doch unmöglich! Wir stehen 22 Grad!" Die Augen des Kapitäns starrten in das Grau des unfreundlichen Tages, seine Hand hielt den Hebel des Maschinentelegraphen; vielleicht mehr mechanisch als gewollt drückte sie ihn langsam auf halbe Fahrt. Die Klingel schrillte durchs Schiff. „Kurs auf die Aalandsinseln: Nordnordost!" Der Steuermann riß schweigend das Ruder herum.

Der Entschluß des Kapitäns, dem Hilferuf nach Seemannssitte Folge zu leisten und sich auf eine hoffnungslose Suche zu begeben, fiel zeitlich mit einer Zeitungsmeldung zusammen, die in dem stillen Fischerdorf an der Danziger Bucht in allen Stuben besprochen wurde. Nach sicheren Anzeichen war der Danziger Motorschoner „Möve" bei den Aalandsinseln mit Mann und Maus verloren gegangen, und daß gerade ein Kind des Dorfes — Hermann Werner, der Steuermann — zur Besatzung gehörte, legte Trauer in die Herzen der Fischerleute.

Das Meer rollte gegen den Strand. Wie ein gefräßiges Ungeheuer schickte es seine Wasser zu den Dünen, netzte die Füße des alten Werner, der mutlose Ausschau hielt über das große Grab; tagelang — bis der Alltag sein Recht forderte und alles wieder in gewohnte Bahnen zwängte.

Der Hermann, der war nun tot; daran war nichts zu ändern. Auch ein Brief aus Helsingfors, der eines Tages eintraf und das Gegenteil behauptete, weil er von Hermann unterschrieben war, brachte im ersten Augenblick mehr Verwirrung als Klärung. Man verglich ungläubig den Poststempel mit dem vermutlichen Tag der Katastrophe, und es dauerte geraume Weile, bis sich das Mißtrauen in Freude verwandelte.

„Ein Schwede hat mich aufgefischt", erzählte der Gerettete später, als er Gelegenheit dazu hatte. „Ich habe bald dreißig Stunden am Holz getrieben — es war wie ein Wunder, daß sie mich fanden!" Die Leute im Kreise, die zusammengekommen waren, nickten. Wunder gab es wohl oft am Meer. „Aber das Merkwürdigste", fuhr Hermann fort, „der Kapitän der „Kronalf" wurde durch eine Flaschenpost auf die Suche geschickt. Wir hatten aber keine aufgeben, dazu war weder Zeit noch Gelegenheit. Die Gedichte in der Runde wurden gerne gelesen. Hier, dieser Zettel — der lag in der Flasche!" Das Papier ging von Hand zu Hand. „Na — das hat doch der Peter geschrieben!" sagte einer. „Das Wasser hebt es noch gegeben, es ist aus meinem Notizbuch!" rief einer der Jungen, die mitgekommen waren, wichtig, und erzählte alles.

Da verliefen sich die Leute kopfschüttelnd, denn das war ihnen doch zu viel auf einmal. Nur der alte Werner hatte sich in seinem langen Leben das Wundern abgewöhnt. Er traf Vorbereitungen für handgreifliche Auseinandersetzungen, die seinen Jüngsten von ähnlichen Scherzen fürderhin abhalten sollten — denn mit einer Flaschenpost treibt man kein Spiel. So hatte auch der Urheber und Helfershelfer der Vorfehung Gelegenheit, über die dunklen Zusammenhänge nachzudenken, die dem großen Bruder das Leben retteten, — ihm selb aber eine unverhoffte Tracht Prügel eintrugen.

Halali in Schwabing / *Humoreske von Wilhelm Auttermann*

„Kannst du schießen?" fragte mich kürzlich der Maler Vogt, als ich ihn am Tisch der „Blauen Distel" traf.

„Selbstverständlich." — „Auch mit Schrot?"

„Mit Schrot oder Kugel, das bleibt sich gleich. Nur schieße ich grundsätzlich auf kein ahnungsloses Tier."

„Das brauchst du auch nicht."

„Worauf soll ich denn schießen?"

Er flüsterte leise: „Ich bin mit der Miete arg im Rückstand, und wenn ich bis zum Ersten nicht zahle, setzt mich der Hauswirt glatt an die Luft."

„Entsetzlich! Ich soll ihn umbringen?"

„Unsinn, laß mich aussprechen! Ich habe nichts mehr, was ich entbehren könnte außer einem alten Bauernschrank. Ein betagtes Familienmöbel mit bunter Schnitzmalerei, von dem ich mich aber nur höchst ungern trenne. Doch es muß sein. Ich will ihn verkaufen."

„Nun, und?"

„Der Schrank sieht zu neu aus. Der Kunsthändler bringt ihn ohne Wurmstiche nicht weiter."

„Verstehe. Ich soll mit Schrot den Holzwurm hineinpulvern."

„Sehr richtig. Es ist zwar ein alter französischer Trick, hat sich aber erfolgreich bewährt."

„Warum besorgst du das nicht selbst?"

„Kann ich nicht. Der Schrank ist mir ans Herz gewachsen. Ich zittere, wenn ich daran denke. Wie sollte ich da weidgerecht zielen können?"

„Also gut. Wird gemacht." —

Pünktlich war ich auf seiner Bude. Es fanden sich noch andere vertraute Jagdgäste ein. Der Bildhauer Krieger überreichte mir selbstlos einen mächtigen Schießprügel, und der Schauspieler Weigert, unser lieber „blauer Gustl", warf sich in die Brust und trug vor:

„Ich sehe nichts als Schutt um mich." Es herrschte eine feierliche Stimmung.

Auch die kleine Erika erschien, die ich seit langem vergeblich herzehre. Als ich den Schießprügel lud, band sie sich ihren Schal um die Ohrchen und warf mir bewundernde Blicke ins Herz. Vogt machte aus einem Zeichenblatt eine Trompete: „Erika, du mußt das Hifthorn blasen. Das bringt dem Schützen Glück."

Und die Jagd begann.

Mit Horrido wurde der schwere Schrank in die entlegenste Ecke geschoben. Wegen der größeren Schrottstreuung. Dann stellte ich mich ans andere Ende, kniff ein Auge zu, zielte und wartete.

Erika stieß ihr Tönchen ins Hifthorn.

Ich drückte ab.

Ein lauter Donnerschlag rollte gewitterähnlich durchs Atelier. Schwer pumperte der Schrank gegen die Wand.

„Blattschuß in die Tür!" triumphierte Krieger.

„Weidmannsheil!" erscholl es im Chor. Nur Erika schwieg und senkte errötend die Augen.

„Weidmanns Dank!"

Der Schrank wurde umgedreht.

Als sich der Pulverdampf verzog, gab Erika nochmals das Zeichen zum Abblasen. Und diesmal traf ich den Schrank in die Blume. Es roch nach Schwefel wie in der Hölle.

Schüchtern nahm ich ihn aufs Korn. Vorne, hinten, links und rechts. Wir lagen ihn auf den Bauch und auf den Rücken. Er alterte zusehends um Jahrhunderte, denn ich schoß wirklich gut. Ich dachte immer an Erika. Seit die Welt besteht, haben Holzwürmer kein größeres Unheil angestiftet. Der Kunsthändler würde zufrieden sein.

Mit Tränen des Leids und der Freude drückte mir Vogt die Hand: „Teurer Freund, das werde ich dir nie vergessen!" Erika schloß ihre braunen Augen und gab mir einen Kuß. Das sollte den Tannenbruch ersetzen. Es war wirklich wunderbar.

„Nun ist's aber gut", meinte der blaue Gustl. „Die Freuden der Liebe erzeugen nur Leiden", deklamierte er ausdrucksvoll, „darum fügt euch nicht, Kinder! Laßt uns lieber das Jagdmahl einnehmen!"

Wir fügten uns aber trotzdem recht lange und innig wie im Forst. Denn wir hatten und endlich gefunden. Unterdessen verzehrten die Kumpane siebzehn Heringe und sangen fröhliche Weidmannslieder. Die Schwabinger Sonne warf schimmernde Lichtringel ins Atelier, sie sahen aus wie lauter schöne, blanke Fünfmarkstücke.

„Hoffentlich ist kein Schuß steckengeblieben", mißtraute plötzlich der Maler Vogt und trat an den Schrank. Aber ich wußte genau, daß jedes Schrotkorn wie Beelzebub durchs Holz gegangen war.

Und ich hatte recht.

Als Vogt die Schranktür öffnete, wankten ihm die Knie. Ein voher Schrei gurgelte aus seiner Kehle und zerriß uns fast das Herz. Er hatte vergessen, seinen Rock herauszunehmen. Es war sein einziges Kleidungsstück dieser Art.

Nun steht seit Samstag der schöne Schrank im Antiquitätenladen. „Leider hat ihm der Holzwurm arg zugesetzt", versichert der Händler mit gutgespieltem Bedauern, „übrigens ein untrügliches Zeichen seines Alters."

Die Kunden nicken verständnisvoll.

Dann und wann pendelt draußen ein langhaariger Maler vorbei und wirft wehmütige Blicke ins Schaufenster. Er trägt einen Rock aus dem Dreißigjährigen Krieg. Wir in Schwabing achten ihn darob nicht geringer.

Dies nebenbei

Wir bewundern die Leistungen der kühnen Fallschirmspringer, die in vielen Hundert Metern Höhe aus dem Flugzeug springen, für Sekunden haltlos durch die Luft stürzen, bis der Fallschirm sich öffnet und die mutigen Springer sanft zur Erde trägt. Da die Menschen aber nun einmal den Drang haben, immer „höher hinaus" zu kommen, sind ihnen die Absprünge aus den gewöhnlichen Höhen nicht genug. Wie wäre es also mit einem Absprung aus der Stratosphäre, aus Höhen über 10 000 Meter? Natürlich wäre es interessant, einen solchen Springer über seine Eindrücke zu befragen. Hinterher? Könnte man denken, aber warum soll ein solcher Stratosphären-Fallschirmspringer nicht gleich seine Eindrücke während des Springens durch das Mikrophon sprechen. Jawohl, der kanadische Ingenieur Carl Rich hat nicht nur diesen Vorschlag gemacht, sondern auch gleich den Anzug konstruiert, mit dem sich ein Fallschirmspringer aus solchen Höhen ausrüsten müßte. Die Ausrüstung besteht ganz aus Leder und alle Nähte sind mit Gummilösung geschlossen. Am linken Bein ist ein Rundfunksender angebracht, während sich am Helm außer zwei Ohrhörern auch ein Mikrophon befindet, durch das der Fallschirmspringer bereits in einer Höhe von 12 000 Meter mit der Erde in drahtlose Verbindung treten könnte. Der Fallschirm birgt eine Sauerstoffapparatur, im übrigen ist aber der Anzug auch durch elektrische Röhren geheizt, so daß die ungemein niederen Temperaturen der Stratosphäre zu ertragen wären. Fachleute halten diesen „Stratosphärenanzug" für einen großen Fortschritt. Wir müssen uns also durchaus darauf gefaßt machen, eines Tages aus unserem Rundfunkgerät den „Sturzbericht" eines Fallschirmspringers aus der Stratosphäre zu vernehmen.

*

Auch Namen können Schicksale machen. Ganz klar, daß es ein Vorzug ist, einen wohlklingenden leicht zu behaltenden Namen zu haben. Und wer einen langen und kaum auszusprechenden Namen besitzt, wird das sicher im Verkehr mit anderen Menschen als nachteilig empfinden. Aber alle, die meinen, daß sie einen allzu komplizierten Namen besäßen, mögen sich mit jenem Inder trösten, der den „Ruhm" besitzt, den längsten Namen des britischen Weltreiches zu haben. Als Anläßlich eines Treffens der ehemaligen Studenten der Universität Cambridge die Rede auf die Erfolge kam, die jeder im Leben gehabt hatte, ergriff auch dieser Inder das Wort und erklärte, daß trotz mancher Erfolg versagt geblieben wäre, weil er einen so langen und geradezu unaussprechlichen Namen sein eigen nenne. Nicht zu verwundern, denn der Name lautet: Sir T. Vijayaraghavacharaya. Nun wäre es ja einfach für diesen Herrn Vijayaraghavachariaya gewesen, sich einen anderen Namen zuzulegen, aber dazu besitzt er nun wieder zuviel Familienstolz. Der Name gehört einer alten, angesehenen indischen Familie und ihr sonst so europäischen Gewohnheiten zugetanes Mitglied weigert sich, den Namen abzulegen.

*

Graf Felix von Luckner, den „Seeteufel", kennt jeder deutsche Junge, aber auch in der ganzen Welt ist er bekannt, und wo immer er nur hinkommt, wird er herzlich und mit offenen Armen empfangen. Wir haben ja wiederholt in unserer Zeitung über die Weltfahrt berichtet, auf der der „Seeteufel" sich zur Zeit befindet. Nun hören wir als Neuestes eine lustige Sache, die Luckner sich in Sydney, der Hauptstadt Australiens, geleistet hat und die sicherlich unsern Lesern Spaß machen wird. Während alle Welt den Grafen recht gern hat, ist das Postamt in Sydney seit einigen Tagen recht böse auf ihn. Der „Seeteufel" hatte nämlich sich auf eine etwas originelle Wette eingelassen, nach der er das Telephonbuch von Sydney, das 650 Seiten stark ist, mit einem Griff in zwei Hälften quer durchzureißen sich bereit erklärte. Der Graf hatte die Wette tatsächlich gewonnen. Diese Kraftprobe hat den guten Australiern aber so imponiert, das viele nun ein Gleiches versuchen und plötzlich ein erheblicher Mangel an Telephonbüchern in Sydney bemerkbar ist. „Welt-Telephonbuch-Zerreißen" ist eingetreten, an dem der Graf zwar völlig schuldlos ist, das aber immerhin die große Popularität erneut unter Beweis stellt, die der deutsche „Seeteufel" in aller Welt genießt.

*

Wissen Sie, was ein Kassiber ist? So nennt man die heimlichen Botschaften, die Gefangene aus ihrer Zelle in die Außenwelt schmuggeln. In einem Pariser Gefängnis fiel einem Wachbeamten eines Tages ein fortwährender Huplärm auf. Er glaubte, daß auf der Straße ein Kind an der Hupe eines Autos herumspiele. Er sah nach und fand tatsächlich einen vierzehnjährigen Jungen, der fortgesetzt den Kopf eines Boschhornes in Tätigkeit setzte. Da bemerkte der Beamte, daß diese Hupzeichen in einer bestimmten Regelmäßigkeit gegeben wurden und er schöpfte Verdacht. Er ließ den Jungen weiterhupen und beobachtete im Gefängnishof seine Gefangenen. Und siehe da, eine junge Frau lauschte offensichtlich mit Hingabe und scharfer Aufmerksamkeit auf die Hupsignale, die, wie der Beamte feststellte, regelrechte Morsezeichen waren. Man ging der Sache auf den Grund und fand heraus, daß der Junge auf diese Weise seiner Mutter, die wegen verschiedener Betrügereien eine Freiheitsstrafe abzubüßen hatte, Nachrichten übermittelte. Man sieht, auch zu man ihnen auf die Spur kommt.

Jo-Jo.

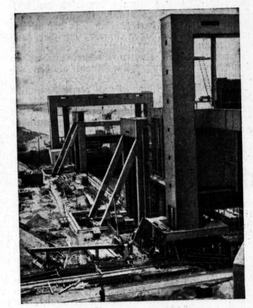
Sportergebnisse vom Sonntag

Deutscher Boxsieg über England
Einen k.-o.-Sieg erzielte der Deutsche Herbert Nürnberg im Leichtgewicht über den Engländer Powell. Diese Prachtleistung unseres Europameisters Nürnberg wurde von den über 20 000 Zuschauern mit großer Begeisterung aufgenommen. (Scherl Bilderdienst, Zander-K.)

Der Sieger des Großen Preises von Frankreich, Manfred von Brauchitsch
Nach seiner großartigen Rekordfahrt dankt Manfred von Brauchitsch für die zahlreichen Glückwünsche. Man sieht diesem erfolgreichen Mercedes-Benz-Fahrer die Strapazen dieses schwierigen Rennens noch an. (Presse-Hoffmann, Zander-K.)

Henlein sprach vor 100 000
In Komotau fand am Sonntag im Rahmen des „Festes aller Deutschen" der größte Aufmarsch statt, den das Sudetendeutschtum bisher überhaupt erlebt hat. Dieses Bild berichtet von dem unbeschreiblichen Jubel, der den Führer des Sudetendeutschtums, Konrad Henlein, bei seiner Ankunft auf dem Marktplatz in Komotau empfing. (Scherl Bilderdienst, Zander-K.)

Hannover entthronte Schalke!
In einer der denkwürdigsten Schlachten der Fußballgeschichte um die Deutsche Meisterschaft gelang es dem Hannoverschen Sportverein 1896 im Olympia-Stadion zu Berlin, den Titel eines deutschen Fußballmeisters zu erringen. Der vielfache Sieger Schalke 1904 wurde im zweiten Endspiel in der Verlängerung mit 4:3 geschlagen. — Sofort nach dem Sieg der „Husaren aus Hannover" eilte Reichsminister Rust, der Gauleiter Hannovers, auf das Spielfeld, um „seiner" Mannschaft die herzlichsten Glückwünsche zu ihrem großen Siege auszusprechen. (Schirner, Zander-K.)

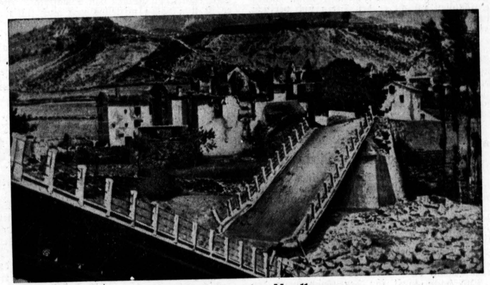


Schiffshebewerk Rothensee vor der Vollendung
Bei Magdeburg geht das Schiffshebewerk Rothensee seiner Vollendung entgegen und wird im Herbst dieses Jahres seiner Bestimmung übergeben. Es schafft den Anschluß des Mittellandkanals an die Elbe und damit den Abschluß des großen Wasserstraßenverbindungsbaues vom Rhein zur Elbe.

Ein Badegruß unserer Blauen Jungen vom Schulschiff „Horst Wessel"
Mit den neuen Bordberichten vom Segelschulschiff „Horst Wessel aus Westindien ging uns auch dieser interessante Bildgruß zu: In St. Thomas haben sich unsere blauen Jungen eine eigene Badeinsel im Indischen Ozean „erobert", auf der sie hier einen Ehrengast feierlich einholen. (Scherl Bilderd., Zander-M.)

Churchills Schwiegersohn des Verrates militärischer Geheimnisse beschuldigt
Ganz England beschäftigt sich zurzeit mit einem Vorfall im Unterhaus, in dessen Mittelpunkt der Abgeordnete Duncan Sandy, der Schwiegersohn Churchills, steht. Sandy hatte kürzlich über den angeblichen Mangel von Flakgeschützen und den notwendigen Instrumenten gesprochen und auf Bitte des Kriegsministers sogar genaue Zahlen zur Verfügung gestellt. Der Generalstaatsanwalt hat ihn nun ersucht, Auskünfte über seine Informationsquelle zu geben und ihm mitzuteilen, daß er bei Nichtangabe der Quelle mit einer Gefängnisstrafe bis zu zwei Jahren bestraft werden könne. Man ist nun gespannt darauf, wie sich das Unterhaus dazu stellt, denn Premierminister Chamberlain will eine Aussprache darüber zulassen, ob das Gesetz zur Wahrung von Staatsgeheimnissen auf Unterhausmitglieder anwendbar sei, die ihren parlamentarischen Pflichten nachkämen. (Weltb., Zander-Multipl.-K.)

Der „Entführer" in London verhaftet
Der dänische Graf Haugwitz-Reventlow, der mit seiner Frau, der amerikanischen Millionenerbin Barbara Hutton, über die Erziehung seines Sohnes in Streit geraten war und das Kind angeblich entführen wollte, traf in London ein. Bei seiner Ankunft auf dem Viktoria-Bahnhof wurde er von Polizisten „verhaftet", aber sogleich gegen eine Kaution wieder freigelassen. Mit Spannung wird der Ausgang dieses Prozesses erwartet.



Der Weg der roten Mordbrenner
Die vor den Truppen Francos geflüchtete 43. Division hinterließ dieses Trümmerfeld. Nachdem die Roten wie die Wilden im Dorf Almsa gehaust hatten, sprengten sie bei ihrem Rückzug auch noch die vor dem Dorf gelegene Brücke. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Weltkongreß „Arbeit u. Freude"
„Aida" vor dem Weltkongreß „Arbeit und Freude". Den künstlerischen Höhepunkt des Weltkongresses „Arbeit und Freude" in Rom bildete die Festaufführung der Oper „Aida" vor 6000 Zuschauern unter freiem Himmel in Anwesenheit des Duce (Bild links). — — — Bayrische Trachten in den Ruinen Neapels. Nach der Ankunft des Kdf.-Schiffes „Wilhelm Gustloff" in Neapel, der die große deutsche Abordnung sowie zahlreiche ausländische Teilnehmer am 3. Weltkongreß „Arbeit und Freude" nach Italien brachte, besichtigten die einzelnen Volksgruppen die Schenswürdigkeiten der Stadt am Vesuv. (Dabei entstand dieses Bild, das eine bayrische Trachtengruppe in der Ruinenstadt Neapel zeigt. Bild rechts.) (Scherl Bilderdienst, Zander-Multiplex-K.)

Geheimnisse um funkelnde Diamanten

Abenteuerliche Schicksale berühmter Edelsteine / Von Oskar G. Foerster

1. Fortsetzung

Der „Regent" aber bleibt nicht lange in Paris. Frankreichs neue Gewalthaber brauchen Geld, die Kriege an den Grenzen und die rauschenden Volksfeste haben die Kassen des Staates schnell geleert. So wandert der „Regent" — nach Berlin. Der Kaufmann Treskow behält ihn als Pfand für eine große Summe, die er dem französischen Staat leiht.

Von Napoleon bis zum Louvre

Am 18. Mai 1804 läßt sich der Konsul Napoleon Bonaparte zum Kaiser krönen. Am Knopf seines prächtigen Krönungsdegens schimmert der „Regent", den er in Berlin auslösen ließ. Auf seinen Siegeszügen durch Europa begleitet der „Regent" nun den Kaiser, bei den Zusammenkünften mit Kaisern und Königen bewundert man das Feuer, das aus dem Diamanten am Degen Napoleons blitzt.

Als Napoleon zum zweiten Male heiratet, läßt er den Diamanten aus dem Degen entfernen. Am Tage seiner Hochzeit mit der österreichischen Kaisertochter Marie Louise schmückt er seine Gemahlin vor aller Augen mit einem prächtigen Diadem, in dessen Mitte der „Regent" strahlt.

1830 benutzt der „Bürger-König" Louis Philipp den Diamanten als Pfandschaftsstift — dann ruht der Stein lange Jahre im Pariser Nationalmuseum, bis Frankreich in Napoleon III. wieder einen Kaiser erhält. An den großen Galatagen erscheint er nun wieder im Diadem, im Haar der Kaiserin Eugenie.

Aber auch der Glanz dieses Kaiserreiches sinkt 1870 dahin — der „Regent" kehrt ins Museum zurück. 1914, als die deutschen Kerngeschütze ihre ehernen Grüße schon nach Paris entsenden, rafft der französische Unterrichtsminister alle wertvollen Museumsstücke zusammen und läßt sie nach Bordeaux bringen. 1918 wandert der „Regent" in das Schloß Chantilly. 1920 erlebt er noch einmal ein großes Abenteuer. Eines Abends bemerken die Aufseher, daß der Glasschrank, in dem er zur Schau gestellt wird, leer ist. Die besten Detektive der Welt jagen hinter ihm her und nach zehn Monaten gelingt es endlich, den Stein bei einem kleinen Edelsteinhändler in Brüssel aufzutreiben. Die Diebe bleiben unbekannt.

Um ähnliche Zwischenfälle zu vermeiden, wird der „Regent" nun in den Louvre gebracht, wo er, sicher behütet, zwischen den Kostbarkeiten des ehemaligen Kronschatzes ein beschauliches und ungestörtes Dasein führt.

Der „Stern von Südafrika"

Im Oktober 1867 geht der südafrikanische Pflanzer John O'Reilly am Orange River (Kapkolonie) auf die Jagd. Sonnenglut und Wanderung machen ihn durstig, er geht auf einen Bauernhof und bittet den burischen Bauern Niekerk um ein Glas Milch.

Während er trinkt, sieht er den Kindern zu, die mit kleinen glänzenden Steinen spielen.

„Was haben Ihre Kinder für hübsche Steine!" fragt O'Reilly. „Sie funkeln wie Glaskugeln!"

Der Bure nimmt einem Kinde einen besonders großen Stein ab und zeigt ihn dem Fremden. „Ja, es sind schöne Steine, es gibt ihrer Menge hier. Ich wollte diesen schon in eine Brosche für meine Frau einsetzen lassen."

O'Reilly dreht den blitzenden Stein zwischen den Fingern, und da kommt ihm ein guter Einfall: Er hat irgendwo gehört, daß man mit Diamanten Glas schneiden kann. Kurzentschlossen nimmt er den Stein und versucht, den Anfangsbuchstaben seines Namens auf eine Fensterscheibe einzugraben.

Und der Stein schneidet wirklich ein!

„Ich glaube, dieser Stein hat einen großen Wert!" sagt O'Reilly. „Geben Sie ihn mir mit. Wenn ich ihn verkaufen sollte, teile ich den Erlös mit Ihnen!"

Der Bure lacht ungläubig. „Meinetwegen!" sagt er. „Ich werde meinem Jungen einen neuen suchen."

„Auf diesem Felsen gedeiht Südafrika!"

O'Reilly zeigte den Stein in seiner Heimatstadt Hopetown allen Freunden und Bekannten — sie lachen ihn aus. Ein Gastwirt wettet mit ihm um ein Dutzend Seidel Bier, daß der „Kiesel" keinen Pfifferling wert sei. Aber ein gelehrter Mann, der Dr. Atherstone in Grahamstown, findet, daß der Stein das spezifische Gewicht des Diamanten — 3,53 — habe. „Wahrscheinlich hat ein Reisender ihn verloren!" meint er.

Und dann kauft ihn der Gouverneur der Kapkolonie für 500 Pfund und sendet ihn auf die Pariser Weltausstellung. Europa hat eine neue Sensation: in Südafrika sind Diamanten gefunden worden!

Als „Stern von Südafrika" wandert der erste Diamant des dunklen Erdteils zur britischen Kolonialregierung. Der erste Sekretär des Kolonialamtes, Mr. Southey, legt ihn auf den Sitzungstisch der Minister und ruft pathetisch: „Meine Herren, das ist der Felsen, auf den das zukünftige Gebäude Südafrikas gegründet ist!"

Man lacht anfangs darüber — aber Southeys Wort wird rasch zur Wahrheit.

Wie eine Epidemie bricht plötzlich an allen Ecken und Enden Europas die Begeisterung für Südafrikas Diamantenfelder aus. Tausende von Kaufleuten, Spekulanten, Abenteurern, Auswanderern reisen nach Afrika und laufen sich jenseits des Oranjeflusses nieder, um Diamanten, und damit Reichtum und Glück zu suchen. Schon fünf Jahre später steigt die Diamantenausfuhr Südafrikas auf drei Millionen Pfund, 1888 sind es bereits 20 Millionen . . .

Eine Glücksserie

Selbst die abergläubischsten Diamantenhändler müssen zugestehen, daß der „Stern von Südafrika" niemals Unglück brachte. Eine ganze Reihe unverhofften Glücksfälle ist mit ihm verbunden. Der Bure Niekerk und O'Reilly wurden durch seinen Erlös in die Lage versetzt, einige große Minen zu gründen, die ihnen Hundertausende eintrugen. Die südafrikanische Kolonialverwaltung verdiente 6500 Pfund an ihm, für 11 600 Pfund erwarben ihn die englischen Kronjuweliere Hunt & Co. Ein Edelsteinschleifer in Amsterdam schliff den rohen Stein zu einem herrlichen Juwel.

1876 sieht der junge Earl of Dudley, Sproß eines alten, angesehenen, aber verarmten Aristokratengeschlechts, den „Stern von Südafrika" bei Hunt & Co. Hingerissen von der edlen Schönheit des Diamanten, fragt er nach dem Preis. „25 000 Pfund!" erwidert Hunt, ein wenig geringschätzig — er weiß, daß der Earl unmöglich in der Lage ist, den Stein zu kaufen.

„Gut. Ich kaufe ihn!" erklärt Dudley zur Ueberraschung des Juweliers.

Der Earl rafft alles Geld, das er besitzt, zusammen — es fehlen noch 5000 Pfund. „Ich gebe Ihnen den Rest innerhalb eines Jahres!" verspricht er. Hunt ist einverstanden, und der Earl erhält den „Stern von Südafrika". Aber er ist nun völlig mittellos und muß sich nach einer einträglichen Beschäftigung umsehen.

Wenige Wochen nach dem sensationellen Kauf bringt der Bankier Dudleys eine frohe Botschaft: Die südamerikanischen Oelaktien, die der Earl vor Jahren für 5000 Pfund erworben hat, sind überraschend auf das Zehnfache ihres Nennwertes gestiegen! Ueber Nacht ist dem Earl of Dudley ein Vermögen von 50 000 Pfund in den Schoß gefallen!

Hochzeitsgeschenk am Krankenlager

Zwei Jahre darauf lernt der Earl die schöne Gräfin Sibyl Wodehouse kennen und lieben. Noch ehe es zu einer Aussprache zwischen ihnen kommt, erkrankt die Gräfin lebensgefährlich. In einem großen Londoner Krankenhaus bemühen sich bedeutende Aerzte um sie — alle Kunst aber scheint hier vergeblich zu sein. Die schöne Frau siecht dahin, ihr Befinden verschlechtert sich von Tag zu Tag . . .

Eines Tages aber besucht Dudley seine kranke Freundin. Sie erkennt ihn und lächelt ihn wehmütig an.

„Es geht zu Ende, mein Freund . . ."

Der Earl schüttelt energisch den Kopf.

„Es darf nicht zu Ende gehen, liebste Sibyl! Im Gegenteil: es wird erst anfangen — unser gemeinsames großes Glück nämlich! Sehen Sie, was ich Ihnen mitgebracht habe!"

Er packt ein Kästchen aus und entnimmt ihm einen zierlichen goldenen Stirnreif, in dessen Mitte der „Stern von Südafrika" funkelt. Behutsam drückt er den Schmuck in das Haar der Kranken. Sie sieht ihn mit großen, glänzenden Augen fragend an.

„Es sollte das Hochzeitsgeschenk für Sie sein, Sibyl! Werden Sie es annehmen?"

Sibyl vermag nur glücklich zu nicken.

Aber von diesem Tage an bessert sich ihr Zustand. War es die Kraft der Liebe und des Glückes, die mit neuem Lebensmut ihre Kranfheit vertrieb — oder war es, wie viele erzählen, die geheimnisvoll, glückbringende Macht des Diamanten?

Noch im gleichen Jahr heiratet der Earl of Dudley die Gräfin Wodehouse, und alle Zeitungen sind voll von dem Lob des „Sterns von Südafrika", der im Haar der glücklichen Braut schimmert.

Der „Kleine Regent" der Madame Dubarry

Versailles 1769 . . .

In einem Salon des Königsschlosses feiert eine kleine Gesellschaft den Namenstag des Königs Ludwig XV. Die Stimmung ist glänzend und ausgelassen, die Lakaien tragen den Champagner auf, man trinkt auf das Wohl des Königs.

Der König aber fehlt in dieser Runde. Seitdem seine treueste Freundin, Madame Pompadour, starb, hat er zuweilen Anwandlungen von Trübsinn, dann zieht er sich in die einsamsten Zimmer seines strahlenden Palastes zurück.

Eine junge Frau, von übermütiger Weinlaune erfaßt, beginnt an diesem Abend vor den Gästen des Königs zu tanzen. Das ist Jeanne Becu, die schöne Freundin des Grafen Dubarro. Zum erstenmal ist sie heute Gast des Königs. Und sie ahnt nicht, daß eine der Wände eine geheime Oeffnung hat, und daß, dahinter verborgen, der König steht und sie beobachtet. Noch am gleichen Abend beschließt Ludwig sie zu sich. Sie ist keineswegs erschrocken, als sie dem König allein gegenübersteht. Die ehemalige Putzmacherin geht auf Ludwig zu und küßt ihn einfach auf den Mund. Mit diesem Kuß wird Jeanne Ludwigs Geliebte und eine allmächtige Frau, vor der sogar Frankreichs größter Politiker, der Minister Choiseul, zittert.

1770 gelingt es Jeanne, die zum Schein den Grafen Dubarry heiraten mußte, mit Hilfe der Hofpartei Choiseul zu stürzen. Am Weihnachtsabend wird er verhaftet. Der König wähnt, Jeanne Dubarry habe ihn von einem Verräter befreit.

Der „Stein der Zärtlichkeit"

An jenem Abend weilt die schöne Gräfin beim König. Sie sind allein, und Ludwig bedeckt ihre kleinen, schlanken Hände immer wieder mit Küssen.

„Wie soll ich dir danken!" ruft er, „du bist treuer als alle. Warum verräts du mich nicht wie sie?"

„Weil ich Sie liebe, Sire!" sagt die Gräfin schlicht, und in diesem Augenblick spricht sie vielleicht die Wahrheit.

Da nimmt Ludwig aus einer Schublade eine goldene Schatulle heraus. Er öffnet sie, und die Dubarry stößt einen kleinen Schrei der Ueberraschung und des Entzückens aus. Zwei Diamanten von herrlichem Glanz strahlen ihr entgegen.

„Es sind meine größten Kostbarkeiten", plaudert der König. „Sieh, dieser, der große, bläulich schimmernde, ist ein Erbstück. Karl der Kühne verlor ihn in der Schlacht bei Nancy vor 300 Jahren. Später kam er in den Besitz des hugenottischen Edelmannes Sancy. Er schickte ihn Heinrich III. Aber der Bote wurde unterwegs ermordet. Doch ehe er starb, verschluckte er den Stein und Heinrich ließ den Leichnam öffnen und fand den Diamanten im Magen des Treuen. Später kam er nach Polen, und ich habe ihn, wie mein Vorgänger, bei der Krönung getragen.

Jeanne Dubarry spielt versonnen mit dem funkelnden Stein. Ihr Herz hängt an schönem Schmuck, und der König überhäuft sie mit solchem kostbaren Tand.

Forts. folg.

Sachen machen die Leute, Sachen...

Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele:

Kinder! Was sind das für Zeiten! Die Großmütter von Chikago haben sich zu einem Club zusammengeschlossen. Jawohl! Das haben sie! Sie stehen nämlich auf dem Standpunkt, daß es zwar ganz ehrenwert sei, zu Hause die Enkel und Enkelinnen in der Wiege zu schaukeln oder im Kinderwagen ein Stückchen spazieren zu fahren, sie glauben aber gleichzeitig, daß dadurch ihre berechtigten Ansprüche an das Leben keineswegs voll befriedigt werden. Und so wollen sie denn ebenso wie die jungen Frauen und Mädchen an gesellschaftlichen Veranstaltungen teilnehmen, wollen tanzen und sich dabei ein liebes Wort sagen lassen. Wenn das man gut geht . . .

*

Es ist bekannt, daß Engländer und Amerikaner leidenschaftliche Sammler sind. Sie verfallen dabei gelegentlich auf die tollsten und absonderlichsten Ideen. So hat jetzt ein reicher Kaufmann in Birmingham zehntausend Bände der langweiligsten Bücher gesammelt. Diese einzigartige Bibliothek erregte mit der Zeit naturgemäß großes Aufsehen. Alle Freunde und Bekannten des Kaufmanns wollten seine Sammlung besichtigen. Bei dieser Gelegenheit kam auch ein Journalist des Weges, der selbstverständlich nichts eiligeres zu tun hatt' als über die sonderbare Bibliothek einen Artikel zu starten. Der reiche Kaufmann konnte nicht ahnen, daß der Reporter ihn in arge Verlegenheit bringen würde und zwar dadurch, daß er die Namen einiger Verfasser in seinem Bericht anführte, die der Sammler mit dem nicht gerade ehrenden Prädikat „langweilig" bezeichnet hatte. Bald darauf erschienen bei dem Kaufmann zwei festlich gekleidete Herren, die ihr Gesicht in strenge Falten gelegt hatten. Sie überbrachten nichts Geringeres als eine Pistolenforderung des schottischen Schriftstellers Mac Pherson. Selbstverständlich dachte der Kaufmann nicht daran, sich deshalb zu duellieren, weil er persönlich ein Buch dieses Autors für langweilig hielt. Dennoch erschien es ihm angebracht, eine schriftliche Ehrenerklärung für Mac Phersons Bücher abzugeben und das heißumfochtene Buch aus seiner Bibliothek herauszunehmen. Unterdessen ist der sonderbare Sammler helle geworden. Er befürchtet, daß noch weitere Schriftsteller auf der Bildfläche erscheinen und ihm ganz gehörig den Marsch geigen werden. Er hat daher seine Bibliothek geschlossen und zeigt sie niemandem mehr.

*

Aus Anlaß des bevorstehenden Besuches des englischen Königspaares in Paris hat naturgemäß die französische Kriminalpolizei allerlei zu tun. Dieser Tage streifte sie durch einige kleinere Hotels und machte dabei eine eigenartige Entdeckung. Man kam nämlich in jenes Zimmer, in dem die Kellnerin Clementine noch friedlich im Bett schlief. Einem der Polizisten fiel dabei auf, daß das junge Mädchen Bartstoppeln im Gesicht hatte. Man nahm daraufhin eine Durchsuchung des Zimmers vor und entdeckte auch tatsächlich Rasierklingen. Angesichts dieses sonderbaren Fundes konnte Clementine naturgemäß nicht leugnen, daß sie sich den Bart schabe. Als „sie" daraufhin gründlicher verhört wurde, gestand „sie", daß „sie" garnicht „sie", sondern ein „er" sei. Bei der Geburt sei irrtümlich ein Mädchen eingetragen worden und da der junge Mann später entdeckte, daß er als Kellnerin mehr verdiente, denn als Kellner, nutzte er diesen Fehler in seinem Geburtsschein aus. Sachen machen die Leute, Sachen . . .

*

Die Dummen auf dieser Welt werden nicht alle. Oder zweifelt noch jemand daran? Wenn ja, so mag er sich durch die folgende Geschichte eines besseren belehren lassen. Eines Tages lernte ein Franzose in einem englischen Hotel einen jungen Brasilianer kennen, mit dem er an der Bar zwischen verschiedenen Cocktails Freundschaft schloß. Bei dieser Gelegenheit vertraute der junge Mann dem Franzosen an, daß er eine sensationelle Erfindung gemacht hätte; es sei ihm gelungen, einen Apparat zu bauen, mit dem es möglich wäre, eine englische Pfundnote trotz ihrer Dünne in genau zwei Teile zu trennen und zwei Banknoten daraus zu machen. Der Apparat, den der Brasilianer die „Zauberschachtel" nannte, war angeblich so vollkommen, daß die zerteilten Banknoten sich mit ganz verschiedenen Nummern vorstellten. Als der Franzose schüchtern fragte, warum man denn diese Erfindung nicht ausnutze, wollte der Freund zunächst erst nichts davon wissen, erklärte aber dann doch, daß es sich um zwei oder drei Pfund nicht lohne, daß es vielmehr eine beträchtliche Anzahl Banknoten sein müßte. Der Franzose verbrachte eine schlaflose Nacht. Er besaß bei einer Londoner Bank 30 000 Pfund; wenn man diese durch die Zauberschachtel „müllerte", so würden es 60 000 Pfund. Soweit stimmte natürlich die Rechnung, aber was dann kam . . . Als die 30 000 Pfund in dem Zimmer des Brasilianers bereitlagen, um operiert zu werden, richtete man die Sache so geschickt ein, daß der Brasilianer einem seiner Freunde das bare Geld zusteckte und daß dann beide Gauner das Weite suchten. Der französische Kaufmann aber war der geprellte. Hoffentlich gelingt es der Polizei, das Geld wieder „herbeizuzaubern". Die mysteriöse „Zauberschachtel" aber hat man beschlagnahmt.

Xaver Xanten.

Zum Tage der Deutschen Kunst

Ewiger deutscher Bauer

Wie die deutschen Künstler ihn sahen und gestalteten

Wir bringen nachstehend einen Artikel, der sich mit einem Thema der deutschen Kunst beschäftigt, das seit ihren Anfängen bis heute immer und immer wieder die Künstler besonders stark angeregt hat: Die Darstellung des bäuerlichen Menschen. Von Albrecht Dürers berühmten Bauernbildern bis zu den Malern unserer Zeit zieht sich eine lange Entwicklungslinie mit im einzelnen oft recht wechselnden Auffassungen — und doch zeigen alle diese Bilder im Grunde das Gleiche: das ewige Antlitz des deutschen Bauern. Am Tage der Deutschen Kunst, der in diesen Tagen in München stattfindet, wird diesem Aufsatz besonderes Interesse begegnen

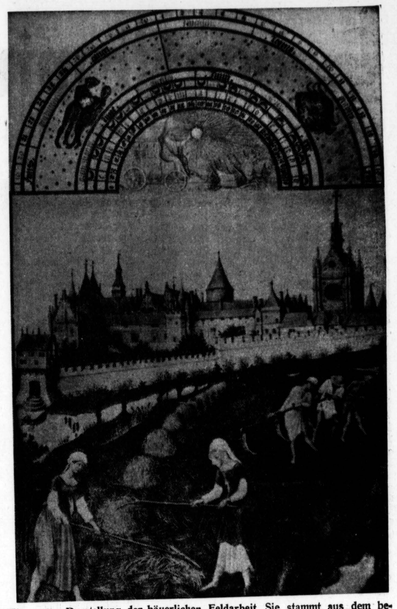
Das Volk der Deutschen ist von jeher ein Bauernvolk gewesen. Schon bevor man von einem eigentlichen Deutschland sprechen kann, viele Jahrhunderte vor Christi Geburt, trug die Kultur der alten Germanen einen ausgesprochen bäuerlichen Charakter. Dieses Bild hat sich später mit dem Aufkommen der Städte gewandelt, aber trotzdem behielt der Bauernstand nach wie vor seine entscheidende Bedeutung für unser Volk, wenn er auch lange Zeit hindurch um seine innere und äußere Anerkennung harte Kämpfe führen mußte. In der deutschen Kunst finden wir die Behandlung bäuerlicher Themen schon verhältnismäßig früh: neben den Jahrhunderte hindurch

Das Werk eines Künstlers der Gegenwart: Kopf einer Bückeburger Bäuerin
Ausschnitt aus einer Radierung von Otto Quante (Bild: Archiv)

im Vordergrunde stehenden religiösen Stoffen spielen Darstellungen aus dem bäuerlichen Leben schon unter den ältesten Zeugnissen deutscher Kunst eine wichtige Rolle. Das wird besonders in der frühen deutschen Buchillustration deutlich, hier sowie in den mittelalterlichen Kalender- und Monatsblättern wird meist der Bauer bei irgendeiner für ihn charakteristischen Tätigkeit abgebildet.

Bei vielen Bauernbildern dieser Zeit ist allerdings die darstellerische Linie ziemlich einförmig: wir sehen kräftige, etwas unbeholfene Gestalten, und nicht selten sind diese in meist von städtischen Künstlern stammenden Bilder mehr oder weniger satirisch gehalten. Ganz anders die Bauernbilder Albrecht Dürers, die erstmals eine wirkliche Charakterisierung und künstlerische Durchdringung des bäuerlichen Wesens bringen. Auch seine Bauerntypen sind gewiß nicht „schöne" Menschen, aber sie sind durchaus nicht irgendwie höhnisch gesehen. Harte, schwere Arbeit, Entbehrung und Sparsamkeit drücken sich in ihren Mienen aus, Wind und Wetter haben tiefe Falten und Furchen in die Gesichter gezogen, und nur zuweilen blitzt ein köstlicher Humor in diesen Bildern auf. Stärker ist dieser Zug in den Werken von Hans Sebald Beham entwickelt. Er zeigt die Bauern bei der Erholung, bei ihren Festen, die in fröhlichen Gelagen und Tänzen bestanden. Seine vielen Darstellungen bäuerlicher Tanzpaare sind einzig in ihrer Art und von hohem künstlerischen und kulturgeschichtlichen Wert.

Behams Werke leiten köstlich zu denen der besten Niederländer über. Dieser den Deutschen art- und wesensverwandte Volksstamm zeigt auch in der Kunst viele verwandte Züge, und man kann, wenn man vom Bauern in der deutschen Kunst sprechen will, auf die Niederländer nicht verzichten. Teniers, Brower, Ostade und vor allem der große Bruegel haben der Welt eine Fülle von Bauernbildern geschenkt, in denen alle Motive, die das Bauernleben überhaupt anbieten, in unendlicher Vielfalt immer wiederkehren. Am häufigsten wird auch hier das Kirchdorf bei seiner Erholung, bei Spiel und Tanz bei Kirmes und üppigen Gelagen gezeigt. Der Brabanter Bauer arbeitete hart — zum Ausgleich wollte er sich dann auch mal gehörig amüsieren. Kein flämischer Bauer besann sich, nach einem zeitgenössischen Bericht, „dreißig, ja vierzig Meilen zu laufen, um bei einem Schmaus mitzumachen." Bruegel, den die Nachwelt kurzhin den Bauern-Bruegel genannt hat, stammte selbst vom Bauern ab. Als einer der vor allem den Bauern seiner Heimat, den Alpenländer, in häuslichen Szenen.



Eine frühe Darstellung der bäuerlichen Feldarbeit. Sie stammt aus dem berühmten „Stundenbuch" Paul von Limburgs aus dem Jahre 1410
Photos (3): Wissenschaftliche Nachrichtenzentrale

In der Kriegs- und Nachkriegszeit hatte sich die Kunst fast völlig vom bäuerlichen Motiv abgewandt — sie hatte die Verbindung zum Volke, damit also auch zum Bauern, beinahe ganz verloren und einzig sich schließlich in Felsfamen Experimenten, bei denen in der Tat eine Darstellung des deutschen Bauern fehl am Platze gewesen wäre. Im neuen Deutschland haben sich, wie wissen es alle, die Dinge auch auf diesem Gebiet gründlich gewandelt; der Bauernstand wurde wieder auf den Platz erhoben, der ihm gebührt, und auch die deutschen Künstler haben sich den bäuerlichen Motiven erneut zugewandt. Noch warten wir alle auf die großen Maler, denen es gelingt, der tiefen inneren und äußeren Umwälzung, die unser Volk durchlebt hat und noch durchlebt, in ihren Bildern künstlerisch zwingenden Ausdruck zu verleihen. Aber sie werden kommen, wenn die Zeit dafür reif ist; es werden Kunstwerke entstehen, die den Geist und das Leben unserer Zeit spiegeln — und damit auch das Antlitz des ewigen deutschen Bauern.

J. Zieger.

Daß der Bauer zu aller Zeit nicht nur den Pflug, sondern auch das Schwert zu führen verstand, zeigen die „Bewaffneten Bauern" von Albrecht Dürer (links). Ein Feierstündchen nach harter Tagesarbeit hält der „Alte Bauer" von Hans Thoma (rechts)

Sahen sie wirklich so aus?

Schauspielkunst und historische Echtheit

In letzter Zeit ist in einer ganzen Reihe von Theaterstücken und Filmen die Frage „aktuell" geworden, wie die historische Wirklichkeit und geschichtliche Persönlichkeiten auf der Bühne oder dem Bildstreifen gestaltet werden sollen. Es handelt sich also in erster Linie darum, welche Freiheiten dem Dramatiker, Filmautor und Schauspieler gerade in dieser Hinsicht gestattet sind. Die Erfahrungen der letzten Jahre haben uns auch hier ein abschließendes Urteil bilden lassen, dessen erste These lautet: es bedeutet eine hohe Verpflichtung, die Gestalt eines großen Mannes oder einer großen Frau unserer Geschichte auf die Bühne zu stellen, da dann infolge der — oft nur rein gefühlsmäßigen — Zu- oder Abneigung des Publikums unter Umständen die schlimmste „Geschichtsklitterung" entstehen kann, wenn auf der Bühne oder im Film die historische Wirklichkeit verfälscht wird. Die vergangene Theaterära glaubte oft genug, übergroße Gestalten unserer Geschichte in kleinlichster Menschlichkeit zeigen und bewußt nach niedrigen, egoistischen Gründen für das aus den tragenden Ideen eines ganzen Zeitalters geborenen Geschehens suchen zu können. Das ist jene sattsam bekannte Art, die durchaus die besten, gesunden Kräfte der Volksseele zu zerstören und zu vergiften suchte, um an die Stelle einer fahrlaufenden Kultur das Chaos zu setzen.

Sehen wir aber von diesem zerstörerischen politischen Zwecken dienstbaren Schema ab, so läßt sich auch an Hand einer Rückschau auf die besten dramatischen Werke unserer Literaturgeschichte feststellen, daß es dem Dichter nicht immer möglich ist, das historische Geschehen bis in Einzelheiten getreulich wiederzugeben. Viel wichtiger ist das Einhalten einer inneren Wahrheit der gezeichneten Gestalt, die in schaffender Künstler aus dem eigenen Erlebnis heraus die Gestalten des Dichters lebendig werden lassen. Es ist verständlich, daß auf diese Weise die verschiedensten Auffassungen historischer Persönlichkeiten entstanden sind. Unsere Bilder greifen eine Reihe bekanntester Schauspielerinnen heraus, die in den letzten Jahren berühmte Frauen-Gestalten auf der Bühne und im Film verkörpert haben. Wer hier zum ersten Male das überlieferte Bildnis der Bühnenwirklichkeit gegenüber gestellt sieht, wird vor allem durch eine Tatsache überrascht: über alles Trennende mancher Äußerlichkeiten hinaus ist die innere Angleichung in Haltung und Ausdruck vollkommen. Erstaunlich, wie jener nachdenklich-staunende, vom Erlebnis einer großen Aufgabe und eines großen Schmerzes getragene Blick der Charlotte Corday in dem aufschauenden Kopf Angela Salloker wieder Leben gewann, wie die knabenhafte Ungezwungenheit der Königin Christine in dem Garbo-film Gestalt annahm oder Käthe von Nagy die durch ihre Schönheit ebenso wie die Neigung zu Luxus und Intrige berühmte Maitresse des Sonnenkönigs lebenswahr wiedergegeben vermochte.

Königin Christine von Schweden: links: ein zeitgenössisches Gemälde, rechts: die Darstellung durch Greta Garbo in dem Film: „Königin Christine"

Aber nicht nur die Uebereinstimmung, sondern auch das Geschichte und Theater Trennende ist für den aufmerksamen Beobachter recht interessant. Der gewissenhafte Historiker wird vielleicht Einwendungen erheben, wenn er Königin Christine von Schweden, die große, soldatisch erzogene Tochter Gustav Adolfs von Schweden — sie war klein, häßlich und buckelig — in der Gestalt Hilde Hildebrandts oder Greta Garbos wiederfindet, die beide auch im Auge des Wohlwilligen keine dieser obengenannten Kennzeichen aufweisen dürften. Der Historiker wird auch erstaunt sein, wenn er die trotz ihrer anmutigen und frisch-natürlichen Briefe aus dem französischen Sündenbabel nie äußerlich schöne — und im Alter, wie unser Bild zeigt, sogar recht häßliche — Liselotte von der Pfalz von Renate Müller in dem gleichnamigen Film gespielt sieht. Aber das alles sind Konzessionen, die man dem Theater (es will und soll ja auch unterhalten) gutschreiben mag. Jenny Jugo wird er trotz der reinen Spielhandlung des Filmes „Mädchenjahre einer Königin" in diesen Zügen zustimmen und Angela Salloker für die Gestaltung der Charlotte Corday im Deutschen Theater dankbar sein, ebenso wie Käthe Dorsch für ihre Maria Stuart. Vor allem die beiden letzteren sind bezeichnende Beispiele dafür, wie aus und neben der Geschichte eine neue dichterische Wirklichkeit entsteht.

Zum Schluß sei noch darauf hingewiesen, daß den meisten Menschen weniger das Werk des Historikers als die lebendige Welt des Theaters zugänglich ist. Die Zumutung von Orleans, Königin Viktoria von England, Liselotte von der Pfalz, Charlotte Corday, Christine von Schweden, Katharina II. von Rußland, Johanna von Bismarck und viele andere mehr — würden wir, Hand aufs Herz, sie alle so klar und lebenswahr in unserer Vorstellung tragen, wenn sich nicht Dichter und Schauspieler gefunden hätten, die ihr Schicksal auf der Bühne und im Film zeichneten? Sagen wir ihnen Dank dafür, vergessen wir nie, daß es ein durch unendlich viel Mühe und Arbeit erkauftes Wunder ist, für einen Abend und einen Tag die Vergangenheit noch einmal lebendig zu sehen.

Karl-Günther Wiegand.

Chalotte Corday, die als Mörderin Marats 1793 in Paris hingerichtet wurde: links: wie sie wirklich aussah, rechts: Angela Salloker in der Rolle der Revolutionärin

Konzeption und Ausführung deren Bedeutung gerecht wird. In vielen der bekanntesten Dramen ist sogar der Rahmen des Geschichtlichen durch das Erlebnis allgemeingültiger Menschlichkeit gesprengt. Es sei hier nur an Goethes Egmont, jene von wundervoller, innerer Fröhlichkeit getragene Tragödie und Schillers Maria Stuart — das große Gegenspiel zweier Frauen zwischen Liebe und Haß — erinnert. Nicht zusammengetragene Tatsachen sind in beiden Werken gestaltet, sondern das Bild des Dargestellten, wie es der Dichter sah. Wo aber bewußt Einzelzüge historischer Wirklichkeit verändert und neu gestaltet wurden — es ist bekannt, daß die Geschichte über die Titelhelden beider Werke ein wesentlich schlechteres Urteil abgibt — geschah es unter Aufzeigung aller menschlichen Problematik, und um gerade diese Gestalt zum Träger eines allgemeingültigen Schicksals werden zu lassen. Viele andere Beispiele ließen sich hier noch anführen, z. B. wird niemand etwa Shakespeares Königsdrama als geschichtliche Quelle betrachten, während wir wiederum nirgends besser und größer die gestaltenden Kräfte aus dem Werden des britischen Inselreiches charakterisiert und in seherischer Schau dargestellt finden.

Auch für den Schauspieler gilt dieser Satz von der inneren Wahrheit. Er ist ebenso wie der Dichter kein nüchterner Gelehrter, der aus vergilbten Dokumenten eine beweisbare und dogmatisch faßbare Wahrheit sucht, sondern ein Mensch voll Blut und Leben. Wenn er sich durch eingehendes Studium historischer Quellen — es ist wenig bekannt, daß alle großen Schauspieler mit dieser oft mühseligen Arbeit lange vor den Proben beginnen — in die Atmosphäre der Zeit und das Wesen des Dargestellten eingelebt hat, dann kann er als

Madame Pompadour, die Geliebte des französischen „Sonnenkönigs": links nach einem Gemälde von Franzois Boucher, rechts: dargestellt von Käthe von Nagy

Photos (6): Wissenschaftliche Nachrichtenzentrale

5. Fortsetzung

ROMAN VON CHRISTEL BROEHL-DELHAES

Er war also noch da, und er dachte an sie, hatte sie nicht vergessen?!

Ihr Herz sollte doch aufhören, so rasch zu pochen! Der Atem durfte nicht so stoßweise gehen. Sie wollte nicht träumen! Nein, das Leben war hart und ohne Märchen. Sie wollte nicht an Erik Brassen denken, dem sie einen kleinen Spaß bereitete, ein junges Mädchen zu verehren, das keinen bekannten Namen hatte und nicht die Tochter eines reichen Mannes war. Trotzdem senkte sie — —

Nun wird er auch mich auffordern müssen, dachte Brigitte mit einigem Unbehagen, denn sie konnte den seltsamen Blick nicht vergessen.

Aber es geschah etwas, das ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich zog, sie erstaunen und erschrecken ließ. Gefühle weckte und zugleich auch tötete: etwas, das sie in einen unbeschreiblichen Wirbel von Trauer, Zorn und Empörung stürzte.

Vom Eingang her kam langsam ein auffallendes Paar spaziert. Der Herr war gut und geschmackvoll nach der herrschenden Mode gekleidet. Seine außerordentlich gute Erscheinung aber erblaßte neben der Frau, die an seinem Arm ging. Diese Frau trug eine Robe zur Schau, wie sie in Paris und an anderen Weltplätzen in den großen Nachtlokalen getragen wurde, niemals aber für ein zwar feines, aber sehr vornehmes und seßhaft deutsches Kurbad paßte. Das Gehänge von vier Silberfüchsen erdrückte fast die zarte Erscheinung, deren kleines, schmächtiges Mäusegesichtchen in einer Weise geschminkt war, daß man Angst vor diesem allzu deutlichen Zuviel bekommen konnte. Das Paar erregte begreiflicherweise erhebliches Aufsehen. Man tuschelte, man lächelte, man deutete mehr oder weniger offensichtlich.

Es entspann sich ein unangenehmer Streit um den richtigen Platz. Die Bedienten des Kurhauses sausten von allen Seiten herbei. Man war gewillt, einen Tisch an der unmöglichsten Stelle des Saales aufzustellen, damit das Paar zufriedengestellt wurde. Man schätzte die Pelze und den Schmuck erstaunt ab. Brigitte aber sah immer nur eins: Der da mit der unangenehm auffallenden Frau um den günstigsten Platz kämpfte, war — Robert Pohl, der Mann, mit dem sie einmal kurze Zeit verlobt gewesen war.

Der Tanz war zu Ende. Direktor Kern kehrte mit Pegan Pett an den Tisch zurück. Bobby Pett machte ein paar lustige Bemerkungen zu Brigitte. Sie nickte, sie lächelte, sie stimmte zu, aber sie hatte kein einziges Wort verstanden und wirklich aufgenommen. Alles war um sie verlaufen, alles war ausgelöscht: nur Robert Pahl lebte in ihrem Blickfeld. Sie war gezwungen, jede seiner Handreichungen mit ihren Blicken zu verfolgen.

Wie geräuschvoll die beiden Platz nahmen. Die Frau zürnte noch immer. Der Platz paßte ihr nicht. Anscheinend war sie der Ansicht, daß der holde Kurpark ihr zur Verfügung stehen müsse, und ärgerte sich, alles so beseht zu finden.

„Wo sind denn Ihre Gedanken?" fragte Kern mit seiner warmen, nahen Stimme.

Brigitte schreckte auf, schaute um sich und begegnete wieder dem seltsamen und fragenden Blick der jungen Edith. Was war denn nur mit ihr? Was wollte man wissen? Sie fühlte, wie der Boden unter ihren Füßen bebte. Alles begann zu schwanken . . .

„Sie sind erschöpft, Brigitte!" sprach die warme nahe Stimme weiter. „Soll ich Sie ein wenig in den Park führen?"

„Nein, nein", wehrte sie ab. „Durchaus nicht! Es geht mir gut. Bestimmt! Ich muß nur ein wenig mehr Luft haben. Ich will nach Elisabeth Barnekamp sehen. Sie ist so allein . . . Ich hatte sie gebeten, sich an unsern Tisch zu setzen. Da Sie wollten sie so auch kennenlernen, Herr Direktor."

Er hätte den Kopf schütteln mögen, als sie so eilig davonging. Was hatte sie nur? Sie machte einen merkwürdig erregten und erschöpften Eindruck.

Noch ehe sie die Treppe erreicht hatte, die ins Innere des Kurhauses führte, wurde sie abgefangen. Erik Brassen holte sie ein.

„Schon auf dem Wege zu Ihnen, um Sie zum Tanz zu bitten, laufen Sie mir davon!" zürnte er. Er begann französisch zu reden und fuhr plötzlich in einem zwar unbeholfenen, doch klaren Deutsch fort: „Bitte, tanzen Sie doch mit mir!"

Sie blieb stehen und sah ihn überrascht an. „Vor Tagen verstanden Sie doch kaum eine Silbe Deutsch, und nun sprechen Sie die Sprache schon?"

„Ich habe einen ausgezeichneten Lehrmeister gefunden! Ich lerne Tag und Nacht — aber nur in meinem Zimmer oder an Orten, wo ich ganz einsam und allein bin. Sie wissen: Was ich tue, tue ich ganz und gar!" Und dann sagte er wieder in deutscher Sprache: „Ich will alles mit Ihnen sprechen können, Frau—lein Brigitta! — Tanzen wir nun?"

Ihr Blick hatte wieder Robert Pahl und seine fremde Begleiterin gestreift. So waren die Männer: Schnell getröstet und gewissenlos, selbstsüchtig und herrisch. Dieser dort drüben wollte sie gar geliebt haben — —!

„Ich hatte vor, eine Dame abzuholen", wich sie Brassen aus. Fast feindselig war sie gegen diesen aus Zorn auf den andern.

„Holen Sie doch die Dame später!" schlug Brassen vor, „und tanzen Sie jetzt mit mir!" Er legte seinen Arm auf den ihren und zog sie fort.

Sie folgte ihm widerstrebend und doch wie ohne Willen. Als er auf der Tanzfläche den Arm um sie legte, erzitterte sie bis ins Innerste hinein. Ich will es nie mehr tun', dachte sie, 'ich werde nicht mehr nachgeben! Es ist nicht gut. Ach, es ist nicht gut' — —

Er führte sie wunderbar. Brigitte glaubte, noch nie in ihrem Leben so selbstvergessen und hingegeben getanzt zu haben. Ihr schönes Kleid wippte und wiegte sich hin und her. Brassens gebräuntes Gesicht bot ihrer strahlenden Blondheit einen Hintergrund, wie er ihr wirkungsvoller nicht geboten werden konnte. Die Musik spielte eine zarte und weiche Melodie. Tausend Tänze hätte man darauf langsam tanzen können, milde und wilde, langsame und jagende, weinende und träumende. O Leben, o Leben . . .!

Plötzlich klang eine helle, scharfe Stimme in ihren Traum, zerschnitt ihn, zerteilte ihn. Die Frau mit den Silberfüchsen lehnte sich, ganz nahe vorübertanzend, im Arm ihres Tänzers zurück: „Hallo, boy! Hallo, Brassen!"

Brassen schien zu erstarren. Er wandte sich erschrocken, ließ Brigittes Hand einen Augenblick los und legte den Finger auf den Mund.

„O Marceline, nicht doch! Nicht meinen Namen!"

„Oh, er ist — inkognito hier, der große Sänger," lachte die Fremde. „Er will nicht gekannt sein. Aber man muß ihn doch kennen, man muß doch einfach — Oh, bitte, Bobby, tanze nicht fort! Ich muß mit Erik sprechen! Hallo, Erik, du kommst doch an unseren Tisch, nicht wahr? Wir sitzen dort — —" Sie wies mit der kleinen, dünnen Hand in der bestimmten Richtung.

„Yes, my dear," erwiderte Brassen launisch und sehr nachlässig, und dann war er es, der seine Tänzerin kurz entschlossen aus der Nähe der Französin führte, die in einer sonderbaren Weise beim Sprechen ihre Muttersprache und ein fehlerloses Deutsch durcheinanderwarf. Zu der schweigsamen Brigitte sagte er erklärend: „Sie ist die Tochter eines französischen Parfümfabrikanten, der schnell emporgestiegen ist. Sie hat ungeheures Geld. Sie sucht einen Mann für ihr Geld. Es sollte ein Künstler sein."

„Sie?" fragte Brigitte bang.

„Auch ich!" lachte der Sänger.

„Wieso, auch Sie?"

„Oh, es gab mehrere Anwärter, die ausersehen waren und auf der Liste standen. — Das klingt nicht schön, und ich liebe es im allgemeinen nicht, abfällige Dinge zu erzählen. Aber in diesem Falle muß es geschehen, weil es um etwas Wichtigeres geht: Um Ihre Meinung, Brigitta!"

„Ist meine Meinung überhaupt von Wichtigkeit?" fragte Brigitte unglaubig.

„Sehr wichtig!"

Brigitte bekam Angst vor dieser Wendung. Sie verfiel daher wieder auf die fremde Frau.

„Sie will um jeden Preis heiraten?"

„Ja, das will sie! Nun, und es scheint ihr auch zu glücken. Der Mitgiftjäger ist gefunden."

„Der Mitgiftjäger?" Brigitte erschrak. Brassen sprach von Robert.

„Wer anders soll sie heiraten? Sie ist häßlich. Oh, Sie müßten sie ohne Schminke sehen; sie hat zudem kein Gesicht und kein Herz. Nur Geld! Sie hat nur Geld! O pfui!" Er wandte sich zurück und schien Robert Pahl zu betrachten. Dann sagte er: „Er sieht gut aus! Ist aber wohl — gestrandeter Glücksritter . . ."

„Der Herr ist Gutsbesitzer", wandte Brigitte ein. Noch immer errang sie es nicht, daß der Mann, den sie geliebt hatte, geschmäht wurde.

„Sie kennen ihn?" fragte Brassen überrascht.

„Wir sind — bekannt!" gestand Brigitte. „Jugendfreunde . . ."

„Und — Sie begrüßten sich nicht?"

„Wir hatten — Streit!" entgegnete Brigitte und senkte den Kopf.

Der Tanz war zu Ende. „Sie werden zu Ihrer Bekannten gehen wollen." Brigitte sagte es heftig, sie hatte es eilig. „Und ich muß jene Dame abholen, von der Sie mich zurückgehalten haben."

„So grausam lassen Sie mich allein?" Brassen schien gar nicht zufrieden zu sein. „Ich finde Sie aber doch wieder? Sie sitzen am Tisch des Kurdirektors, nicht wahr? Sie müssen mir noch viele Tänze schenken!"

Er brachte sie bis an den Kurhauseingang, dort verbeugte er sich und küßte ihre Hand. Brigitte floh nach oben. Sie fühlte das erhitzte Gesicht und — dachte nach. Sollte Elisabeth Barnekamp wirklich in ihrer Pension sein? Es war doch nicht möglich, daß ein solch feinfühlender Abend zu arbeiten. Brigitte rief die Pension an. Ja, Frau Barnekamp befinde sich im Hause und arbeite. Es sei kein Irrtum. Ihre Schreibmaschine klappere leise und deutlich. — —

Nur wenige Schritte vom Kurhaus bis zur Pension Elfriede, in der Elisabeth Barnekamp Wohnung genommen hatte. Das Haus lag dicht am Kurpark, von seinen sämtlichen Veranden und war das Fest fast unmittelbar zu verfolgen. —

Der schwimmende Bauernhof

Einige Kilometer südöstlich der alten Hansastadt Elbing breitet sich der langgestreckte Drausensee aus, der den Verkehr zwischen dem Oberländischen Seenland und dem Frischen Haff vermittelt. Da seine Tiefe nicht mehr als 2,50 Meter beträgt, kann er nur von kleineren Schiffen befahren werden. Aber das ist nicht allein der Grund, warum dieses Gewässer von allen Fahrensleuten gefürchtet wird, und jeder Kapitän und Steuermann froh ist, wenn sein Fahrzeug glücklich den „Drausen" hinter sich hat. Denn dieser See hat eine Eigentümlichkeit, die es kein zweites Mal mehr in Deutschland gibt: wandernde Inseln.

Weite Flächen Landes, mit Schilf, Rohr und vielen Hektar Erlenwäldern bedeckt, schwimmen auf dem Wasser, sie vagabundieren ruhelos herum und lassen sich da und dorthin treiben, wie es die Winde gerade gerne haben wollen. Wenn man diese Inseln betritt, schwankt der Boden unter den Füßen, und man hat das Gefühl, jeden Augenblick versinken zu müssen. Doch diese Sorge ist unbegründet. Der Boden ist durch seine üppige Vegetation so gefestigt, daß selbst Land- und Gartenbau auf diesen Inseln betrieben werden kann. So befindet sich auf einem dieser „Treibkampen", wie diese merkwürdigen Eilande genannt werden, in der Nähe des Ausflugsortes Störm sogar ein Bauernhof mit Wohnhaus, Stallungen, Aeckern, Wiesen und Weiden, der seit alters her schon bewirtschaftet wird, allerdings allen anderen landwirtschaftlichen Höfen Deutschlands das eine voraus hat, daß er seinen Standort ständig wechselt.

Das liegt freilich nicht im Sinne des Besitzers, der deshalb bestrebt ist, mittels langer, in den Seegrund getriebener Stangen sein kleines Reich „seßhaft" zu machen. Im vergangenen Frühjahr, als das Hochwasser im Drausenseegebiet weite Strecken der Niederungswiesen überschwemmte, blieb der Bauernhof bei Störm von dieser Katastrophe zwar verschont, denn die Fluten hoben die Insel wie ein Schiff empor, aber die Bewohner hatten Angst, daß bei diesem hohen Wasserstand die Verankerung reißen könnte und das Eiland samt allem, was darauf leibt und lebt, quer durch das Ueberschwemmungsgebiet oder gar durch den Elbing, den Abfluß des Drausensee nordwärts entführt werden könnte. Das waren recht unbehagliche Tage, aber schließlich blieb es doch bei einigen Drehbewegungen der Insel, die der Verankerung nichts anhaben konnten. Ein zweites Mal will man sich aber nicht mehr der Gefahr aussetzen, und so sind gegenwärtig Wasserbautechniker an der Arbeit, die schwimmende Insel noch fester zu versteifen, daß ihr die Lust zu Spaziergängen auf dem Drausensee vergeht.

Kleinere, unbewohnte Inseln, die aber immerhin eine Ausdehnung von einigen Morgen haben können, werden bei windigem Wetter fast ständig hin und her gejagt, sie zerstören dabei nicht nur die ausgelegten Fischernetze, sondern bilden auch ein gefährliches Hindernis für die Schiffahrt. Es gibt zwar eigene Wächter, die darauf achten, daß diese ruhelosen Vagabunden nicht aus dem See entweichen oder sonst irgendwie größeren Schaden anrichten können, aber dann und wann gelingt einem kleinen Stück Land doch die Flucht durch den Elbingfluß. Motorboote jagen dann hinter dem Ausreißer her, die die Insel vorsichtig unter Brücken und an Schiffen vorbei in das Trische Haff abschieben, wo sie im Wellen- und Wogenschlag den Untergang findet.

Elisabeth war überrascht und erfreut, Brigitte zu sehen.

„Vom Fest sind Sie fortgelaufen, um zu mir zu kommen? Wie ist das lieb, Kind! Kommen Sie doch herein!"

„Sie wollten zu uns an den Tisch kommen," mandte Brigitte ein, „ich habe so darauf gewartet . . ."

„Ich wollte einen bestellten Artikel, für den mir das Honorar sicher ist, gern fertig haben. Eine Arbeit über ein Gebiet, das mir gut liegt: Frauenfragen."

„Vielleicht können Sie mir auch raten," sagte Brigitte, setzte sich auf den Diwan und schaute zu Boden. „Ich bin verwirrt, verstört, geängstigt, kurz: Ich eigne mich nicht für meinen Posten!"

„Brigitte!" machte die Freundin erschrocken. „Sie, die bis jetzt alles so vorbildlich und einwandfrei verrichtet haben? Sie, die man liebt, die man fragt, die man auffucht? Sogar ich Alte gehöre ja schon zu Ihren Schützlingen.

„Ich fühle es selbst: Es fehlt mir das, was der Direktor schon befürchtete, als ich meine Stellung antrat: die Abgeklärtheit den Dingen gegenüber."

„Du lieber Himmel, muß man dazu eine salbungsvolle alte Tante sein, die das Leben hinter sich hat?"

„Nein, man muß so sein wie — etwa Sie, muß so unbeirrbar und ungestört seinen Weg gehen."

„Tue ich denn das?" begehrte Elisabeth auf. „Kann ein Mensch rastloser und sehnsüchtiger sein als ich? Ich ringe um Anerkennung, ich ringe um eine Stellung, um ein sicheres Einkommen, um Geld . . ."

„Aber Sie tun es nach einem festen Plan und kennen ein Ziel: Die Zukunft Ihres Jungen! Ich schwebe in der Luft, ich habe mich nicht mehr in der Gewalt, ich bin völlig ohne Beherrschung. Nicht allein, daß ich heute abend den Mann wiedergesehen habe, den ich einmal über die Maßen geliebt habe und der sich mir bei diesem Wiedersehen in einer überaus merkwürdigen und verächtlichen Lage zeigte, es ist mir auch etwas anderes widerfahren: Elisabeth Barnekamp, ich weiß mir nicht mehr zu helfen: ich liebe einen Mann, der mir niemals erreichbar ist, für den ich bestimmt nur eine nette, heitere Sommer-Unterhaltung bin. Er schickt mir Blumen, er lernt mir zuliebe Deutsch, er sucht mich auf Schritt und Tritt. Aber eines Tages wird er abreisen, mir die Hand küssen und sagen: „Auf Wiedersehen, mein gnädiges Fräulein; es waren schöne Tage und Stunden. Ich werde sie nie vergessen, ich werde noch daran zurückdenken, wenn ich ein Mummelgreis bin, ich werde — — ich werde — — ich werde — — —" Sie warf den Kopf auf die Arme und weinte haltlos.

Elisabeth war erschrocken und ganz überrumpelt von diesem Ausbruch. Sie hatte gewußt, daß Brigitte ein warmherziger, gütiger Mensch mit viel Verständnis war, jedoch sie kühler, ausgeglichener gewähnt, als sie sich jetzt zeigte. Ach, diese junge Brigitte! Wie wundersam war es doch, sich so begeistern, so entzücken, so berauschen zu können.

Elisabeth setzte sich behutsam neben die Weinende.

„Sie sind ein sehr beneidenswerter, beglückwünschender Mensch, Brigitte," sagte sie leise. „Wie schön ist es, solche Gefühle zu haben! Wer sagt Ihnen denn, daß Sie für den Mann, von dem Sie sprechen, nur eine Unterhaltung bedeuten? Sie sind ausnehmend schön, gut und klug, Brigitte, aber doch ein wenig töricht!"

„Er ist der berühmte Sänger Erik Brassen. Ich sollte ihn im Namen des Direktors bitten, hier ein Konzert zu geben; statt dessen verliebe ich mich in ihn!"

Nun war Elisabeth Barnekamp doch ein wenig betroffen. Brassen? Eine solche Größe. Arme Brigitte! Du bist wirklich töricht, du bist wirklich noch viel zu jung für deinen Beruf!' Aber das alles sprach sie nicht aus, sondern strich nur Brigitte mit einer sanften, schwesterlichen Bewegung über das Haar.

Brigitte erhob sich plötzlich und sagte bekommen: „Ich muß ja wieder nach unten! Kommen Sie doch mit! Vielleicht," und nun war sie wieder die alte Brigitte mit dem Kopf voller Gedanken für andere, „kann ich Sie mit jemand bekannt machen, der Sie anstellen kann. Ich denke an Professor Kürthin, den astrologischen Gelehrten. Er erzählte mir unlängst, daß er eine Mitarbeiterin und Gehilfin suche. Wäre das nichts für Sie, Frau Barnekamp? In Ihren Freistunden würden Sie Zeit genug finden, uns noch weiterhin schöne Werke zu schenken."

„Brigitte, Sie machen mir so viel Mut," es war wie ein Erbeben in Elisabeth, „und Sie selbst wollen sich aufgeben?"

„Ich will es ja schon gar nicht mehr," lächelte Brigitte mit seltsam ernsten Augen, „ich will nur überall meine Pflicht tun. So, und nun kommen Sie, geliebte Dichterin, wir wollen Sie schön machen für das Fest!"

***

Als sich die beiden Damen dem Tisch näherten, die jüngere in ihrem mädchenhaften Blumenkleid, die ältere in einem sehr frauenhaften, bildschönen Spitzenkleide, kam ihnen der Kurdirektor entgegen, als habe er die ganze Zeit nur auf Sie gewartet.

„Man rüstet zum Feuerwerk! Außerdem war Brassen dreimal an unserem Tisch, um Sie zum Tanz zu bitten. — Ein seltsamer Mensch: Er läßt sich nicht sprechen. Hat er Ihnen denn nun endlich zugesagt, das Konzert zu geben?"

„Ich habe — seit damals — nicht mehr mit ihm darüber gesprochen," antwortete Brigitte leise.

„Dann wird es aber Zeit," ach, Kern hatte ja gar keine Ahnung, wie es um sie stand, „sonst reist er eines schönen Tages ab, und wir haben das Nachsehen."

„. . . reist er eines schönen Tages ab . . ." Die Musik spielte einen herrlichen Schlußsatz. Die erste Rakete flog auf. Die Nacht funkte und funkelte von tausend Leuchtkäfern, die Menschenhirne erdachten und Menschenhände herstellten. Sterne fielen vom Himmel, sanfte Monde, leuchtende Sonnenräder. Feuerräder kreisten mit zischenden Lauten. Brennende Wasserfälle stürzten zu Boden. Wetterreiter blitzten durch ein goldenes Meer. Fast übergangslos wirbelte der Tanz in den Schluß des Feuerwerks hinein . . .

Brigitte war geholt worden. Irgendwer drehte sie im Rhythmus der lebensfrohen Melodien. Dieser Irgendwer tanzte gut. Im Vorüberfliegen sah Brigitte den astrologischen Professor, wie er sich vor Elisabeth Barnekamp verbeugte. Das paßte herrlich, das klappte ja wie im Märchen! Gemessen und würdevoll, aber sehr gut aussehend, tanzte der Professor, ein schöner und wohlgewachsener Mann. Elisabeth Barnekamps Gestalt paßte herrlich zu ihm.

Drüben saß Erik Brassen am Tisch der französischen „Varfümtochter". Wie umbrandete, verlockte und berauschte die tolle, großartige, zauberhafte, schöne und schreckliche Welt, von einem Gott erschaffen, von Menschen geformt und ausgestaltet, doch den Künstler, der im Blickpunkt der Aufmerksamkeit, der Neigung und der Bewunderung stand.

Glückseliger Künstler!

Armer Mensch Künstler!

Welche unbegreiflichen Mächte trieben ihn in die Nähe eines so einfachen und geraden Mädchens, ihn, den die schönsten, die zauberhaftesten, die reichsten und klügsten Frauen der Welt vermöchten und bevorzugten.

Er stand schon wieder an ihrem Tisch und verneigte sich. Jetzt sah auch das auffallende Paar zu Brigitte herüber. Robert erkannte sie. Er machte ein so fassungsloses Gesicht, fast hätte sie darüber gelächelt. Aber sie tronte ihm nicht.

In Brassens Arme gelehnt, sagte sie: „Der Mann, der Ihre Bekannte verehrt, war mein — Verlobter. Ich habe einmal sehr um ihn gelitten. Ich bin aber froh, daß ich es nicht mehr brauche. Alles das war unwichtig, war Verschwendung! Aber ich bin doch reicher geworden — durch den Verlust."

Brassen führte sie wortlos durch die tanzenden Paare hindurch. Er erwähnte Brigittes Geständnis mit keinem Wort. Wenn er längere Sätze sprach, mußte er noch zum Französischen greifen.

„Ich möchte jetzt viel lieber mit Ihnen in den Wiesen sein — wie damals, als der Mond voll war. Damals habe ich singen können, weil mir das Herz voll war!"

Da war wieder das schmerzhafte Wehren. Warum sagte sie nicht: „Gut, gehen wir doch! Was kümmern mich Fest und Menschen, Feuerwerk und Tanz? Die Wiese ist schöner, die Wiese ist wie ein Traum!" Nein, sie sagte:

„Das geht ja nun leider nicht. — Aber wie ist es, Herr Brassen, sagen Sie das Konzert zu?!"

Ihr Antlitz war zu ihm emporgehoben. Ihre Augen waren blau und dunkel wie die Glockenblumen, die jetzt überall erblühten.

„Sind sind eine unerhört kluge und — verwaltungstüchtige Frau, Fräulein Brigitta. Warum soll ich wieder vor vielen Menschen singen, wenn ich nur vor Ihnen singen mag?!"

„Sie tun diesen vielen Menschen damit eine unerhörte Freude an. Sie sind ein Genie, und ein Genie gehört nicht sich selbst! Es gehört allen Menschen, und alle Menschen haben ein Anrecht darauf, von ihm zu erfahren und es zu hören, weil es so selten ist!" Das waren die gleichen Worte, die Sepp Dachmofers trotziger Jungmännerverband einmal hervorstieß. Brigitte wiederholte sie mit leidenschaftlicher Bitte.

Alles war so schön an ihr: Ihre Augen, ihr Mund, die Bewegung ihrer Hände — und ihr Herz. Ja, auch ihr Herz, das nicht für sich selber hat.

„Erschrecken Sie nicht," sagte Brassen, „ich spreche jetzt schwedisch. Sie werden es in Worten nicht verstehen, aber die Laute, der Tonfall verraten Ihnen alles."

Die ersten Sätze fielen, und Brigitte erblaßte. Liebesworte waren das, stürzende Worte, Gestammel, trunkene Wünsche.

Er hatte recht, sie verstand kein Wort, aber sie ahnte, sie fühlte, sie spürte, sie wußte, was er sagte.

„Nicht doch," bat sie, „ich will das ja nicht hören!"

Gut, daß der Tanz aus war. War man nicht auch nur ein Mensch, ein haltloser Mensch, dessen Herz keine Zügel anerkennen wollte?

Zurückgekommen an den Tisch, verlassen von Brassen, der sich höflich verbeugt hatte, dann aber sehr schnell und scheu davongegangen war, obwohl der Direktor ihn aufhalten wollte, kehrte Brigitte in die Wirklichkeit zurück. Eine strahlende Elisabeth berichtete ihr, daß der Professor sie zu einem Besuch der berühmten Freilichtspiele auf der Leineberger Burg eingeladen habe; man könne seinen Wagen benutzen. Der Direktor und Fräulein Ach seien herzlich mit eingeladen.

Der erste Geiger spielte eine Weise von Edvard Grieg und erntete einen Beifallssturm dafür. Brigitte suchte Brassens Gestalt. Mußte nicht jetzt sein Herz unter den nordischen, heimatlichen Klängen erzittern? Der Geiger, der nicht ahnte, wer sich unter den Kurgästen befand, dankte mit einem Lied aus Schweden. Er mußte ein guter Kenner nordischer Weisen sein; denn selbst die Musikbeflissenen unter den Gästen konnten sich nicht erinnern, diese Weise je gehört zu haben. Brigittes Augen waren unablässig auf Erik Brassen gerichtet. „Alles, was ich tue, tue ich maßlos", dachte sie fieberhaft. „Sei maßlos, Erik Brassen!"

Sie sah ihn sich erheben. Wem sollte es vorerst auffallen? Die Kellner bedienten und wanden sich zwischen Stühlen und Tischen durch. Der aufgestandene Herr fiel zuerst nicht weiter auf. Dann aber brauste ein Ton in die Nacht hinaus, ein einziger Ton aus einer Menschenkehle. Und ihm schlossen sich ganze Stimmchöre tollster Koloraturen an. Ein gottbegnadeter Sänger sang ein Lied seiner Heimat, und er sang es mit all der Schlichtheit, mit all der selbstverständlichen Größe, der Schönheit und Unbegreiflichkeit einer einmaligen Stimme.

Die tausendköpfige Hörerschar verharrte wie erstarrt, ja, das Orchester verlor für einen Augenblick seine musterhafte Fassung. Dann aber hielt der Geiger unerbittlich die Melodie fest, die Musiker faßten sich und unternahmen Brassens Gesang.

Er endete, und es war nicht Brigitte, die zuerst seinen Namen schrie; es war die abscheuliche, spitze Stimme der auffallenden Frau:

„Brassen! Hoch der große Erik Brassen!"

„Es ist ein Scherz," dachten die meisten. „Brassen in Leuchterborn? Unmöglich! — Aber die Stimme, die einzigartige Stimme!"

Irgendwo tauchte der Sepp auf und rief zum Tisch des Direktors hinüber:

„Das haben Sie gewußt!? Das hat man also gewußt . . !"

Für Brigitte war Brassen nun verloren. Alle Wege von ihm zu ihr waren abgeschnitten. Die Menschen mußten rein toll geworden sein. Sie klatschten in die Hände, sie umringten den gefeierten Mann. Mädchen wollten Autogramme haben; auch Edith Kern warf ihre erste Damenhaftigkeit über Bord und war unter den Heischenden.

„Dürfte ich jetzt gehen?" fragte Brigitte leise am Tisch.

Im allgemeinen Trubel des Ereignisses fiel es nicht auf, daß sie ging. — — —

— — —

Die Azaleen blühten rot wie die Liebe. Der Duft der Rosen kam von weither. Die springenden Wasser warfen sich unentwegt nützig in die Luft; immer wieder wurden sie vom Becken aufgefangen; sie konnten nichts Eigenes tun, alles war ihnen vorgeschrieben.

„Es ist wie bei manchen Menschen," dachte Brigitte. „Alles ist ihnen vorgeschrieben"

Sie ging den gleichen Weg wie damals. Es gab aber heute keinen Mond, und die Nacht war dunkelblau und sternenglitternd.

Heute kam keine singende Stimme zu ihr, auch sie selber mochte nicht singen.

***

Der nächste Tag stand unter dem Zeichen vieler Freude. Der Direktor empfing Brigitte mit einem lachenden Gesicht und schwang einen Brief in der Hand, der alles Glück der Erde zu verheißen schien:

„Mädchen, Brigitte, Sie haben es erreicht: Erik Brassen hat uns das Konzert fest versprochen."

Das Mädchen Brigitte lächelte dazu.

Dann durchflog sie die Zeitungen. „Erik Brassen als Kurgast in Leuchterborn. — Der große Sänger verriet sich, als das Kurorchester nordische Weisen spielte!"

„Mit allem macht man Reklame," dachte Brigitte, „auch mit der Seele eines Menschen. Muß das so sein?"

Auf ihrem Schreibtisch lag ein zweiter Briefumschlag. Der Inhalt war in deutscher Sprache geschrieben. Brassen lud Brigitte zu einem Besuch der berühmten Freilicht-Spiele ein.

„Nun, da ich Leuchterborn doch bald verlassen muß, fürchte ich das Erkanntwerden und die Belästigung durch die Bewunderung der vielen Menschen nicht mehr. Ich möchte aber noch viel mit Ihnen zusammen sein . . ." so schrieb er ihr. „Bitte, sagen Sie zu allem, was ich vorschlage, immer nur ja!"

Brigitte beschloß, ihm zu folgen und ja zu sagen. Die Tage seines Aufenthaltes waren ja gezählt, und eine lange Zeit würde ihr dann zur Verfügung stehen, ihn zu vergessen und zu überwinden.

***

Sie betrat an einem Tag, der voll fieberhafter Arbeit gewesen war, ihre geliebte kleine „Zimmerflucht" und — prallte ein wenig zurück. Auf dem Divan saß Edith Kern. Und dieses Kind legte verlegen Elisabeth Barnekamps Buch aus der Hand.

„Bitte, Sie dürfen mir nicht böse sein, daß ich hier bin, und — daß ich gelesen habe, nicht wahr? Es ist wohl noch nichts für mich, aber — ich bin wirklich kein ganz kleines Kind mehr."

„Ja, ich weiß, fünfzehn Jahre, Edith!" bestätigte Brigitte. Nein, sie konnte diesem jungen Mädchen, das so ganz sicher und rosig war, so unbekümmert und klar, ein echtes Kind ihrer Zeit, nicht böse sein ob seiner Eigenmächtigkeit. „Ich finde es schön, daß du einmal gekommen bist! Wir können uns eigentlich noch gar nicht richtig, nicht wahr?"

Das Mädchen warf einen unsicheren, befremdenden Blick auf Brigittes Gesicht. Doch auch dieser Blick war noch klar und redlich, ohne Hinterhalt.

„Meine Mutter schickt mich — —"

„Deine Mutter?" wiederholte Brigitte hoffnungslos, und es strömte hell auf in ihren Augen. Sie konnte sich keine Rechenschaft darüber geben, warum sie sich freute, daß Lydia Kern sie nicht vergessen hatte. „Soll ich zu ihr kommen?"

Welch einen Blick hatte nur das Kind? Tausend ungläubige Fragen standen darin.

„Ja, und Sie möchten das Buch mitbringen! O, wir haben lange miteinander über das Buch gesprochen, meine Mutter und ich," sagte Edith mit dem ganzen überlegenen Hochmut ihrer Jugend. „Mutter meint, das Buch mute sie an, als spräche eine gute und liebe Bekannte zu ihr." (Forts. folgt.)

Ist das nicht nett von ihm? Auch **Karl Ludwig Diehl** der mit Recht so beliebte Filmschauspieler, hatte die Liebenswürdigkeit, den Lesern des „7. Tages" Grüße zu schicken.

Frühlingsfahrt in die Alpen

Eindrücke von einer Sonderfahrt der Reichsbahndirektion Kassel

von Hans Grohmann

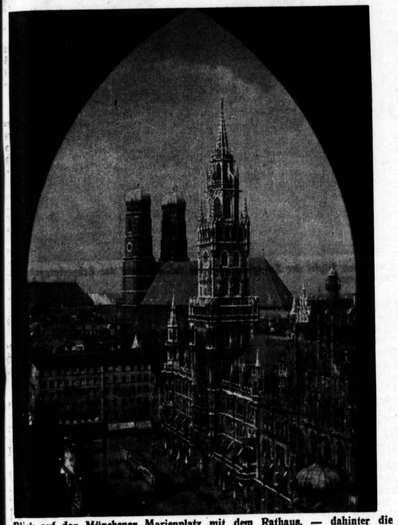
Man kann darüber streiten, welche Jahreszeit im Berglande schöner sei: ob der goldene Herbst mit seinen blühenden Wiesen und duftenden Wäldern, ob der Sommer mit der Kühle der Seen und Gletscher oder der Herbst und Winter mit Föhnstürmen, dumpf murrenden Lawinen und verschneiter Landschaft. Jede der Jahreszeiten hat schließlich ihre besonderen Reize, und doch wirkt keine so befreiend auf den Menschen wie der Frühling, zumal auf den deutschen Menschen, dem der Zug zur freien Natur eingeboren und der stärker als beispielsweise der Südländer in den Kreislauf der Natur mit ihrem Gegensatz von Winter und Sommer gestellt ist. Deshalb hat der deutsche Mensch auch allzeit ein so besonders inniges Verhältnis zum Wiedererwachen der Natur in der hohen Frühlingszeit. Und Friedrich Wilhelm Weber, der Dichter von „Dreizehnlinden", fand keinen schöneren Anfang seines prächtigen Epos als die Verse:

„Herrlich ist's, in Frühlingstagen
Nach dem Wanderstab zu greifen
und, den Blumenstrauß am Hute,
Gottes Garten zu durchstreifen.

Oben zieh'n die weißen Wolken,
Unten geh'n die blauen Bäche,
Schön in neuen Kleidern prangen
Waldeshöh und Wiesenfläche."

Um diese Zeit treibt die Sehnsucht wohl jeden Menschen heraus, und jedem kann die erwachende Natur etwas mitgeben, der die Unrast seines Alltagslebens nicht mit hinausnimmt. Die Schöpfung redet nur, wo der Mensch schweigt. —

Auch die Reichsbahndirektion Kassel tat richtig daran, wenn sie ihren Freunden die Alpen statt wie in früheren Jahren im Herbst in diesem Jahre auch einmal im Glanz des Frühlingsschmucks zeigte. 450 Volksgenossen waren der Einladung der Reichsbahn (9. bis 19. Juni) gefolgt, unter ihnen Teilnehmer aus Soest, Lippstadt, Paderborn, Höxter, Holzminden und vom Eichsfelde. Vor dem großen Start in Kassel hatte ein Mitreisender das Pech, seinen großen Reisekoffer zu vertauschen, just in dem Augenblick, als er die Fahrplantafel studierte und seinen Koffer „nur" unmittelbar neben sich gestellt hatte. Auch der hilfsbereiten Bahnpolizei gelang es — trotz sofortigen Rundrufs durch die Lautsprecher des Hauptbahnhofs — nicht, den Koffer zu entwischen, er war inzwischen von einem zu hastigen Reisenden mit nach Bernterode genommen worden, wurde aber nach einigen Stunden auf dem Fundbüro des Kasseler Hauptbahnhofs gemeldet und konnte dem glücklichen Inhaber nach zwei Tagen zurückgegeben werden. Hier feierten Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit einen Sieg; denn die Reichsbahn kann unmöglich für verloren gegangenes Handgepäck haften, noch viel weniger jedem Reisenden eine Amme mitgeben . . . Inzwischen sauste der Sonderschnellzug, der auch einen Speisewagen „zu ermäßigten Preisen" mit sich führte, über Bebra, Fulda, dem Main und der Donau zu . . .



Blick auf den Münchener Marienplatz mit dem Rathaus, — dahinter die Frauenkirche mit ihren grünschimmernden Türmen Bild: Archiv

München

Indem die deutschen Volksgenossen in die deutschen Lande hineinreisen, sollen und wollen sie Deutschland als Reich und Volk kennenlernen, um dessen Einheit zu erkennen. Erst dann, wenn jeder Deutsche sein ganzes Vaterland kennt, kann jener Partikularismus überwunden werden, der glaubt, daß es in den bestimmten Gegenden Deutschlands tüchtigere Menschen als in anderen gebe. Der Mensch der Industriegebiete muß in die Landschaft und umgekehrt, der Volksgenosse aus dem Norden muß runter zum Süden, um ihm jene Eindrücke zu vermitteln, ohne die sein Bild vom Reiche nicht vollständig wäre.

Welche Stadt könnte in dieser Hinsicht eindringlicher auf uns wirken als München, die Hauptstadt der Lebensfreude, die Stadt der Kunst, die Hauptstadt der Bewegung! Wer wie wir nach langer und heißer Fahrt in der Kühle des Abends die lichtdurchfluteten und belebten Straßen durchwandert — wir werden, was die Verkehrsdichte und die Lichtfülle angeht, an Berlin erinnert —, dem drängt sich mit Macht der natürliche Frohsinn und die anheimelnde Sprache der gemütvollen Bevölkerung auf, die sich hier in München erhalten haben trotz fremder Einflüsse und stärksten Fremdenverkehrs. Und endet auch der erste nächtliche Bummel im Hofbräuhaus, der Fremde wird zugeben müssen, daß der Münchener mit seinen heiteren Lebensgenusse strenge Berufspflicht nicht vernachlässigt: nach 24 Uhr ebben Verkehr und Stimmung ab getreu dem Wahlspruch, den wir lasen:

„In allem halte Maß und Ziel,
Trinke oft — doch nie zuviel!"

Da unsere Zeit knapp bemessen, nehmen wir an einer Rundfahrt teil, die uns — nach erquickender Nachtruhe — die wundervolle Residenzstadt ebenso erleben läßt wie die mit der Geschichte der nationalsozialistischen Bewegung aufs engste verbundene Stadt. Wir sind schier erdrückt von der Fülle der klassizistischen Bauten und der Harmonie der Straßenzüge und Anlagen, von fürstlicher Gunst und der Kraft eines stolzen Bürgertums geschaffen. Ob wir nun das Verkehrszentrum der Altstadt durcheilen, den Marienplatz mit dem neuen Rathaus und der Mariensäule überqueren, ob wir den barocken Prachtbau der Theatinerkirche und die Feldherrnhalle mit dem Mahnmal für die Getreuen des Führers, die hier am 9. November 1923 ihr Leben ließen, bewundern, ob wir das Gefallenendenkmal mit dem Armeemuseum besichtigen oder einen Blick werfen auf das Residenzmuseum mit den Repräsentationsräumen des ehemaligen bayerischen Königshauses und die Allerheiligenhofkirche, ob wir schließlich am Siegtand des Englischen Gartens vor dem schicht vornehmen Säulenbau des Hauses der Deutschen Kunst (175 m lang, 80 m tief, 40 Ausstellungsräume, Ehrenhalle) stehen und in ihm nach dem Willen des Führers den in Stein gesormten Ausdruck der Berufung Münchens zur Stadt der deutschen Kunst erkennen — es ist eine Ueberfülle von Bildern, eines noch schöner, noch ungeahnter als das vorher geschaute, ein Rauschen und Prunken der alten Kuppeln und Friese, der Säulen und Gesimse und goldglänzenden Standbilder der deutschen Sage und Geschichte auf hohen Postamenden —, bis uns ehrfürchtige Stille umfängt, bis wir den neu und erhaben gestalteten Königsplatz mit den Führer- und Verwaltungsgebäuden der NSDAP. betreten. In den Ehrentempeln halten die 16 Gefallenen des 9. November 1923 „Ewige Wache". Wir grüßen die Toten! —

Wer von den Sonderzugteilnehmern am Nachmittag nicht in dem modernen und interessanten Tierpark Hellabrunn — über 3500 Tiere in Freigehegen inmitten ausgedehnter Parkgärten — oder beim Besuche des Englischen Gartens, einer der schönsten Parks Europas, eingeeignet war, besichtigte noch das Deutsche Museum, in dem die Meisterwerke der Naturwissenschaft und Technik im Modell gezeigt werden. Man kann ein Erz-, Salz- und Kohlenbergwerk, chemische Laboratorien besichtigen, in zwei Planetarien die Himmelskörper beobachten, indessen die Abteilungen Landverkehrsmittel, Straßenbau, Brückenbau, Schiffbau und Flugtechnik auf den neuesten Stand der Entwicklung ergänzt sind; man sieht gewaltige graphische Darstellungen von den Autobahnen und die modernsten Wagen der Autofabriken. — Nach getaner Arbeit tat man sich abends im Hofbräu, wie wäre es anders möglich? „In München steht ein Hofbräuhaus . . .!"

Ein fröhlicher Jodler, ein lustiges Lied
Zwei Dorfmusikanten aus dem Inntal
(Atlantik, Zander, K.)

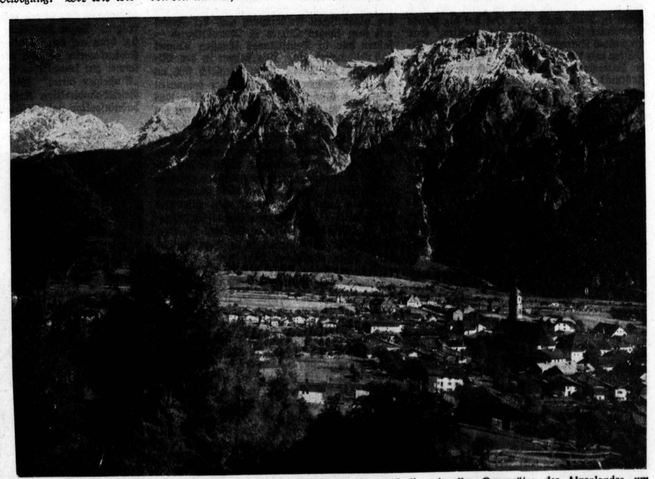
Vom Starnberger See nach Mittenwald

Wir grüßen noch einmal die malerische Silhouette Münchens mit den dominierenden gedrungenen Kuppeltürmen der Frauenkirche, dann führt uns der Zug vom Starnberger Bahnhof nach Starnberg, wo sich eine dreistündige Rundfahrt mit dem Dampfer „München" der Staatlichen Dampfschiffahrt anschließt. Der zweitgrößte See Oberbayerns (123 Meter tief), eingebettet ins Moränenland des eiszeitlichen Isargletschers, ist umsäumt von zahlreichen Villenorten und prächtigen Wäldern und gewährt herrliche Rundblicke.

Wir bemerken auch die Votivkapelle für König Ludwig II., der hier 1886 im See mit seinem Arzt ertrank; er war bekanntlich Schöpfer der prunkvollen Königsschlösser Neuschwanstein, Herrenchiemsee, Linderhof und des Felsspielhauses in Bayreuth und Förderer Richard Wagners, dessen überragende Bedeutung der König früh erkannte.

Plötzlich werden in der Ferne zum ersten Mal die dunklen Konturen der Alpenberge sichtbar; alle Fahrtteilnehmer stehen fast andächtig versunken und genießen diesen Augenblick. Von Tutzing geht's weiter im Sonderzug, besser. Fenster nunmehr dichtbesetzt sind . . .

Im Abendsonnenschein erreichen wir Mittenwald, ein uralter Marktflecken an der Isar, 920 Meter hoch. Der 1746 bemalte Turm der Pfarrkirche und die überragende Viererspitze sind sein Wahrzeichen, und von ihm geht der Blick des Ankommenden zu den Bergriesen und Felswänden des Karwendels und des Wettersteins sowie der Tiroler Alpen. Malerisch schmiegt sich das Bergdorf in das stille Tal. Berühmt in der ganzen Welt ward Mittenwald durch seine handgefertigten Geigen, wegen ihres weichen Tones beliebt. An den



Frühsommer im Tal — Winter auf den Gipfeln des Karwendel, das sind die reizvollen Gegensätze des Alpenlandes um Mittenwald. Photo: Irl.

Begründer des Geigenbaues Matthias Klotz (1653—1734) erinnert das herrliche Denkmal vor der Kirche. Schon bei erster flüchtiger Begegnung stellt der Fremde fest, daß sich der Ort in seinen staffelförmig gebauten Häusern mit Giebelfachwerk und den vielen Hausmalereien und den Trachten seiner Bewohner fast seine unverfälschte Eigenart bewahrt hat. Das erfahren wir auch noch ausdrücklich auf einem „bayerischen Abend", den das Dorf den Gästen zu Ehren veranstaltet. Zither, Geige und Klampfen begleiten die Lieder. Jodler und Schuhplattler, wobei schon die Kleinsten in anmutiger Weise mitwirken, und schaffen jene vertraute und anheimelnde Atmosphäre, in der man sich schon nach kurzer Zeit wohl fühlt.

Wie wir nun die Tage verbrachten? Müßige Frage, denn eine unerschöpfliche Fülle von Wegen und Pfaden bietet dem Erholungsuchenden und Wanderer immer neue und unvergeßliche Eindrücke. Mühelos zur Mittenwalder Hütte emporkletterten, um unterwegs herrliche Rund- und Tiefblicke zu genießen. Andere wagten Bergtouren und schwierige Felsklettereien oder machten Kraftwagenfahrten zum Tegernsee oder Ettal-Oberammergau, mit dessen Passionsspiel der im Mai im Alter von 63 Jahren verstorbene Anton Lang für immer verbunden bleiben wird, zumal bei denen, die seine alle Süßlichkeit behutsam vermeidende Christusdarstellung (1900, 1910 und 1922) als ein hohes Erlebnis in ihrem Herzen weitertragen.

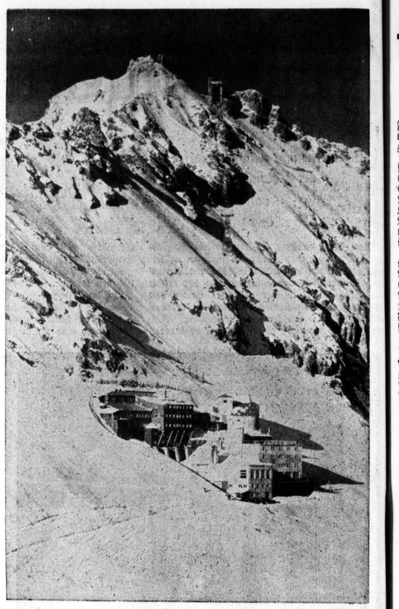
Jeder Fahrtteilnehmer konnte in diesen Tagen Gesundheit und Kräftigung suchen, wie es ihm beliebte. Zwar hatte die Reichsbahn jedem die Sorge einer guten Unterkunft abgenommen und ihm Unbequemlichkeiten erspart, um anschließend den Berg Isel zu besteigen, wo wir ergriffen vor dem Andreas-Hofer-Denkmal stehen:

„Die Hände auf dem Rücken
Andreas Hofer ging
mit ruhig festen Schritten,
ihm schien der Tod gering,
der Tod, den er so manches Mal,
vom Iselberg geschickt ins Tal
im heiligen Land Tirol."

Wir besichtigen den Empfangssaal und andere Prunkgemächer der Hofburg (1456 erbaut) und die Hofkirche, das erste Denkmal der Renaissance in Tirol (1553—1563). Sie enthält bekanntlich das Graddenkmal Maximilians I. (die Leiche ruht in Wien) mit 28 überlebensgroßen Erzstandbildern und Reliefs sowie die Gräber Andreas Hofers, Speckbachers und P. Haspingers. Eine Fahrt zur Hungerburg und zum Hafelekar (2300 Meter) mit der Innsbrucker Nordketten-Seilschwebebahn, wo wir eine überwältigende Rundsicht genießen, beendet unseren Aufenthalt in der Landeshauptstadt von Tirol.

Auf dem Gipfel der Zugspitze

Ein hoher Genuß und ein seltenes Erlebnis ist die Fahrt mit den schmucken weiß-blauen Wagen der Zugspitzbahn. Kaum haben wir Garmisch-Partenkirchen verlassen, und schon offenbaren sich die Wunder der Bergwelt. Die im üppigen Frühlingsschmuck prangenden Wiesen, die in dunklen Bergwäldern eingebetteten Seen, der Riessersee, der smaragdgrüne Badersee und der Eibsee, ein Glanzpunkt der Alpen, darüber in winterlicher Erhabenheit und im leichten Schleier der Frühlingsluft die Bergschleier einen Vorhang vor dieses erhabene Panorama ziehen ...



Unter dem Gipfel der Zugspitze liegt im tiefen Schnee das Schneefernerhaus (2650 Meter) Bild: Archiv

Ausklang

Wie alles im Leben hat auch diese Reise ein Ende, und es geht ans Abschiednehmen. Jeder Fahrtteilnehmer mag es auf seine Weise getan haben. Man sagt, es gebe Augenblicke, in denen der Mensch eine ganze Zeit in wenigen Sekunden noch einmal durchlebe und das Erlebte gleichsam in einen Gedanken zusammenfasse. Daß es wahr sein kann, konnten die erfahren, die am Samstagabend vor der Abfahrt noch einen Gang das Laintal hinaufmachten und dem Rauschen des Gebirgsbaches lauschten. Die letzten Strahlen der vergehenden Abendsonne umspielten die bewaldeten Hänge und zauberten bunte Farben auf die weiß leuchtenden Gipfel des Wettersteins und Karwendels. Aus dem Ort dringt Glockenklang übers Tal, die Dämmerung sinkt hernieder und droben in der Mittenwalder Hütte leuchten langsam die ersten Lichter auf. Ein mildes Mondlicht, das unmittelbar ob der Zacken der Berge ketten schwebt, so daß es fangen könnte, wer dort oben stünde, übergießt die nächtliche Landschaft mit einer verklärenden Lichtflut und versilbert die Schneeadern bis hinab ins Tal. Und am Himmel werdenden Nachtthimmel ist Stern an Stern" heraufgezogen, jetzt erglimmende, jetzt verlöschende Lichtlein. Wie kann diese arme, kleine Erde doch wieder so geheimnisvoll schön sein, daß die Seele darüber erschauert!

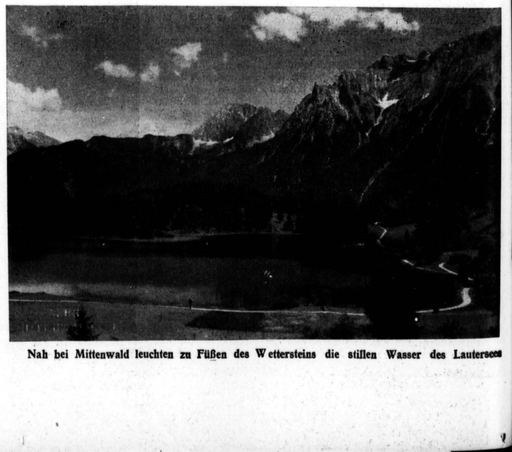
Mit diesem Erlebnis haben wir die Heimfahrt angetreten. Wir grüßen vom Fenster des dahineilenden Zuges wehmütigen Herzens noch einmal die Berge, immer schwächer sind von Murnau, Hugling, Weilheim an die Umrisse zu erkennen. Wir sind von Dank erfüllt, daß wir Erholung und Lebenskraft in diesen schönen Tagen sammeln konnten, uns im Innersten bewußt, daß die Schätze der Natur nicht nur für den Kranken da sind, sondern vor allem für den Gesunden und Schaffenden, um seine Gesundheit zu erhalten und Erkrankungen vorzubeugen. Wir wissen auch die Disziplin der Mitreisenden zu schätzen, die frohen und aufgeschlossenen Sinnes an dieser Fahrt teilnahmen und so erst recht zum Gelingen beitragen. Sogar Zugführer erschienen überflüssig, denn auf den Stationen übernahm ein Frohgelaunter — dem die bayerische „Milch" immer gut schmeckte — selber das Kommando: „Einsteigen bitte!" Wir danken endlich der Reichsbahndirektion Kassel mit ihrem Reichsbahninspektor und Reiseleiter Schütte, der sich die Betreuung der Fahrtteilnehmer angelegen sein ließ und möglichst die vielseitigen Wünsche zu erfüllen suchte, so daß sich den alten Fahrtgenossen neue Freunde anschließen dürften, die in Zukunft ihre Urlaubszeit durch Teilnahme an den Reichsbahnsonderfahrten zu einem Genuß werden lassen wollen.

Wir sind über Würzburg — wo der letzte halbe Liter genommen wurde — nach Bebra und Kassel gekommen. Die Lokomotive fährt fauchend in die Halle. Sie trug uns zu den Füßen der Alpen und zu den Wellen der Bergseen, gestattete das Auge zu baden im Glanze der Gletscher und im Ernste der Bergwälder, die Seele zu versenken in ein schönes deutsches Land und dessen Geschichte und hinein in das Volk, das gut ist in seinem Kerne und im Grunde seines Herzens vorwärts und nach oben schaut, so wie seine Berge zum Himmel schauen. Die Lokomotive hält, und es ist, als ob ein oder Renner leise zitternd mit seinem Reiter halte, als ob ein Schwan müde seine stolzen Schwingen senke:

„Nun sei bedankt, mein lieber Schwan!
zieh durch die Flut zurück,
Dahin, woher dich trug dein Kahn,
Kehr' wieder nur zu unserem Glück!"

(Richard Wagner: Lohengrin.)

Daheim! Auf Wiedersehen im Herbst beim heil'gen Veit von Staffelstein oder im nächsten Jahr in Wien!



Nah bei Mittenwald leuchten zu Füßen des Wettersteins die stillen Wasser des Lautersees

Innsbruck: die Stadt Andreas Hofers Bild: Archiv

die einem Ortsfremden oft begangen, aber hier am Platze kannte jeder tun und lassen, was er wollte, und seinen eigenen Wünschen nachgehen, wenn er von einem allerdings vielseitig in Verbindung mit dem Verkehrsamt aufgestellten Wochenplan keinen Gebrauch machen wollte. Obwohl schon im Juni über 3000 Gäste in Mittenwald (der Ort hat die gleiche Einwohnerzahl) zur Erholung weilten, war nirgendwo Anfrequng zu verspüren, in den Geschäften wie Wirtschaften und Pensionen waren die Mittenwalder gleich freundlich wie bei einer Auskunft erheischenden Bitte auf der Straße. Und der rührigen Post ein besonderes Lobl

Innsbruck

Wer annimmt, Mittenwald würde durch die Eingliederung Oesterreichs in seiner Bedeutung als Fremdenverkehrsort Einbuße leiden, der irrt. Im Gegenteil ist jetzt das ganze Tourengebiet nach Süden geöffnet, und wohl jeder Besucher Mittenwalds wird die herrliche Fahrt durch das Inntal an den Hängen des Karwandels nach Innsbruck weder unterlassen noch bereuen. Innsbruck ist zweifellos eine der schönsten deutschen Alpenstädte, und unvergeßlich ist der Anblick, der sich dem Besucher vom Berg Isel oder von der Hungerburg bietet. Und wo man auch unten in der Stadt sich hält, immer sieht man zu Häupten die schuttüberrieselten Schroffen der Karwandelkette jäh emporragen. Durch die Maria-Theresia-Straße kommen wir in die Altstadt, die sich in den engen Straßen die alttiroler Bauweise in den hohen, bunt bemalten Häusern mit ihren durch sämtliche Stockwerke laufenden Erkern bewahrt hat. Das „Goldene Dachl" ist der alte Fürstensitz der Herren von Tirol und das weltberühmte Wahrzeichen Innsbrucks, es ist eine von Maximilian I. um 1500 erbaute Zuschauerloge mit feuervergoldetem Kupferdach. Wir besuchen das Panorama der Berg-Isel-Schlacht, das in einem 10 Meter hohen und 100 Meter langen Rundgemälde den Freiheitskampf der Tiroler im Jahre 1809 zeigt, schauen in den Hofgarten und in die Hofkirche mit dem Grabmal Kaiser Maximilians I. und die Bronzestatuen seiner Ahnen und Urahnen, die Hauptwerke der Gießerfamilie Löffler, und bewundern die Silberreliefs am Sarkophag der Maria Magdalena Baptista von Pallavicini, der Gemahlin Leopolds V. Wir besichtigen die Hofburg, das Landhaus, das Zeughaus mit seiner Waffensammlung, die Universität, die Jesuitenkirche und die Spitalskirche mit dem Grabmal Maximilians III. Wir bummeln durch die Maria-Theresia-Straße, die Herzog-Friedrich-Straße und die Museumstraße, wo wir in der Ferdinandeum genannten Landesgalerie Werke von Defregger, Egger-Lienz, Pacher, Pechmann, Plattner, Schmid, Schönherr, Stolz, Tunner und Zimmermann bewundern. Wir besuchen den Innsbrucker Zoologischen Garten, der in seiner Anlage und Tierhaltung vorbildlich ist, und fahren mit der Hungerburgbahn zum Hafelekar, wo wir eine überwältigende Rundsicht genießen, bevor wir mit der Nordketten-Seilschwebebahn zu Tal schweben.

Wir sind in Innsbruck, wo wir ergriffen vor dem Andreas-Hofer-Denkmal stehen:

„Die Hände auf dem Rücken
Andreas Hofer ging
mit ruhig festen Schritten,
ihm schien der Tod gering,
der Tod, den er so manches Mal,
vom Iselberg geschickt ing Tal
im heiligen Land Tirol."

Wir sind in Innsbruck, wo wir Abschied nehmen müssen von Tirol, dem Land der Berge, Seen und Täler, der Burgen und Schlösser, der Sagen und Lieder, der Trachten und Bräuche, der Treue und Gastfreundschaft, der Kraft und Schönheit, der Freiheit und Heimat, dem Land, das uns so viel gegeben hat an Erholung und Kraft, an Erlebnissen und Erinnerungen, die wir in unseren Herzen weitertragen.

Todesmutige Frauen

Vor 125 Jahren

Als im Frühjahr 1813 Preußens Volk zum Freiheitskampfe aufbrach, loderte die Flamme vaterländischer Begeisterung auch in den Herzen vieler Frauen und Mädchen hoch.

Vier deutsche Frauen ergriffen in jener Zeit selbst die Waffen, um mit den Männern für Ehre und Freiheit der Heimat zu kämpfen: Eleonore Prochaska, Friederike Krüger, Mar a Werder und Johanna Steegen. Gewiß — das Kriegshandwerk ist keine Aufgabe der Frau. Wer möchte aber diese Frauen verurteilen. die von heiligsten Gefühl getrieben bereit waren, ihr Leben für das Vaterland zu geben.

Die Geschichte der Potsdamer Soldatenschwester Eleonore Prochaska ist bekannt. Nach dem Aufruf des Königs verließ sie heimlich ihr Elternhaus und trat als freiwilliger Jäger Hauptmann Renz in die Lützowsche Schar ein. Am 16. September 1813 kämpfte sie im Gefecht an der Görde mit. Ihr Leutnant Friedrich Förster wurde durch einen Armschuß verwundet. „Ich versuchte zu probieren, ob meine Arm röhre ganz geblieben sei", schreibt er, „und begann die Trommel zu schlagen. Da dies auch zum besten gelang, nahm mir der Jäger Renz die Trommel aus der Hand und wirbelte mit großem Geschick darauf herum. „Du verstehst dich doch auf alles", rief einer ihm zu. „du schneidest, kochst, wäschst, singst und schießt, wie es scheint, verstehst, und nun bist du auch noch ein Tambour!" — „Ein Potsdamer Soldatenkind", sagte Renz, „muß sich auf alles verstehen!" und trommelte lustig weiter." Eine halbe Stunde später fiel Renz, von einer Kartätschkugel tödlich verwundet, als er den Kameraden, immer Sturm auf der Trommel schlagend, vorantürmte. „Herr Leutnant, — ich bin ein Mädchen!" waren seine letzten Worte. Ihrem Sarge folgten die Lützower, zwei russische und deutsche Jägerkorps und der preußische Minister de Groote.

Um die gleiche Zeit focht im Kolbergischen 9. Regiment die 24jährige Sophie Dorothea Friederike Krüger, Tochter eines Ackerbürgers aus Friedland in Mecklenburg. Bei der Nachricht vom Aufruf des Königs verließ sie ihre Dienststelle in Anklam, wo sie das Schneiderhandwerk erlernte, und trat in das Reservebataillon des Kolberger Regimentes ein. Unter dem Namen Auguste Krüger nahm sie an den Kämpfen um Stettin teil. Ein Kriegsgefährte berichtet: „Diese haben über den kleinen unbärtigen Rekruten mit der Knabenstimme gespottet, sie hat aber Entschlossenheit und Besonnenheit entwickelt. Sie mit den anderen kühn vorangegangen und hat beim Vorgehen einen eigentümlichen jauchzenden Ruf oder Schrei ausgestoßen, wodurch auch merklame Kameraden über das Geschlecht des jungen Helden Verdacht zu schöpfen begannen."

In der Schlacht bei Dennewitz am 6. September 1813 kämpfte das 9. Regiment unter General von Borstell bei dem Dorfe Göhlsdorf. Im erbitterten Ringen um den Ort wurde Friederike Krüger durch ein Granatstück an der Schulter schwer verwundet und bald danach auch am Fuß verletzt. Trotzdem nahm sie weiter am Kampfe teil und erwies sich so tapfer, daß sie noch auf dem Schlachtfelde zum Unteroffizier ernannt wurde. Der Wundarzt stellte nun ihr Geschlecht fest. Sie erhielt mehrere Orden und der König besuchte sie im Lazarett. Genesen kämpfte sie weiter mit, zog dann mit ihrem Regiment in Paris ein, focht den ganzen Feldzug durch mit in erster Linie und lernte dann auf dem Ordensfest in Berlin, wo der König und viele Generale sie auszeichneten den Unteroffizier Karl Koeßler vom Garde-Ulanenregiment kennen. Wenige Wochen später wurden beide in der Potsdamer Garnisonkirche getraut. In glücklicher Ehe lebten beide Kameraden in Buchen. Der König übernahm die Patenstelle bei dem ersten Sohn.

Schon nach der Schlacht von Jena hatte Maria Werder (1775—1829) ihren Mann, den Gutsbesitzer Werder aus Sagan, begleitet, als der Fürst von Pleß in Breslau ein Freikorps zur Verteidigung Schlesiens aufstellte. Als Husar kämpfte sie bei Brieg und Glab, wobei sie zweimal verwundet wurde. Das Korps wurde zersprengt, aber die Beiden traten in eine andere Freischar ein, die sich bei Züllichau sammelte. In einem Gefecht wurde Maria mit anderen Husaren gefangen genommen, es gelang ihr jedoch zu fliehen. Als sie heimkehrte, war ihr Mann verschwunden. Lange suchte sie verzweifelt nach ihm. Er war gleichfalls den Franzosen in die Hände gefallen, aber auch ihm glückte schließlich die Flucht. Im Frühjahr 1814 traten die beiden Werder in das erste Schlesische Husarenregiment ein. Werder wurde Leutnant, seine Frau Wachtmeister, beide gaben sich als Brüder aus. Kurz vor der Leipziger Schlacht nahm Maria zwei französische Voltigeurs bei einer Patrouille gefangen, eroberte eine Batterie und zeichnete sich verschiedentlich aus. Am 19. Oktober wurde sie von ihrem Gatten getrennt. Sie begann ihn zu suchen, endlich, nach drei Stunden fand sie ihn auf dem Schlachtfeld — tot. Diesen Verlust ertrug die tapfere Frau nicht. Sie legte Uniform und Waffen ab und kehrte in ihre Heimat zurück.

Preußische und russische Regimenter erstürmten am 2. April 1813 Lüneburg, das von General Morand besetzt war. Anstoß saßen die Bürger in ihren Kellern und horchten auf den Kanonendonner. Ein junges Mädchen, Johanna Steegen, sah vom Kalkberg aus zu, wie die schon vertriebenen Franzosen einen neuen Sturm unternahmen. „Jetzt wird es für die Unsern gefährlich", sagte ein alter Invalide neben ihr. „sie haben sich bei dem langen Kampf ganz verschossen . . ." Da fiel ihr ein, daß sie in einer Straße einen verlassenen Pulverwagen mit unzähligen Patronen gesehen hatte. Sie lief hinunter und füllte ihre Schürze mit der Munition. Dann eilte sie, mitten durch den Kugelregen, zwischen dem Wagen und der kämpfenden Truppe hin und her, die Soldaten mit Patronen versorgend. Ein sächsischer Offizier stürzte mit geschwungenem Säbel auf sie zu, ein Kosak durchbohrte ihn mit seiner Lanze. Am Abend war der Sieg erfochten. In zerschossenen Kleidern, das Gesicht von Pulverdampf geschwärzt, wurde Johanna jubelnd auf dem Marktplatz empfangen. Bald darauf wurde Lüneburg wieder von Franzosen besetzt und Johanna mußte von einem Ort zum andern flüchten, da man Rache nehmen wollte. Nach manchen Verfolgungen brachte der Major von Reiche sie schließlich zu seiner Frau nach Berlin, wo sie Verwundete pflegte. Vier Jahre später heiratete sie den Jäger und späteren Lithoarphen Hinderfin. Als „Heldenmädchen von Lüneburg" steht sie neben den anderen Todesmutigen Frauen jener Zeit im Ehrenbuche des deutschen Freiheitskampfes.

O. G. Foerster.

Das erfrischt! / *Ratschläge für unterwegs*

Bei Staub und Hitze sich unterwegs zu erfrischen ist nicht ganz einfach. Haben wir vorgesorgt und Zitronen mitgenommen, so wirken einige Tropfen dieser Frucht schon belebend. Wir behalten sie möglichst lange auf der Zunge, denn sie regen die Speicheldrüsen an und verhindern das Austrocknen von Mund und Rachen. Einige Tropfen im Nacken verrieben sind ebenfalls wohltuend. Kölnisch Wasser auf den Puls am Handgelenk massiert regt an, ebenso auf Stirn oder Schläfen verwendet. Was tun wir aber, wenn uns keins von diesen Hilfsmitteln zur Verfügung steht?

Nun, dann finden wir vielleicht Wasser. Wir trinken es aber nicht, denn das kann für später Beschwerden geben. Aber wir spülen damit den Mund gründlich aus, gurgeln damit und tauchen dann unser Taschentuch in das kühle Naß, um unser Gesicht abzureiben. Auch unsere Hände tauchen wir bis übers Handgelenk ein und kühlen dadurch etwas ab. Aber wenn nun auch nicht ein Tropfen Wasser da ist? Ja, dann helfen wir uns mit Laub und grünem Gras, das wir zwischen den Händen zerreiben und auf Stirn und Schläfe legen. Außerdem finden wir vielleicht ein paar kleine Kieselsteine, nicht kleiner jedoch als von Bohnengröße, die wir säubern und zum Lutschen in den Mund nehmen können — ebenfalls zur Anregung der Speicheldrüsen. Sind aber weder Steine noch Laub, noch Gras aufzutreiben, nun, dann tun wir etwas, was uns jeder Hund vormachen kann: wir lockern die Erde auf, die einige Zentimeter unter der Oberfläche schon kühl ist und lindern damit die Hitze von Händen und Fußsohlen.

Wenn aber nun jemand kommt und um Rat fragt, was er denn in der Wüste Sahara tun sollte, wo es auch noch tief in der Erde recht warm ist, dann können wir nur eins raten:

Schwitzen!

Schwitzen hilft nämlich ausgezeichnet, es ist das natürliche Erfrischungsmittel unseres Körpers, der sich mit Feuchtigkeit bedeckt, um ein Verdunstungsmittel zu schaffen. Durch die Verdunstung wirkt der Schweiß kühlend auf die Haut. Wodurch zu gleicher Zeit auch dem Körper eine kleine Entfchlackung zugute kommt.

Peter Karz.

Es geht an die See

(Presse-Bild-Zentrale, Zander-Multiplex-K.)

Die Geschichte vom Hasenbrot

Kennen Sie die Geschichte vom Hasenbrot? Wissen Sie, was Hasenbrot ist? Um es kurz und bündig zu sagen: eigentlich ist es ein frommer Betrug, von Ursache. Großmutter, ach, ich weiß nicht, von wem erfunden, um — ja, eigentlich nur, um ein eigenes Verlegen oder wie man es nun nennen soll, aus der Welt zu schaffen. Es ist nämlich so:

Ueberall brinnen Vater Mutter, Sohn und Tochter einmal ein nicht aufgegessenes Brot von der Arbeitsstätte, von einem Ausflug, von einer Reise usw. mit. In vielen Gegenden unseres schönen Vaterlandes, im Rheinland, in Ostpreußen, im Harz sagen dann Vater oder Mutter zu den Kleinen, ich meine zu den ganz Kleinen, die noch märchengläubig sind: „Denk nur einmal, was ich Dir Schönes mitgebracht habe: ein Häschen lief über den Weg mit lauter schönen Brötchen für die kleinen Hasenkinder. Da bin ich aber schnell gelaufen und habe ihm Salz auf seinen Schwanz gestreut. Und da — da hat mir das Häschen auch ein wenig Brot für meine Kinder mitgegeben. Wenn dann leuchtende Kinderaugen den Sprecher verwundert ansehen und ein Stimmchen zweifelnd fragt: „Aber Daatti, kannst du denn so schnell laufen, und hattest du denn Salz in deiner Tasche?" dann wird eben schnell etwas erfunden, was diesen eigenartigen „Unfall" glaubhaft erscheinen läßt, und der Sinn des Märchens wird erreicht, nämlich die alten Brote müssen aufgegessen werden! Die kleinen Kerle stürzen sich mit Wonne darüber. Ob sie ihnen nun wirklich besser schmecken, ob das „Häschen" das bewirkt? Ich weiß es nicht. Was meinen Sie dazu? Sicher sagen Sie, genau wie ich: Die Hauptsache ist, daß kein Brot umkommt. Wenn man das auf einem so reizenden Wege erreicht, wie mit der Geschichte vom Hasenbrot, sollte man sie allen, auch den großen Leuten, erzählen.

Sybille Fritsche

Illustriertes Kreuzworträtsel.

Die in die waagerechten und senkrechten Zeilenreihen einzutragenden Wörter sind aus den bildlichen Darstellungen zu erraten. Die Wörter der waagerechten Reihen sind in dem oberen, die der senkrechten in dem unteren Teil des Bildes zu suchen.

Vorsilbenrätsel.

Ban — Trunk — Spann — Land — Bar — Hirsch — Wein — Satz — Form — Gau — Band — Tor — Weib — Furt.

Den vorstehenden Wörtern ist je eine der nachstehenden Silben voranzusetzen, so daß man Wörter anderer Bedeutung erhält.

breis — dam — ein — ent — er — erm — ge — ge — hof — ja — nach — re — rek — um.

Bei richtiger Lösung nennen die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter, in der angegebenen Reihenfolge gelesen, eine Heimstätte für junge Wanderer.

Neckisch.

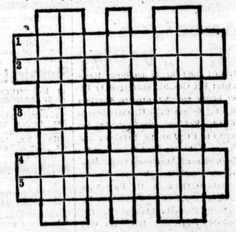
An Vögel, die das Dunkel lieben,
Ward kurz entschlossen rangeschrieben,
Was meine Base, die Marianne,
Fast täglich ißt, frisch aus der Pfanne.
Auf diese Art ergab sich gleich
Ein viel belachter Scheltmenstreich.

Blähend.

Verkehrtes Ei an schlaunem Tier:
Schon zeigt sich meines Fensters Zier.

Magische Figur.

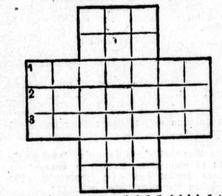
a a a a a, b b b d, e e e e e e, g g, i i i i i i i i, l l l, m m, n n n n n n n n n o o o, r r, s s s s s s s s s, t t t t t t t, u



Die Buchstaben ergeben, richtig eingesetzt, waagerecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung:

1. Himmelserscheinung, 2. Schmuckstück. 3. bekannte Komposition von Schumann, 4. Verbindung, 5. Saiteninstrument.

Tierkundliches magisches Kreuz.



a a, b b, c e e e, g g, h h h h, i i i i, l, p p, r r r r, s s, t t t, z.

Die Buchstaben ergeben, richtig eingesetzt, waagerecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung:

1. Raubvogel. 2. Finkenvogel, 3. Raubvogel.

Silbenrätsel.

an — ap — arm — art — band — bot — e — eu — fel — ge — ge — gu — he — hün — hu — in — irr — kän — ka — licht — me — me — mes — mi — mus — mutt — nord — now — nur — pa — pec — pie — re — rei — ro — ro — ro — roll — ruh — schuh — se — see — ser — stu — tann — te — te — ter — to — trüm — tren — u — un — wisch — wohl — zo.

Aus vorstehenden 57 Silben sind 20 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Marie von Ebner-Eschenbach ergeben.

Bedeutung der einzelnen Wörter:

1. Himmelserscheinung, 2. Schmuckstück. 3. bekannte Komposition von Schumann, 4. Verbindung, 5. Saiteninstrument.

trauensbruch, 5. Sportgerät, 6. Zwischenfall, 7. Wasserblume, 8. Stadt in Mexiko, 9. Nürnberger Maler (Lehrer Dürers), 10. Obstbrei, 11. griechischer Geschichtsschreiber, 12. Form der Verbeugung, 13. Stadt in Mecklenburg, 14. Geliebte des Zeus, 15. unstetes Kind, 16. Oper von Richard Wagner, 17. australisches Säugetier, 18. Hirngespinst, 19. berühmter Schnellläufer, 20. schottisches Königsgeschlecht.

Dreierlei.

Hört, ihr Leute, und laßt euch sagen:
Die Lösung wird stets bowelt getragen.
Einmal geknipft verweist sie Gewinn,
Zweimal gefopft: Der Kopf ist dahin.

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe: 1. Se3—g2, Lb1×g2, — 2. Df5—f1, Lg3×f1 oder anders, — 3. b4 nach b5 oder D matt. — a) 1. . . . Dh6 oder Tg6×g5, — 2. Df8—f3+ usw. — b) 1. . . . c5×b4, 2. Df8—f3+ usw.

Andere Spielarten ähnlich.

Rätselrätsel: Das Menschen Gemuet ist sein Geschick. — 1. Tedeum, 2. Gischt, 3. Eis, 4. Sense, 5. Genick, 6. Mensch.

Zeiträtsel: Man beginnt mit dem Ablesen bei dem unteren Feld links und liest alle Buchstaben nach rechts herum, die unter der gleichen Flagge stehen. Dann kehrt man zum zweiten Feld zurück und verfährt ebenso und so weiter bis zum Schluß. Das ergibt: „Seeluft stnerket Herz und Glieder und macht frisch zur Arbeit wieder."

Rätselsonett: Das Loch.

Magischer Zahlenstern:

```
      3
   15  6  12  7
  13  10  14
16   4  11   9
      8
```

Auszählaufgabe: Niemand ist frei, der über sich nicht Herr ist. (Die Auszählung beginnt mit dem fünften Worte.)

Luisa macht Theater /

Heitere Skizze von Konrad Seiffert

Wir trinken eine Kokosnuß nach der andern leer und lassen die Schalen über die ausgewaschenen Klippen rollen. Das klingt ganz hohl. Unten klatschen sie ins Wasser, sie reiben sich eine Zeitlang an den Felsen, dann verschwinden sie, niemand weiß, wo sie bleiben.

Die Stimmung ist auch heut wieder reichlich gedrückt. Das ist immer so, wenn ein Mann dabei ist, der sich verliebt hat. Auch in der Südsee ist das so. Es hat da keinen Sinn, lange Gespräche zu führen. Man starrt halt ein wenig geradeaus, sitzt im Schatten, raucht

Der kurzsichtige Großwildjäger: „Verzeihen Sie — haben Sie vielleicht den Orang-Utan gesehen, der hier sein Unwesen treiben soll?“ (Humorist.)

und denkt: ein Glück, daß du nicht der Trottel bist!

Aber dann, nachdem Jonny die letzte Nuß ausgetrunken hat, sagt er: „Und trotzdem: ich würde mich nicht in Luisa Percy verlieben, Martin! Ich glaube, du überschätzt die Dame!“

„Das finde ich auch“, meine ich, „und wenn du sie schon liebst, dann mußt du ihr das doch schließlich mal sagen oder wenigstens zeigen!“

„Hm!“ macht Martin, „so einfach ist das nicht. Und ich glaube, sie will einen ganz andern Mann haben. Sie sieht mich ja nie an. Sie spricht nicht mit mir. Ich bin sicher nicht ihr Typ!“

„Nun wennschon!“ sagt Jonny. „Da mußt du eben etwas tun! Wie lange willst du denn hier herumsitzen und die Stimmung verderben? Entweder — oder!“

Martin lächelt verlegen vor sich hin, und dann sind wir wieder still, weil das Sprechen zwecklos ist.

Die Sirene der Lokomobile bei den Kopra-Schuppen heult auf. Es ist spät geworden. Wir müssen zurück. Wir lassen uns von den Felsen gleiten. Unten liegt unser Boot. Wir rudern durch die Schwärme der silberglitzernden Fische, die kaum auseinanderschwimmen, wenn wir kommen. Langsam schleicht das Boot über die Bucht.

Luise Percy kommt uns am Ufer entgegen. Sie hat uns sicher schon eine ganze Zeit gesehen und beobachtet. Sie ist ein kleines, graziöses Persönchen. Sie trägt auch heute, wie immer, eine weißseidene Bluse, weiße Shorts und einen großen weißen Hut. Sie sagt: „Kommen Sie heute abend zu uns? Sie brauchen den Smoking wahrhaftig nicht anzuziehen! Es kommt niemand weiter, wir sind ganz unter uns. Nur mein Vater ist noch da. Kommen Sie doch, bitte! Sie würden mir wirklich eine große Freude machen. Und meinem Vater auch. Es ist so einsam auf dieser exklusiven Insel. Ich werde sicher bald sterben, wenn das alles so bleibt!“

Dabei sieht mich der kleine Teufel so nett an, daß mir ganz pflaumenweich wird. Ich sage, ja, wir würden kommen, gern, und es sei uns eine Ehre. Dabei sehe ich Jonny und Martin an, und die nicken mir zu.

Luisa Percy gibt uns die Hand, den Martin schaut sie überhaupt nicht an, sie macht einen neckischen Knicks und geht weiter.

„Ich weiß ja seit langem, daß die Kröte verschossen in dich ist und nicht in den Martin. Für den ist der Fall also wohl doch hoffnungslos“, sagt Jonny.

Martin sieht mich böse und traurig an. Und ich sage: „Aber das ist doch alles Blödsinn!“ der Martin tut mir leid. Und dabei bin ich aber doch ein wenig stolz auf mich selber, wirklich. Und ich finde jetzt, heute, endlich, zum erstenmal, daß die Luisa eigentlich doch ein ganz nettes Mädel ist.

Abends machen wir uns fertig zum Essen bei Percys. Wir schwitzen entsetzlich. Halb zerknittert und durchweicht hängt uns der „steife“ Kragen endlich am Hals. Wir ziehen natürlich doch den Smoking an. Wir wissen, daß das nicht anders zu machen ist. Alles wegen dieses kleinen Teufels! Oder etwa nicht?

Mister Percy murmelt so etwas wie „seltene Gäste“, als wir bei ihm sind, und er tut sehr steif.

Luisa sehen wir zum erstenmal, seitdem sie auf der Insel ist, in einem Kleid, in einem richtigen Kleid aus knisternder Seide mit Spitzen und Bändchen und mit all den Sachen, die eben an so ein Abendkleid aus Europa gehören. Es ist lange her, daß wir eine Dame in einem Abendkleid aus Europa gesehen haben.

Luisa Percy sieht recht unbeschreiblich aus in ihrer blahblauen Seide, unscheinbarer als in ihren weißen Shorts, ihrer weißen Bluse, unterm großen weißen Hut und mit der Reitpeitsche in der Hand. Auch sie tut steif, sehr steif, wie ihr Herr Vater. Sie ist ganz die wohlerzogene junge Dame aus Süd- oder Mittel-England.

Nach dem Essen bemühen wir uns um den Radioapparat.

Aber wir hören nur ein paar Minuten eine Tanzkapelle, dann gibt der Apparat außer Morsezeichen nichts mehr von sich.

„. . . 'n Tag — haben Sie nicht ein Mittel gegen Bienenstiche?“ (judge.)

Eine Idee . . .

Der Unteroffizier stand vor der Truppe.

„Hallo, Müller, was sind Sie in Zivil?“

„Student der Philosophie!“

„Ausgezeichnet! Dann wissen Sie auch sicher, was eine Idee ist!“

„Natürlich, Herr Unteroffizier! Die Idee ist nach Plato das Urbild eines Dinges, das im Gegensatz zur Vergänglichkeit des Dinges von ewiger Dauer und Geltung ist. Auch andere Philosophen wie Aristoteles und Kant haben sich mit dem Ideebegriff beschäftigt. Kant definiert die Idee als . . .“

„Es ist gut! Das können Sie ja wirklich! Wollen Sie dann vielleicht so gut sein und Ihren Bauch eine Idee einziehen!“

Einfache Lösung

Lehrer: „Wenn du von der Mutter zwei Butterbrote bekommst und vom Vater auch zwei, wieviel hast du dann?“

Schüler: „Dann habe ich genug.“

Stimmung

„In diesen gemütlichen Abendstunden wird der Mensch sanfter und nachgiebiger.“

„Ja, das spüre ich auch! Deshalb lasse ich mich dann nie darauf ein, Geschäfte zu besprechen.“

Unsichere Zeugin

„Sie glauben also, bemerkt zu haben, daß der verdächtige Fremde krumme Beine hatte? O- oder X-Beine?“

„Auf den Buchstaben habe ich nicht geachtet, Herr Richter.“

*

In unserem Hause brachte einer drei Laubfrösche heim.

„Wozu?“

„Als Barometer“, sagte unser Hausgenosse. „wenn es schön wird, klettert er hinauf.“

„Dazu genügt doch ein Laubfrosch. Warum haben Sie gleich drei gekauft?“

Unser Hausgenosse lächelte: „Wissen Sie, bei der eigenartigen Wetterlage in diesem Jahr — mitunter wird sich da auch ein Laubfrosch nicht mehr auskennen — da können sie sich jetzt gegenseitig beraten.“

Ein begehrenswerter Mann

Jammernd erzählt Käthe der Freundin: „Denke dir, Meta! Mein Felix hat vor einer Woche 1000 Mark zuviel in der Kasse gehabt; er muß einem Bankkunden einen Tausendmarkschein zu wenig gegeben haben. Und der Mann meldet sich nicht.“

„Könnte man nicht herauskriegen, wer das ist? Das wäre ein Mann für mich!“

*

Bei Fräulein Stippe ist das Telephon kaputt. Aber das Leben ist kein Leben, wenn man nicht mit seinen Bekannten telephonieren kann. Das Telephon wird nicht in Ordnung gebracht. Schon vierzehn Tage nicht.

Das ist nicht zum Aushalten. Fräulein Stippe schreibt eine Beschwerde an das Fernsprechamt: Bitte, schicken Sie mir sofort den versprochenen Mann! Ich sitze jetzt volle vierzehn Tage hier ohne jeden Anschluß.

*

Friedrich will ein Zimmer mieten. Bei der Besichtigung sagt die Wirtin: „Ich möchte noch darauf aufmerksam machen, daß in meiner Wohnung kein Badezimmer vorhanden ist.“

„Ach“, meint Friedrich, „das macht nichts. Ich will ja nur vier Monate bleiben.“

*

„Klaus, wenn ich sage: ich liebe dir, ist das richtig?“

„Nee, Herr Lehrer, Sie haben mir doch eben verhauen!“

*

Krakenbeißer ist zwar ein höflicher Mann, aber ein fauler Kunde, der durchaus nicht

Die Ahnungslose „Adolar! Du wirst aber staunen!“ (Judge.)

zahlen will, kann sogar ihn zur Verzweiflung bringen. Also schreibt Krakenbeißer:

„Geehrter Herr! Wer hat eine Menge Ware bei mir gekauft und nicht bezahlt? — Sie! Aber wer hat mir versprochen, binnen drei Monaten zu zahlen? — Sie! Wer hat auch nach sechs Monaten noch nicht bezahlt? — Sie! Wer ist ein Schwindler und Gauner? Ihr ergebener Krakenbeißer.“

Naiv

„Du machst ja solch schreckliches Gesicht, Onkel?“

„Ja, ich habe mir in die Zunge gebissen!“

„Schmeckt die so schlecht?“

*

Onkel Gustav ist seines Geizes wegen überall bekannt. Onkel Gustav kommt und meint zum kleinen Heinz: „Nun rate einmal, was ich dir mitgebracht habe?“

„Ooh“, sagt Heinz, „du wirst mir wohl wieder ein paar Kreuzworträtsel aus den Zeitungen ausgeschnitten haben!“

*

In einem Wirtshausgarten befand sich ein gezähmter Storch. Kleine Mädchen fürchteten sich vor ihm und liefen fort. Da sagte ein achtjähriger Junge zu seinem Freunde: „Komm, wir gehen hin! Männern tut er nichts!“

*

Serenissimus: „Dieses hier ist wohl ein Bleiberg wert?“

Hofherr: „Gewiß, Durchlaucht! Nur ist dieses Blei schwarz, sehr leicht brennbar und wird vom Volke Kohle genannt.“

*

„Gestern nacht war es fast drei Uhr, als ich nach Hause ging. Um nicht zu stören, zog ich mich unten an der Treppe aus, nahm die Sachen über den Arm und schlich vorsichtig die Treppen hinauf.“

„Und wie ist es gegangen?“

„Schrecklich! Als ich oben war — war es der Hauptbahnhof!“ (Koralle.)

*

„Alles, was der arme Mann verdient, hängt sich seine Frau auf den Leib.“

„Danach zu urteilen, habe ich sie neulich in einer Loge im Opernhaus gesehen habe, dürfte der Mann nicht viel verdienen.“

(Stray Stories.)

Unter Anglern „Das muß aber ein Aufschneider gewesen sein, der diesen Fisch gefangen hat!“ (Le Rire.)

Anzeigen im „Der 7. Tag“ haben große Werbewirkung!

Der Motor der Familie
Quick mit Lezithin
für Herz und Nerven
immer frisch und mit Energie geladen. Trotz aller Arbeit, Sorgen, Hast und Aufregung gesunde Nerven, lebensfroh und erfolgreich durch den Kraftstoff
Packg. RM 1.15, Kurpack. RM 4.– in Apotheken u. Drogerien

Damenbart
Sichere Entfernung läst. Haare d. d. weiß bek. Helwakakur. Sehr bewährt u. a. von versch. Aerzten erprobt. Gold. Medaille. Groß. Preis Brüssel Sept. M. London März 33. Dankerfülle Zuschriften z. T. üb. Dauererfolge. (Ausbleib. d. Nachwuchses). Marke Heiwaka m. Stern, reichspatent. Wz. 49809 schützt vor Enttäuschungen. Kleinkur RM 2.75, stark 3.25, f. groß. Fläch. 5.50 u. 6.50, Nachn. Helwaka-Köln 114

Rückgratverkrümmung
Hervorragende Erfolge! Lehrbriefe vor Anfang mein Buch „Unser Rücken“ kostenlos
F. Menzel, Berlin SW 11 Hedemannstr. 21

Märkte erschließen ist Aufgabe planmäßiger Werbung!

Anzeigenpreise
Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf., für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile. 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl Volksblatt G. m. b. H., Paderborn Telegramm-Adresse: Volksblatt. Paderborn. Postscheckkonto: Westfäl Volksbl. Paderborn. Hannover 3504

Einheirat
Landwirtsohn, 35 Jahre, kath., 18 000 RM bar, wünscht nettes kath. Fräul. kennen zu lernen, welches in Gastwirtschaft od. Landwirtschaft bietet, oder zur Gründung einer solchen Zuschriften m. Bild u. Nr. 1140 an „Der 7. Tag“, Paderborn

Inserieren
in unserer Zeitung führt stets zum Erfolg!

Rezepte kostenlos! Preisliste über Vortragsgläser Marke PONCET, die treuen Küchenhelfer, gratis! REX-Conservenglas G. m. b. H. Oeflingen (Baden)

Recht deutliche Schrift
bei Anzeigen-Manuskripten

REX
Natürlich ist es zu!
Denn jedes Original-REX-Glas ist sorgfältig geprüft. REX bietet Gewähr für gutes Gelingen, aber Sie müssen die Gummiringe Marke REX verwenden.
REX NOCH BILLIGER!

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Joh. Grohmann; Nachrichten, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Jos. Joh. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; f. d. Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck u. Verlag: Westfäl. Volksblatt GmbH., Paderborn. Verlagsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. — „Der 7. Tag“: 2. Vj. 38: 27 653. Zurzeit ist Preisliste Nr. 8 gültig.

1. Jahrg. – Nr. 29 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 17. Juli 1938
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)
Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Aus Sommerfrischen . . .

Ein bunter Auszug von German Gerhold

„. . . Du ahnst ja nicht, wie herrlich es hier auf dem Lande ist! Diese himmlische Ruhe und Abgeschiedenheit! Keine Autos, keine Elektrische weit und breit. Nicht einmal Radio ist im Haus. Nirgends zerrt Reklame an Sinnen und Nerven, nur wohltuende Stille für die Ohren und mildes Grün für die Augen. Wie beneidenswert sind doch die Leute, die jahraus, jahrein immer so leben dürfen, eng verbunden dem Busen der Natur . . .“

*

„. . . ich bin ja Ida so dankbar, daß ich meine Ferien bei ihr verbringen darf. Das ist doch mal wirklich eine Ausspannung und Erholung. Hier kommt einem alles wie in einem Paradies vor. Alles ist so mühelos und gleich bei der Hand. Wenn man nicht will, braucht man kaum einen Schritt zu gehen. Die Bahn hält vor dem Haus, sogar die Treppe erspart ein Fahrstuhl. Und diese Ruhe in der Wohnung. Hier brüllt kein Vieh, krähen keine Hähne in der Nacht und all der andere Lärm bei uns auf dem Dorf. Aber trotzdem ist von Langeweile keine Rede hier. Kino, Theater, Konzert, alles in der Nähe und zum Spazierengehen die wundervollen Anlagen mit den gepflegten, sauberen Wegen. Ja, das ist ein Leben, wie alle Tage Sonntag hier in der Stadt. Bloß schade, daß man nicht immer . . .“

*

„. . . Dies hier mußte einmal in mein Leben treten! Diese unendliche Weite des Blickfeldes, diese Grenzenlosigkeit des Horizonts! Wir sind es gewohnt, daß von kindauf Berge und Felsmauern uns die Weite verschließen. Darum sind diese Tage am Meer tiefgreifendes Erlebnis. Innerlich und äußerlich sind die Grenzen meines Seins ins Unendliche verrückt und uferlos breitet sich die Seele in köstliche Fernen. Schwer und nahrhaft ist die Luft hier, wie das Meer selbst. O wer doch immer . . .“

*

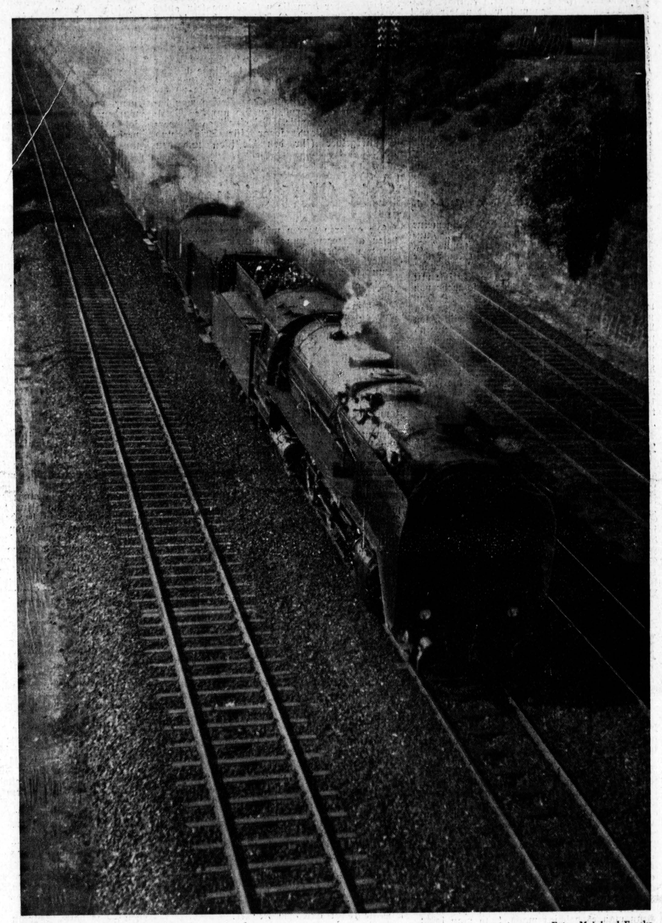
„. . . Liebe Kollegen und Freunde an der Wasserkante! Ein kräftiges Juhuh und Dudeljöh aus 2 Kilometer Höhe!! Gestern auf Hornjoch gewesen, morgen per Seilbahn auf Zugspitze! Von Gipfel zu Gipfel! Immer höher! Dazwischen Rast auf der Alm! Da gibts ka Sünd, juhuh!! Mit Original-Ländler und Zithermusik! Daß es so etwas Herrliches gibt, können wir auf unserem armseligen Flachland uns gar nicht vorstellen! Und diese federleichte Luft hier! Und das schwere Bier und die wackeren Buam und Deandln!! Schade, daß man nicht immer . . .“

*

„. . . und vergiß bitte nicht, mir ein frisches Hemd und Strümpfe nach Isbach zu schicken, das ich gegen Ende der Woche zu erreichen gedenke. Man schwitzt bei der Hitze recht ordentlich, namentlich unter dem Rucksack. Dafür aber offenbart sich auf Schritt und Tritt ein Wunder der Schöpfung nach dem andern auf den stillen Fußpfaden und Wanderwegen. Die Vöglein singen, die Grillen zirpen und jedes Blümlein grüßt den geruhsamen Wandersmann. Weit in der Ferne nur sieht man ab und zu eine der großen Landstraßen, auf denen, mit langen Staubfahnen hinter sich, die Autos rasen. Wie bedauernswert sind diese armen Wesen, die in ihren Matratzengrüften an den Schönheiten der Welt vorüberrasen . . .“

*

„. . . Die Welt — ein märchenhafter Film! Gestern noch Schwarzwald, Baden-Baden, Heidelberg etc., heute der Rhein mit seinen Burgen, Ruinen und Weinbergen,



Hoch mit Ferienglück geladen . . . Foto: Meinhard Fenske.

soeben Kölner Dom passiert! Phantastisch, wie er auftauchte, und wie er dann vor unsern Augen zusehends in den Himmel gewachsen ist —! Der Wagen läuft aber auch einfach pfundig! Glatt hundertzehn durchgehalten von Bonn bis Köln!! Hergott, wie muß den armen Schluckern zumute sein, die per Eisenbahn, oder gar zu Fuß herumkriechen. Ein Leben ohne Auto ist überhaupt kein Leben! Selbst am Steuer sitzen! Nicht gefahren werden, sondern selbst fahren! Das ist doch das Wundervollste, was es nur geben kann! Schade, daß man nicht immer so weiter . . .“

*

„. . . alle Sorgen haben die andern. Ich selber tue nichts als essen, im Liegestuhl faulenzen und höchstens staunen, wenn wieder eine neue, märchenhafte Küste vor uns auftaucht. Was gehts mich an, wo wir herkommen, wohin wir fahren? Das alles ist Sache des Kapitäns und der Schiffahrtsgesellschaft. Ein köstliches Gefühl: ich habe bezahlt und werde gefahren. Meinetwegen könnte es ewig . . .“

*

„. . . Du kannst Dir etwas darauf einbilden, lieber Freund, daß ich Deinen Brief überhaupt aufgemacht habe, weil ich Deine Handschrift erkannte. Denn endlich habe ich mal Urlaub und kann mal vier lange Wochen daheim bleiben!! Das Auto im Stall, der Musterkoffer auf dem Boden!! Bis jetzt habe ich nichts, als den Schlafanzug angezogen! Ich lümmle mich von meinem Bett in meine Badewanne und von da auf meine Couch!. Irgendwo draußen reisen und hasten arme Irre . . .“

„Schwager ritt auf seiner Bahn . . ."

Das Posthorn erklingt wieder in Deutschland

Postkutschenromantik, einmal unromantisch gesehen — Ein Blick in das „Reichskursbuch" von 1795

Noch in diesem Sommer werden, wie bekannt, auf einigen der landschaftlich schönsten Straßen Deutschlands wieder wie in alter Zeit Postkutschen fahren. Alle, die noch Sinn für die Romantik der Landstraße haben, begrüßen diese Anregung des Reichspostministers Dr. Dietz aus Frankfurt am Main im Jahre 1795 „einem verehrlichen Publico" übergab! Dort ist von der Romantik des Postkutsche mit keinem Wort die Rede, dafür um so mehr von nüchternen Meilen- und Fahrpreisangaben, von sachlichen Abfahrts- und Ankunftszeiten und von den „ganz gemeinen und meist üblen Wagen" und von den „sehr übel bezigten und wahrigten Stellen", die der Postwagen zu überwinden hatte. Wir könnten das 500 Seiten starke, aber sehr handliche Werk als das erste deutsche Reichskursbuch betrachten. Es „zerfällt in sechzehn Hauptabteilungen": die Fahrpläne sind in alphabetischer Reihenfolge nach 16 bedeutenden deutschen Verkehrsmittelpunkten wie Berlin, „Cölln", Hamburg, „Mayntz", „Stuttgard" und Wien aufgestellt.

Luxuszug billiger als die Postkutsche

Von „Cölln" nach Aachen fuhr man einen Tag, von Berlin nach Breslau vier Tage, von Leipzig nach „Cölln" acht Tage, von Frankfurt (Main) nach Wien zehn Tage und von „Inspruck" nach „Cölln" 18 Tage — soviel Stunden, wie Leute in tausenden D-Zug sitzen, soviel Tage mußten unsere Urgroßeltern in der rüttelnden Postkutsche verbringen! Die fahrende Post legte die Meile in etwa einer Stunde zurück — das ist ein stark beschleunigtes Marschtempo —, und die Tagesleistung betrug ungefähr zehn Meilen. Die „Reutende Post" schaffte die entsprechende Strecke in etwa ¾ dieser Zeit. Genaue Uhrzeiten sind — wie übrigens auch ein Menschenalter später bei den ersten Eisenbahnfahrplänen — noch nicht angegeben; es heißt einfach: Die fahrende Post geht ab Dienstag früh und kommt an Mittwoch abend.

Und die Fahrpreise (die auch damals schon „vorhero" zu erlegen waren)? In Preußen bezahlte der Fahrgast je Meile sechs gute Groschen, das ist für den Kilometer sehr wenig. Bei der Reichsbahn kostet, vom Schnellzugzuschlag abgesehen, der Kilometer in der ersten Klasse 8,7 Pfennig! Bedenkt man die Kaufkraft der damaligen Währung, sein gutes Postpferd war für 40 Taler zu haben!) und überlegt man, daß der Reisende auf einer Fahrt durch das halbe Reich ein butzendmal übernachten mußte, so kommen schon ganz erhebliche Summen als Fahrgeld heraus. Wir fahren heute im Luxuszug 1. Klasse billiger als unsere Ahnen im gewöhnlichen Postwagen! Erheblich teurer als die „ordinaire" Post war natürlich die Extrapost. Das Reisen war damals eben ein Luxus, den sich nur der Begüterte erlauben konnte. Bei einzelnen Postverwaltungen bestand sogar für Trink- und Schmiergelder (für den Postillon und den Wagenmeister) ein fester Tarif. An Gepäck waren meistens 50 Pfund frei, genau wie heute.

Auch der Betrieb selbst scheint sich durchaus nicht immer so romantisch und poetisch abgespielt zu haben, wie wir uns heute wohl vorstellen. In der „Kaiserlichen Reichs-Postordnung", die dem „Postbuch durch Teutschland" angefügt ist, hören wir von „vielfältigen Ungelegenheiten auf denen Posten . . ." „In einem herrlichen Kanzleistil, der für einen Satz eine ganze Seite braucht, ist da die Rede von gewissen Extrapost-Reisenden, die „von denen Postbaltern oftmals mehr Pferde, als vonnöthen, mit Gewalt erzwingen, item die Postkutsch übermäßig beladen, hingegen aber nach Belieben per Bausch dafür bezahlen, was sie nur gern wollen, überdieses auch die Postbalter, wenn sie sich widersetzen; mit großer Ungestümme anfahren und sie mit denen schändlichsten Schmäh- und Drohworten, ja mit Prügeln, Degen und andern Gewehr, nicht ohne augenscheinliche Gefahr des Lebens, und mit äußerlicher Beschimpfung des Postwesens gemeiniglich überlaufen . . ." Den Postbaltern war schon damals Höflichkeit im Verkehr mit den „Kunden" vorgeschrieben: sie sollten „mit aller Bescheidenheit die Unmöglichkeit remonstriren und die auf der Post Reisenden zu Gebuld anweisen"; freilich war ihnen auch „Fug und Macht ertheilet", Gewalt mit Gewalt abzuwehren, der Reisende mochte „hohen oder niedern Standes sein". „Verdächtige Personen" durften nicht befördert werden; ebenso wurden von der Weiterfahrt ausgeschlossen solche Reisenden, die wider die Postordnung verstießen „durch einen Excess oder Exhorbitantz".

Joachim Lange.

Die Anweisung / *Eine KdF-Skizze von E. O. Single*

Die anderen waren mit Pauken und Trompeten abgezogen, nun kamen die Neuen, rückten von Ueberlingen an mit Extraschiff und Völkerkrachen, wie das am Bodensee so ist, wenn KdF. kommt und geht.

Die anderen hatten verzehrt. Die hatten Umsatz gemacht. Schließlich merk ein Wirt sowas ja an seinem Säckel, ob dreißig Leute immer trocken rumsitzen, nur nach dem Suppenkarfreitag schielen und abends den Mund höchstens noch zum Gähnen aufkriegen, oder ob sie das Grammophon bis hinten hin aufdrehen und Ausländer trinken, daß die Fässer schwitzen.

Die Neuen waren arm. Gott, waren die arm! Der Wirt vom „Kränzchen" hatte sowas von Armut noch gar nicht gesehen. Wie konnte es nur so einen Unterschied geben zwischen einem Schreibmaschinenfräulein von Siemens und einer Melkerin aus Bildingen Land! Kein Viertel Wein mittags, keine abends, kein Kuchen mit Sahne extra, höchstens eine Sechser-Marke und die Ansichtskarte noch beim Krämer für zwei Pfennige billiger.

So waren die Neuen! Masken nur mit, was im Programm stand und nichts kostete: Dorfbesichtigung, Kahn fahren, am See auf der Bank sitzen und — essen! Essen, das versäumte keiner. Da waren sie so pünktlich und zuverlässig wie der Kalender.

So ging das den ersten Tag, den zweiten. Am Mittwoch regnete es und die siebenundzwanzig verkrümmelten den Tag in der Gaststube, die Männer mit Rippen an sauerem Eibling, die Frauen mit Mühlbrettspielen und Schneckennudeln zu zehn.

Wenn alle nicht viel zum Rausschmeißen haben, sollte man ja nun meinen, daß es nicht weiter auffällt, wenn einer umsonst hat. Aber siehe da, an diesem nassen, verkorksten Mittwochnachmittag, während es draußen von unten und von oben nichts als Wasser zu sehen gab, stellten die siebenundzwanzig, die sich ja nun auch erst seit drei Tagen von Herz und Angesicht kannten, zum ersten Mal fest, daß da eine ganz arme Laus unter ihnen war. Einer, dem es nicht einmal zu Eibling und Schferstumpen reichte.

Das war der Adam Euler, Ziegelbrenner aus Butzbach, der zwar eine rote Nase hatte, aber nicht vom Trinken, sondern vom Frieren, und Hände, wie Ruderblätter, nur nicht so glatt.

Dieser lange, arme Adam stand des Nachmittags gegen fünf plötzlich auf und erklärte, Spazierengehen im Regen sei eine Spezialität von ihm. Dabei wußten seine Landsleute genau, daß er das nur meldete, weil er nun einen ganzen Tag an dem abgezählten Brot, Salz und kleinen Pfennig zu verzehren hatte.

Wie dem Adam seine Landsleute das also hinter ihm her so bedeuten, kam einer auf den Gedanken, daß man eigentlich mal für den langen Ziegelbäcker sammeln könnte. Das war ein guter Vorschlag und war es auch wieder nicht. Denn erstens war die Bereitwilligkeit, etwas zu geben, nicht ganz einstimmig und zweitens: wie sollte man dem Adam die Spende übermitteln? So geradeaus als Almosen ging ja nun auch wieder nicht . . .

Ja, wie wär' denn das, wenn ein nobler Herr aus dem „Wellenhof" nebenan, so ein Kurgast mit Auto und Segelyacht, dem Wirt vom „Kränzchen" vierzig Eier heimlich zugesteckt hätte für einen Kinderreichen von den Kh-Lern. Das wär' doch gar nicht so schlecht. Da brauchte von ihnen angeblich keiner was von zu wissen, und der Ziegelbrenner konnte sich das Schamrotwerden sparen . . .

Na, und so machten sie das denn auch. Es kamen zwar keine vierzig Murmeln zusammen, weil der Weichenwärter Vogler aus Hochweisel gar nichts rausrückte und ein paar andere nur einen Fünfziger auf den Teller schmissen. Aber etwas über 36 gab es doch und die wurden dem Euler Adam oben auf seine Bude gelegt. Auf den diesbezüglichen Zettel schrieb der Kränzchenwirt, daß er die Sache strengstens geheim gehalten habe . . .

Dem war also geholfen, der hatte jetzt für sechs Tage prima Taschengeld! Und weil gute Taten auch den Spendern Laune zu machen pflegen, hatte man bis zum Abend was zu kichern und zu tuscheln.

Nun muß man aber mal lauschen, wie das weiterging! Steht doch da nach dem Nachtessen — es hatte Schlachtplatte gegeben — der Ziegelbäcker Adam auf und erklärt, er hätte 'ne Postanweisung dorhin abgeholt . . . (Postanweisung abgeholt — man höre!) Fünfundreißig hätten seine Brüder in Friedberg abfallen lassen als Zuschuß für seinen Urlaub . . . Na, und da hätte er nun für das Geld auch ein Fäßchen Bier auflegen lassen, eins von sechzig Liter. Das könnte auf Speck und Sauerkraut nichts schaden. Niederhaupt, wo sonst doch keiner mal einen Schoppen riskiert . . .

Da blieb den Landsleuten das Adam aber der letzte Rest ihrer kümmerlichen Gehässigkeit vollends weg. Krieat da einer fünfunddreißig Mark' zusammelt, weil er eine arme Laus ist und hyendiert sie glattweg wieder an sich! Und kobil Hegar noch von seinen Brüdern in Friedberg . . .

Aber sie wurden fertig mit den sechzig Litern. Der Weichenwärter Vogel trank sogar am meisten. „Auf deine Brüder!" wollte er gerade sagen, da war für ihn, weil er mittags nicht mal einen Roten gegeben hatte, der Hahn abgestellt. Die anderen schickten ihre Frauen ins Bett und hielten sich an ihr selbstgezahltes Freibier.

Sowas hätten nun die Vorigen wieder nicht gemacht, dachte der Kränzchenwirt und sagte, wie sie bald auf dem Trockenen waren, noch aus eigenem ein Fäßchen von zwölf Liter zu . . .

Wer höflich reist, reist unbequem . . .

Philosophie eines Flegels über den Umgang mit Ferienreisenden
Von Jo Hanns Rösler

Wenn du reist, so bedenke zuerst eins: wer höflich reist, reist unbequem. Der Fensterplatz am Sonntagzug ist der Beweis für den unbesorgten Muskel.

Vor dem Fahrkartenschalter steht eine lange Reihe. Du mußt dich leider hinten anstellen, falls du nicht einen Schalterbeamten findest, den du mit dem Ruf „Schnell eine Karte nach Pirna! Mein Zug fährt in einer Minute!" verwirrst und er dich außer der Reihe bedient.

Mußt du dich aber hinten anstellen, so kannst du mit dem spitzen Ellbogen trefflich an die Vordermänner bohren, falls es dir gelingt, den Ellbogen am richtigen Platz seitwärts in den Bauch des Auserwählten anzusetzen. Dreht er sich höfe um, hast du schon gewonnenes Spiel. Entschuldige dich, daß du leider von hinten gedrängt wurdest und schon bist du vor ihm, während du freundlich mit ihm plauderst. Wenn man es geschickt macht, kann man leicht zehn Wartende überholen: Frauen und Kinder schiebt man einfach glatt nach hinten.

An der Sperre zum Bahnsteig wuchte deinen Koffer gegen die Kniekehle des vor dir Stehenden. Wenn dann der Vordermann sich empört umdreht, benutze man die so entstehende Lücke und laufe schnell an ihm nach vorn vorbei.

Hast du glücklich im überfüllten Zug einen Fensterplatz unter kühner Nichtachtung aller Umgangsformen erobert — glaube mir, es dankt dir keiner, daß du ihm nicht beim Einsteigen auf die Zehen getreten bist — so versuche, seitwärts noch mindestens einen Platz dazuzuerobern. Man sichert sich diesen Platz am besten beim Einsteigen durch Belegen mit Kleiderstücken und verteidigt den Platz durch ein grobes „Besetzt!" Mitreisende, die Platzsuchende auf den freien Platz im Abteil aufmerksam machen, trete man kurz, aber heftig gegen das Schienbein. Für die eigene Person achte man aber keineswegs auf belegte Plätze, sondern schiebe einfach den Koffer oder was dort liegt, beiseite, werfe den Hut aus dem Fenster und dann kannst du getrost behaupten, der Platz wäre nicht belegt gewesen. Das Gegenteil kann dir niemand beweisen.

Schwere und übermäßig breite Gepäckstücke baue in eine möglichst entfernte Gepäcknetz. Aengstlichen Mitreisenden, die sorgenvoll nach oben sehen, erkläre einfach, daß im Koffer sowieso nichts Zerbrechliches sei. Wenn dann aber der Koffer doch abrutscht und jemandem auf den Kopf fällt, so freue dich, daß er nicht dir auf den Kopf gefallen ist.

Einen nassen Schirm lege keinesfalls über deinen Platz; Nasse Schirme tropfen oft und dies besser deinem Gegenüber auf den grauen Hut als dir auf die weiße Weste.

Wird die Luft im Abteil sehr heiß, so ziehe getrost Rock und Weste aus. Die Hosenträger abzumachen ist unnötig, da sie ja nicht übermäßig wärmen. Die Schuhe hingegen streife ruhig ab.

Gelesene Zeitungen und Zeitschriften verleihe man nicht, sondern biete sie seinen Mitreisenden zu ermäßigtem Preis an. Sonst wirf sie lieber aus dem Fenster.

Kirschkerne und Apfelsinenschalen werfe man unter die Bank. Man findet von weitem dann seinen Platz leichter. Sitzt man nicht am Fenster, sondern in der Mitte des Abteils, so ist es in der Kirschenzeit allerdings ein besonderes Vergnügen, die Kirschenkerne an der Nase der anderen Leute vorbei durch das offene Fenster zu spucken. Wer sinnmal spuckt, trifft zweimal bestimmt.

Sitzt ein junges hübsches Mädchen mit dir im Abteil, so gab 'ran wie Blücher! Lehnt sie zärtliche Annäherung ab, so sage einfach „Auch gut!" und würdige sie keines Blickes mehr, geschweige, daß du ihr den Koffer herunterzuholen dich unterstehst. Ist das Mädchen aber nicht jung und nicht schön, so behandle sie, wie du deine eigene Frau behandelst. Dich kennt ja hier niemand!

Reist du mit deiner eigenen Frau und ein Herr bietet deiner Frau seinen Platz an, so nimm seine Notiz von diesem Vorgang, allenfalls mustere den Höflichen von Kopf bis Fuß mißtrauisch. Der nächste Platz, der dann frei wird, gebührt dir! Dazu ist der Höfliche ja aufgestanden.

Menschen haben Anstand. Der Flegel hat seine Bequemlichkeit. Jedem das Seinel

Dies nebenbei

Mit den Schriftleitern geht es einem wie mit den Geistern, die man ruft und die man hinterher nicht wieder los wird. Natürlich freue ich mich, daß ich jede Woche diese Spalte mit einer Plauderei füllen kann, wenn auch alles, was da geschrieben steht, nu „nebenbei" erwähnt wird. Aber schließlich ist man ja auch kein Karrengaul und man möchte einmal ausspannen. Ferien machen. Das ist doch verständlich. Aber da drahte die Schriftleitung: „Was heißt Ferien machen! Der „7. Tag" wird auch gedruckt wenn schönes Wetter ist. Also her mit „Dies nebenbei". Dies nebenbei zu Ihrer Unterrichtung! Was tut man, wenn man Aerger vermeiden will und keine Schreibmaschine zur Hand hat? Man nimmt eines Bleistift, legt sich in den Sand und versucht es mit ungelenker Handschrift . . . Aber dies nur nebenbei!

*

Hier an der See passiert nämlich nichts. Gestern habe ich einen alten Seebären gefragt, was es Neues gibt. Hat der seine Hände in die Taschen gestemmt, den Prim aus der Backe genommen und haarscharf an meiner Nase vorbei ins Meer gespuckt: „Neues? Kieken' se mal lange und anjestrengt immer uff eenen Punkt ins Meer. Wenn's Abend wird, sehn'se dann ne Seeschlange". Sprach's und ging vorüber. Aber die Seeschlange tat mir den Gefallen nicht. Ich hatte die Ueberschrift für den Artikel der Zeitung schon fertig. Schade. Nun kann ich nur so nebenbei vermerken, daß die Seeschlangen anscheinend ausgestorben sind. Wahrscheinlich werden sie in unserem Zeitalter zu wenig geachtet. Früher hat man sie als sommerliches Paradestück sehr gern gehabt. Unermüdlich wurde sie beschrieben. Manche hatten sie so gesehen, daß man nicht wissen konnte, wo der Kopf anfing und der Schwanz aufhörte. Sie kamen kein Ende dran finden. An der Schlange nicht und an den Beschreibungen. Sicher ist sie jetzt ausbeschrieben. Nun ist sie vor Langerweile gestorben. Möge sie auf den tiefen Grunde des Meeres ausruhen von ihren „aufregenden" Abenteuern . . .

*

Manche Menschen sollen, wenn sie Wasser sehen, in Betrachtungen verfallen. Unwillkürlich und automatisch. Beispielsweise über das Thema: „Wie sich die Zeiten doch ändern . . ." Natürlich ändern sich die Zeiten! In jeder Hinsicht. Da ist zum Beispiel das Baden. Wie lange kennt man eigentlich das Seebad? Die erste deutsche Seebadeanstalt wurde im Jahre 1793 in Doberan in Mecklenburg eröffnet. Man glaubte, sich nur sehr kurze Zeit, etwa 3 bis 5 Minuten im Wasser aufhalten zu dürfen, und eine Badeszene ging zu der Zeit etwa so vor sich: Das „Badegefter" wurde in ein großes Tuch gehüllt und von zwei Badefrauen an Kopf und Füßen hochgehoben und in die anrollenden Wellen getaucht. Der „Mutige" hatte das Vergnügen, hinterher ob seiner Heldentat noch bestaunt zu werden. Denn eine Druckschrift aus derselben Zeit nennt das Baden „ein gar gefährlich Spiel", und fügt hinzu, daß das Seebad nur für Kranke, die durch den Biß toller Hunde der Tollwut verfallen wären, von besonderem Nutzen sei . . .

*

Da laufen eben fünf schlankgewachsene junge Mädels, sonnenverbrannt, an meiner Nase vorbei und springen, übermütig lachend, mit einem Satz in die kühlen Fluten. Das ist nichts Besonderes, meinen Sie? Natürlich nicht. Aber unseren Müttern wäre es noch etwas besonderes gewesen. Sie hätten sich nicht wenig entsetzt über solch „frivolen Luxus". Und dann auch — und vor allem! — der Teint! Nein, das war nichts für das zarte Geschlecht. Und wenn es dennoch einige ganz „Neumodische" wagen sollten, dann unter solchen Umständen, wie sie Dr. E. Bussard in einem interessanten Aufsatz im Juli-Heft von Velhagen und Klasings Monatshelten schildert. Kleider, Hut, Schuhe, sogar Strümpfe trugen die „Schwimmerinnen" dieser Zeit! Und was war geschehen, als sich im Jahre 1910 (nein, nicht, 1810) die Zeitungen über eine schändliche Unsitte aufregten? Damen hatten an öffentlichen Wettschwimmen teilgenommen! Hinter riesigen Tüchern verdeckt, wie Mumien eingehüllt, wurden sie an den Rand des Beckens geleitet, schwammen ihre Bahn und wurden in derselben Form wieder fortgeleitet. Und heute bekommen die Kinder schon in der Schule Schwimmunterricht, jedes Mädel „schwimmt sich frei". Nur dreißig Jahre liegen dazwischen. Man sieht, die Zeiten ändern sich . . .

*

Heilbäder hat es schon länger gegeben. Die älteste Nachricht über das Bad Wildungen stammt aus dem Jahre 1378. Und der Besuch von Heilbädern scheint gar nicht so ungewöhnlich gewesen zu sein, wie man zunächst meinen kann. Im Gegenteil, es wuchsen die Ansprüche der Badegäste in einer Weise, daß es dem Gastwirt aus Gastein zu bunt wurde: Er schrieb: „Ich weiß nicht, was die Leute heutzutage alles begehren. Sonst waren gar viele froh, wenn sie in Gastein auf Heu schlafen konnten. Die Vornehmen legten sich zwei und zwei in ein Bett, und solcher Betten standen zwei bis drei in einem Zimmer. Jetzt aber will jeder Gast gleich dem größten Herrn sein eigen Zimmer haben . . . Natürlich geht es auch hier nicht ohne einen Seitenhieb auf die Damen ab, die ehedem genau so gern gereist und sich gepflegt zu haben scheinen wie heute. „Es scheint so", meint ein Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, „daß die Weiber viel weniger als die Gäns' und Enten des Wassers entraten können . . ." Das kann natürlich für unsere Damen nur ein Kompliment sein.

*

Nebenbei einen schönen Gruß vom Strand!

Jo-Jo.

Der 7. Tag geht mit auf Reisen

Schnappschüsse aus der Ferienzeit

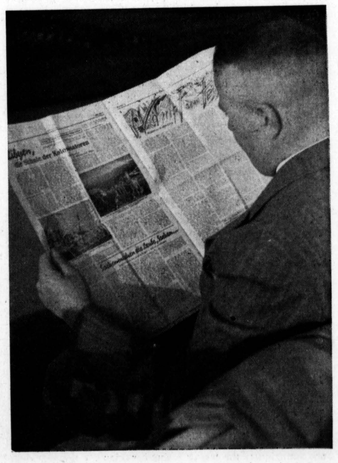
So sehr man es in der Ferienzeit im allgemeinen darauf antagt, von den Bindungen und Gewohnheiten des Tags unabhängig zu sein, so sehr man sich daher bemüht, in der Sommerfrische ein ganz neues Leben zu führen und alles das zu vergessen, was an zu Hause erinnert, in eben solchem Maße gibt es gewisse Dinge, die trotzdem nicht entbehrt werden können. Da ist es vor allen Dingen die Post, die man sich nachsenden läßt, und mit dieser Post in erster Linie die Zeitung und natürlich auch den „7. Tag".

Unsere Expedition arbeitet zurzeit mit erhöhter Intensität. Sie hat viel umdirigieren und viele neue Adressen zu schreiben, sind doch zahlreiche Wünsche laut geworden, den „7. Tag" auch in der Ferienzeit lesen zu können. Um diese erfreuliche Tatsache im Bilde festzuhalten, baten wir unseren Fotografen Meinhard Fenske auf die Reise geschickt. Schon als er auf den Bahnhof kam, konnte er eine nette Szene mit der Kamera festhalten. Der junge Mann, den wir da im Bilde sehen, ist so in die Lektüre des „7. Tages" vertieft, daß er beinahe den Zug verpaßt hätte. Da kann man nur mit Faxen Kanten sagen: „Sachen machen die Leute! Sachen . . ."

Und der Chauffeur? Ihm geht es ähnlich. Er sitzt auf dem Trittbrett seines Wagens, vergißt alles um sich herum und hat seine Freude an den vielen unterhaltenden Dingen, die der „7. Tag" bringt. Nicht anders die Großmutter im Liegestuhl. Sie hat gerade die Wibseite aufgeschlagen und lächelt so verschmitzt, daß es ganz gewiß eine Art hat. Aber auch „die Welt der Frau" findet, wie man sieht, in der Ferienzeit ebenfalls starke Beachtung. Muß das schön sein, sich so in den Sand legen zu können und das Neueste über die Mode und ähnliche Dinge in Erfahrung zu bringen. Ebenfalls der Herr Direktor, der mit einer dicken Zigarre bewaffnet, soeben die ihm nachgesandte Post öffnet, stürzt sich sofort auf die Lektüre des „7. Tages". Und so fort . . . und so fort . . .

Niemand will den „7. Tag" in seiner Ferienzeit vermissen. Und so wandert er denn nach Nord und Süd, nach Ost und West, in die Kreuz und Quer. Es ist dies ein schönes Zeichen dafür, daß das Band zwischen Leserschaft und Schriftleitung ein sehr enges und freundschaftliches ist. Das geht auch nicht zuletzt aus den vielen Zuschriften hervor, die wir aus allen Leserkreisen unserer illustrierten Beilage in so reichem Maße bekommen. Wenn Du einen Wunsch hast, schreib ihn uns obenfalls. Wir werden ihn erfüllen, wenn es nur irgend in unseren Kräften steht. Um weiter aufzuzeigen, mit welcher liebevollen Anteilnahme der „7. Tag" in den Ferien gelesen wird, werden wir in den folgenden Nummern noch einige Aufnahmen veröffentlichen, die unser Photoreporb während seiner Zeit auf die in Ferien gefahrenen Leser des „7. Tages" gemacht hat. Auch aus diesen Photographien wird dann hervorgehen, daß der „7. Tag" von allen Abonnentenkreisen gern gelesen wird.

Dr. Rtg.



Der 7. Tag spricht mit der Deutschen Lufthansa:

Lisbeth wird Luft-Stewardeß

Auch „über den Wolken" bewährt sich die „zarte Hand" — Ein neuer, schöner Beruf für junge Mädchen

Bei der Deutschen Lufthansa sind die ersten Stewardessen eingestellt worden. Sie verrichten auf allen Großflugzeugen und auf Langstrecken ihren Dienst. Für hübsche junge Mädchen, die etwas können, bietet sich ein neuer, schöner Beruf. Vielleicht sieht auch einmal eine Leserin den „7. Tages" als Luft-Stewardeß stolz auf ihr Vaterhaus herab, wenn sie im Flugzeuge ihren Dienst tut. Unser sk-Sonderberichterstatter meldet uns aus Berlin:

*

Die erste deutsche Luft-Stewardeß

„Die Deutsche Lufthansa hat sich entschlossen, nunmehr auf ihren Großflugzeugen ebenfalls Stewardessen einzusetzen. Zur Zeit sind sie nur auf der FW 200 tätig. Es ist jedoch beabsichtigt, sie auf weiteren Großflugzeugen einzusetzen, sobald die Lufthansa über die erforderliche Anzahl von Großflugzeugen verfügen wird. Das wird in einigen Monaten der Fall sein. Ihre Verwendung erfolgt aber auch dann ausnahmslos nur auf den großen Verkehrsstrecken, auf denen sich bei der Anzahl der Fluggäste und der Einrichtung der Maschine eine Betreuung der Reisenden durch Stewardessen empfiehlt. Daher wird man sie nur in den Großflugzeugen finden, die von Berlin über Hamburg nach London oder über Köln nach Amsterdam und Paris, nach Kopenhagen oder über München nach Rom, ferner nach Warschau und nach dem Balkan verkehren, dazu auf den deutschen Langstrecken, die mit den neuen Großflugzeugen beflogen werden, nach Danzig, Frankfurt am Main, München usw. Auf den kürzeren deutschen Strecken wie von Gleiwitz und Breslau nach Berlin und umgekehrt, auch nach Halle/Leipzig oder Nürnberg werden daher Stewardessen zunächst nicht den Reisenden zur Verfügung stehen."

Die Luftstewardeß ist zu 80 Prozent Betreuer der Reisenden. „Danach steht sie nicht nur zur Bedienung der Flugreisenden mit Speisen und Getränken bereit", so sagten wir den uns Auskunft gebenden Beamten der Deutschen Lufthansa in Berlin weiter. „Nein, die Stewardeß hat mehr zu tun, als nur zu servieren, erzählten wir zur Antwort. „Ihre Aufgabe ist es vielmehr, den Fluggästen hilfreich zur Seite zu stehen, wenn sie irgend ein Anliegen haben oder Hilfe notwendig ist. Die Luftstewardessen müssen daher auf alle Fragen des „Wo zur Zeit" und „Wohin kommen wir", aber auch auf die Frage „Wie am besten weiter" sichere Auskunft geben können. Sie müssen die Reisenden über die günstigsten Luftverkehrs- und Eisenbahnanschlüsse beraten, müssen ihnen schöne deutsche Städte und Landschaften nennen und empfehlen können, müssen über deutsche Hotels und Gaststätten Bescheid wissen und auf so manche weitere Frage Rede und Antwort stehen, die viel weiter geht als nur Bedienen, die im wahrsten Wortsinne ein Betreuer sind, zu 80 Prozent besser „Dienst am Kunden" und fremdenverkehrspolitisch wichtig.

In Flugzeugen nur Menschen mit Bildung und Charakter

Selbstverständlich können wir daher nur ganz besonders geeignete junge Damen als Luftstewardesse gebrauchen, die viel Können und wirkliche Bildung mitbringen müssen, aber auch in erster Linie charakterlich und gesundheitlich geeignet sind. In Flugzeugen braucht man nur Menschen mit Bildung und Charakter. Die Luftstewardeß muß auch dann voll auf ihrem Posten sein, wenn das Wetter einmal böig ist. Nach der notwendigen Ausbildung an Land haben wir die ersten deutschen Luftstewardessen zunächst einmal auf die praktische Reise geschickt, nach Hamburg und London, nach Köln und Amsterdam und Kopenhagen, jüngst auch nach München. Diese Reise war die erste Dienstreise einer deutschen Luftstewardeß. Bald werden wir ihnen aber auf allen deutschen Großflugzeugen und auf Langstrecken begegnen, und wir glauben, daß auch unsere Erfahrungen mit ihnen gut sein werden!"

„Ständigen Kunden" wird gratuliert!

Bisher kannte man die Luftstewardessen nur auf amerikanischen Luftverkehrslinien und in Holland. Die Erfahrungen, die dort gemacht worden sind, waren ausgezeichnet. Der „Luftsäugling" fühlt sich schon beim Betreten der Kabine sicher und geborgen, wenn er von der Stewardeß mit liebenswürdigem Lächeln und freundlichen Worten der Begrüßung empfangen wird. Der „ständige Kunde" fühlt sich wie zu Hause, wenn diese Begrüßung aus alter Bekanntschaft besonders herzlich ist. Amerikanische Stewardessen führen über ihre Tätigkeit sogar genau Kartei und gratulieren ihren Gästen zum Neujahr oder zum Geburtstage, allerdings nicht, ohne auch daran zu erinnern, bald wieder einmal eine Flugreise zu machen und sie dazu einzuladen.

Werden Stewardessen gern geheiratet?

Dieser neue Beruf für junge Mädchen erfordert eine recht anständige Portion von Allgemeinwissen, denn die Stewardessen müssen hunderterlei von Fragen absolut sicher und verbindlich beantworten können. Der eine will wissen, ob das Flugzeug sicher wieder aus dem Nebelmeer herauskommt, in dem es gerade fliegt, ein anderer will den Namen der kleinen Stadt wissen, die links vom Tragflächenende unten vorüberzieht, möglichst noch historische und wirtschaftliche Einzelheiten. Daneben muß die Stewardeß auch allerlei kleine „Unglücksfälle" vermeiden helfen, die mit der Höhe zusammenhängen, in denen das Flugzeug dahinzieht. Wenn schwache Seelen während eines böigen Fluges „erbleichen", muß die Stewardeß ebenfalls eingreifen und helfen, so gut es geht, sie allein darf nicht in den gleichen Zustand verfallen. Als die erste deutsche Luftstewardeß kürzlich auf ihrer ersten Dienstreise nach München gefragt wurde, ob ihre holländischen Kolleginnen in Amsterdam, von denen sie bei ihren Ausbildungsflügen besonders herzlich aufgenommen wurde, ihr auch erzählt hätten, was man sich in ganz Holland erzählt, daß sie nämlich schnell weggeheiratet würden, da hat sie herzlich gelacht und erwidert: „Da braucht die Lufthansa keine Sorge zu haben. Mir gefällt mein Beruf so gut, daß ich ihn gar nicht aufgeben möchte!" Allerdings hat sie auch, so wird dazu noch berichtet, hinzugesetzt: der Richtige sei aber bisher noch nicht gekommen!"

„Der rollende Oberkellner"

Können Sie Betten bauen? - Schlafwagengeheimnisse technisch betrachtet

Unsere J. S.-Mitarbeiterin hatte Gelegenheit, sich für den „7. Tag" mit einer führenden Persönlichkeit der Mitropa über die Ausbildung der Speisewagenkellner und Schlafwagenschaffner zu unterhalten.

Wenn man an einen Schlafwagenschaffner die Frage richtet, ob er Betten machen bezw. (fachmännisch ausgedrückt) Betten bauen könne, so wird er wahrscheinlich zur Antwort geben: „Das wär' gelacht!" Es wäre natürlich gelacht, wenn er es nicht könnte, da das Betten bauen nun einmal zu seinen Obliegenheiten gehört — und doch wird diese Frage an den Schlafwagenschaffner gerichtet — wenn er nämlich auf der Schulbank sitzt . . .

Wer auf Reisen im Speisewagen sitzt oder über Nacht im Schlafwagen fährt, ist immer wieder erstaunt, wie tadellos hier alles „klappt". Es ist, als wenn die Schlafwagenschaffner und die Speisewagenkellner alle schon seit Jahrzehnten ihren Dienst versehen, niemand merkt es, daß manchmal einer darunter ist, der seine erste „selbständige" Fahrt, zum Beispiel als Schlafwagenschaffner, macht — es klappt auch hier alles ausgezeichnet! Das wäre restlos nicht möglich, wenn nicht die Mitropa ihren Speise- und Schlafwagenpersonal die sorgfältigste Ausbildung und Vorbereitung zuteil werden ließe, wenn sie nicht darüber hinaus selbst ihre seit Jahren schon Dienst tuenden Leute im Winter, während der stilleren Reisemonate, zu Schulungskursen zusammenfassen würde, in denen ihre Kenntnisse vertieft und sie auf allen Wissensgebieten ihres Berufs auf dem Laufenden gehalten werden.

Nur wenige wissen, daß Speisewagen-Kellner und Schlafwagen-Schaffner der Mitropa eine regelrechte Ausbildung durchmachen müssen. Eins ist gewiß schon jedem Reisenden aufgefallen: daß diese Leute immer ausgeruht und nett aussehen. Es sind fast immer gutgewachsene Erscheinungen mit hübschen, intelligenten Gesichtern, und sie sind sicher und gewandt im Umgang mit dem Reisenden. Woher kommt nun der Nachwuchs an diesen Kräften, die für ihren Beruf eine ganz besondere Eignung mitbringen müssen?

Die meisten von ihnen waren schon bei der „Mitropa" tätig — meist in irgend welchen anderen Abteilungen des vielverzweigten Betriebes. Die Nachwuchserziehung geht so vor sich. Zum Beginn des Sommerfahrplans wird zum Beispiel festgestellt, daß eine bestimmte Anzahl von Kellnern und Schlafwagenschaffnern fehlt. Gerade die Bereitstellung der letzteren ist besonders wichtig, da sie völlig selbständig ihren Wagen betreuen müssen. Im Beginn dieses Sommers zum Beispiel wurden 60—70 geeignete Leute gebraucht. Daraufhin werden von all den verschiedenen Abteilungen der Mitropa Angestellte in Vorschlag gebracht, die sich zur Ausbildung für diese Laufbahn eignen würden.

Eines Tages steht der „Prüfling" vor der Prüfungskommission im Hauptgebäude der Mitropa in Berlin. Er hat noch gar nichts gelernt, und doch wird hier die erste Prüfung über ihn verhängt, die zeigen soll, ob er sich für die in Aussicht genommenen Aufgaben eignet. Natürlich steht alles in den Akten — und doch fragt man ihn eingehend über seinen Lebenslauf, sein Alter, seine Vorbildung, seine Berufswünsche für die Zukunft. Aus der Art und Weise, wie der Mann antwortet, lassen sich die ersten Schlüsse ziehen: man sieht, ob er nervös ist, ob er sich gut ausdrücken kann, ob er ein richtiges Deutsch spricht. Im allgemeinen sollen die jungen Anwärter 28 bis 35 Jahre alt sein, also schon eine gewisse Berufserfahrung hinter sich haben. Unbedingt notwendig ist, daß sie neben der deutschen Sprache wenigstens eine Fremdsprache beherrschen. Ist dies nicht der Fall und wollen sie sich trotzdem bei besonderer Eignung für den neuen Beruf entscheiden, so müssen sie sich zur Erlernung einer Fremdsprache verpflichten!

Dann beginnt die Ausbildung, und zwar gleich mit der Praxis: der Speisewagen-Kellner beginnt als Hilfskellner, der zukünftige Schlafwagen-Schaffner wird einem alten, erfahrenen Schlafwagenschaffner zugeteilt, hat mit diesem mehrere Fahrten zu machen und soll dabei nichts anderes tun als aufpassen. Fragen stellen, sich anlernen lassen. Schon dabei zeigt sich meistens, ob jemand für diese Aufgaben geeignet ist oder nicht: der eine kann vielleicht die vielen Wünsche und Fragen der Reisenden nicht vertragen und wird nervös dabei, der andere wieder merkt, daß ihm die ganze Tätigkeit nicht zusagt. Und wieder andere zeigen, daß sie das Zeug haben, ein tüchtiger Speisewagenkellner oder Schlafwagenschaffner zu werden: sie sind in ihrem Auftreten sauber und gewandt, wissen rasch, was sie alles für Pflichten haben — und nach wenigen Fahrten wird ihnen zum ersten Male selbständig ein Schlafwagen anvertraut.

Der erste Schluck ist der beste. Hat sie das von ihrem Manne gelernt? (Foto: Fenske.)

Freilich bleibt auch hier noch immer eine Kontrolle und Ueberwachung des Neulings bestehen, die durch besondere Beamte der Mitropa durchgeführt wird, die ihrerseits den jungen Schaffner oder Kellner auf seinen ersten Fahrten begleiten und kontrollieren, ob er alles richtig macht.

Die Erfahrung zeigt, daß die Mitropa mit ihrer sorgfältigen Auswahl des Nachwuchses für den Speisewagenkellner- und Schlafwagenschaffnerberuf recht hat. Man kann mit Freude feststellen, daß es sehr selten Beschwerden gibt, und das Publikum merkt überhaupt nicht, ob ein Kellner oder Schaffner seine erste oder seine hundertste Fahrt macht! Und das ist gut so. Deshalb können wir uns immer mit besonderem Vertrauen der Sorge des gewissenhaften Speisewagen- und Schlafwagenpersonals anvertrauen.

Wie sieht mein Liebster aus?

Hochzeitsorakel für Ferienreisende

Ein richtiges Mädel träumt auch heute — wie ihre Großmütter und Urgroßmütter vor Jahrzehnten und Jahrhunderten — von Verlobung, Hochzeit und Ehe. Es wird sich die Erfüllung dieses Wunschtraumes nicht mehr in Rosarot und Himmelblau ausmalen und lieber auf der festen, sicheren Ebene der Wirklichkeit verweilen, statt sich in die Sphäre des Märchens zu versteigen. Trotzdem kennt man auch heute noch mancherlei Orakel und glückbedeutende Vorzeichen, die man in der Brautzeit beachten muß. Namentlich auf dem Lande haben sich in dieser Beziehung viele Sitten und Bräuche erhalten, die tief im Volkstum verwurzelt sind und für die glückliche Braut oder die, die es werden will, besondere Bedeutung erlangen.

Wenn sich beim Spaziergang im Kleidersaum des Mädchens ein Dornenzweig einhakt, so daß der Rocksaum nach außen umschlägt, wird der Zukünftige ein Witwer sein. Geht dem jungen Mädel das Schürzenband auf, so weilt der Liebste in Gedanken bei ihr, auch wenn ihr die Ohren klingen, denkt er zärtlich an sie. Löst sich aber das Schuhband, so muß sie mit Untreue des Zukünftigen rechnen, und fällt ihr gar eine Haarnadel aus den aufgeflochten Flechten, so wird der Liebste von ihr ersehnt. Fliegt einem jungen Mädchen ein Marienkäferchen auf die Hand, so wird es sich hüten, das Tierchen fortzuscheuchen, denn es nützt ihm die Brautkandschuhe an, und aus der Richtung, nach der der Käfer dann fortfliegt, wird der Zukünftige kommen. Ueber die Gestalt des künftigen Freiers gibt ein Scheit Holz Auskunft, das man mit verbundenen Augen aus einem Holzstoß zieht. Je nachdem, ob es gerade oder krumm, kurz oder lang, dick oder dünn ist, wird auch die Gestalt des Künftigen beschaffen sein. Die jungen Burschen können natürlich auf gleiche Weise das Orakel befragen, wenn sie etwas über ihre künftige Frau wissen wollen. In manchen Gegenden nehmen die Burschen auch statt des Holzscheits eine Raunlatte, die unter frommen Wünschen aus den Boden gerissen wird.

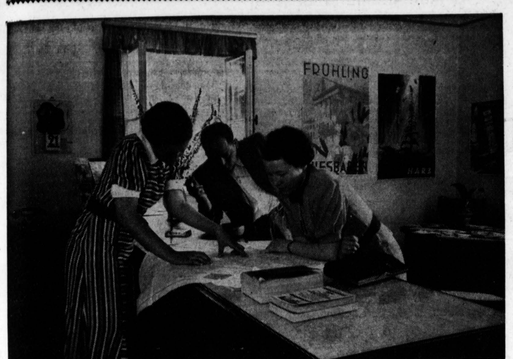
Die Hauskatze, die nach dem Glauben unserer Vorfahren der Liebes- und Ehegöttin Freya heilig war, ist den Bräuten besonders hold. Mädchen, die Katzen lieben, sollen hübsche Ehemänner bekommen und viel Glück im Ehestand haben. Läuft eine fremde, schwarze Katze ins Haus, so gibt es bald Hochzeit. Sehr verbreitet und beliebt ist auch das Apfelorakel. Man muß einen Apfel in einem Zuge abschälen, ohne daß die Schale zerreißt, und diese dann hinter sich werfen. Aus der Figur, die sich dann bildet, kann man die Anfangsbuchstaben des Namens des Zukünftigen erraten.

In Bayern gibt man dem Bräutigam den Rat, der Auserwählten keine Bücher zu schenken, weil sonst die Liebe „verblättert". Natürlich dürfen auch keine spitzen Gegenstände unter den Brautgeschenken sein. Das Mädchen, das im Scherz einen Brautkranz aufsetzt, ohne selbst Braut zu sein, wird niemlas geheiratet werden; und auch wer Myrte baut, wird niemals Braut. Die junge Braut soll ihr Hochzeitskleid nicht selbst anfertigen, denn sonst würde sie Unglück in der Ehe haben. Es ist auch für die künftige Ehe nicht gut, wenn die Brautleute ihrem eigenen Aufgebot beiwohnen.

Selbstverständlich beschäftigt sich der Glaube ar geheimnisvolle Vorzeichen auch mit den Wochentagen, die man für die Trauung auswählt. In Süddeutschland gelten Montag, Dienstag und Donnerstag als die besten Hochzeitstage. „Donnerstagsheirat — Glückskerat!" sagt dort ein Sprichwort. Die Serben und Wenden dagegen halten Freitag für den günstigsten Tag und schreiben dem Donnerstag eine unheilvolle Bedeutung zu: „Wenn man am Donnerstag freit, donnert's in der Ehe!"

Fabllos sind die Vorschriften, die die Hochzeitsleute beim Einzug in die Kirche und während der Trauungszeremonie beachten müssen. Wenn sie hier jeden Rat, den weise Mütter und Tanten für nützlich halten, befolgen würden, so hätten sie gar keine Zeit zur Andacht. Besonders der junge Ehemann muß aufpassen, daß er vor dem Altar nichts falsch macht, sonst könnte es leicht passieren, daß er unter den Pantoffel gerät. Beim Betreten des Gotteshauses muß er als erster den Fuß über die Schwelle setzen, sonst wird er seine Frau immer unterlegen sein. Beim Ringewechseln muß seine Hand oben bleiben, und beim Verlassen der Kirche muß er es so einrichten, daß die Braut um ihn herum geht, dann wird er immer im Mittelpunkt ihrer Gedanken stehen. Selbstverständlich darf es auch nicht vorkommen, daß die Braut ihrem Auserwählten das Versehen auf den Fuß tritt, sonst wird sie später unleidbar über ihn den Pantoffel schwingen.

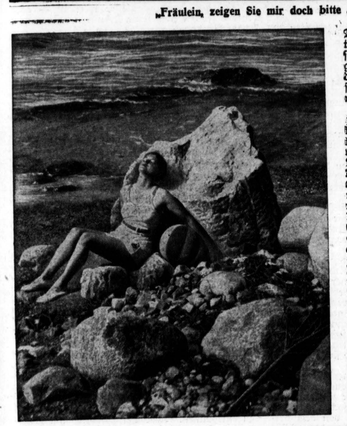
Natürlich gibt es heute kaum einen jungen Menschen, der sich von diesen Bräuchen beeinflussen läßt. Die Gestaltung der Ehe hängt nicht von guten oder bösen Vorzeichen, sondern von den beiden Menschen ab, die den Lebensbund schließen wollen. Aber die Beschäftigung mit diesen Bräuchen vermittelt ein Stück echten, gesunden Volkstums, und ihr Zweck ist ja auch erfüllt, wenn sie zu guten Vorsätzen Anlaß geben.



„Fräulein, zeigen Sie mir doch bitte . . ."

Fräulein Ilse verschenkt Ferienglück

Die Reisezeit bringt den Verkehrsbüros Riesenarbeit — Tausende fragen..., wollen wissen..., möchten gerne..., — und jeder bekommt Rat und Auskunft



Woher das Fräulein auf dem Verkehrsbüro wohl gewußt haben mag, daß die See hier für mich das Richtige ist . . .? so denkt sie hier und alt sich auf den warmen Felsen.

Fotos: Meinhard Fenske (5), Zander, K.

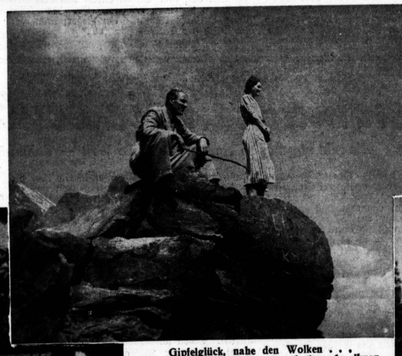
Das Fräulein, das wir besuchten, hieß gerade Ilse, aber was sie aus ihrem Beruf erzählte, gilt für alle, die Annemaries, die Gusts, die Lillys oder welch schönen Namen sie auch tragen mögen.

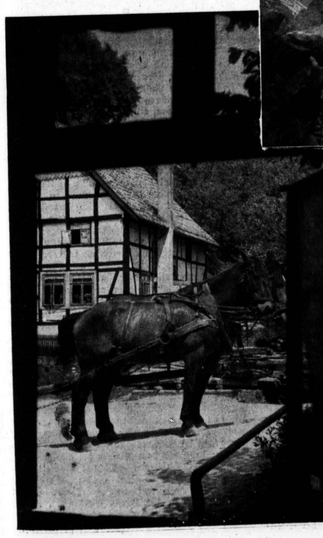
„Na, bei uns ist jetzt Konjunktur" sagt sie, „nur, daß wir kein Kapital daraus schlagen können. Aber dafür haben ja viele gemeinsam ihren Gewinn. Wir sind gewissermaßen nur das große Stellwerk im Reiseverkehr. Wir lenken den Ferienstrom in alle Himmelsrichtungen unseres Vaterlandes. Und mir macht diese Arbeit Spaß, wenn sie auch noch so anstrengend ist. Ich möchte sie gegen keine andere vertauschen. Sehen Sie, wenn einer in diesen Wochen Freude vermittelt, dann sind wir es im Verkehrsbüro, und wenn ich alle die Reisen, die ich für andere schon zusammengestellt, nach ihren Kosten ausgerechnet und dafür Fahrkarten ausgegeben habe, auch wirklich ausführen würde, würde wohl mein Leben kaum dazu ausreichen. Es ist ja nicht immer leicht, bei immer den gleichen und oft unsinnigen Fragen der Kunden freundlich und liebenswürdig zu bleiben; aber die Freude, die es macht, auf so vielen Gesichtern die Vorahnung kommenden Ferienglücks zu lesen, wiegt alle Unbill auf."

Also, das ist Fräulein Ilse. Und wir müssen sagen, sie hat mit keinem Wort übertrieben. Sie steht vom frühen Morgen bis zum späten Abend in der Geschäftsstelle, blättert im Kursbuch, das den meisten Reisenden ein Buch mit sieben Siegeln ist, sucht gewissenhaft die günstigsten Verbindungen, fährt mit den Fingern auf der Landkarte durch alle Täler und über Höhen Deutschlands, rechnet Entfernungen aus, sieht Fahrpreise nach, schreibt Fahrkarten aus und wird nicht müde, so an alle, die kommen, Ferienglück hinzuschenken. Der eine will auf die Berge und fragt nach einem Zug, der möglichst durchfahren soll, so daß er nicht umzusteigen braucht, — er will aber über Fürstenfeldbruck fahren, um dort seine Tante zu besuchen, andere reist es nicht gerne nachts und viele Koffer hat er auch mitzuschleppen — was würden Sie da für einen Rat geben? Oder es will einer an die See, in ein Bad, aber es soll nicht so sehr viel Betrieb sein, denn er will Ruhe haben. Wann denn am ehesten mit schönem Wetter zu rechnen sei (!!!) und wie er seinen Hund Bumpi in der Eisenbahn mitnehmen könne? Oder wieder ein anderer hat nur eine bestimmte Summe Geldes zur Verfügung, ob das ausreiche, um dort und dort hinzukommen, einschließlich Verpflegung? So muß Fräulein Ilse jeden Tag die selbsamsten Begehren und Wünsche sachlich überdenken und auf ihre Möglichkeit prüfen. „Und", so verrät uns Fräulein Ilse, „nichts ist schwerer, als einen Ferienmacher von der Unmöglichkeit seines Planes, den er sich oft in wochenlangen Ueberlegungen ausgedacht hat, zu überzeugen. Dann heißt es: ‚Sehen Sie doch bitte noch einmal nach', oder ‚Erkundigen Sie sich doch noch einmal', und wenn ich auch den Mißerfolg all dieser verlangten Bemühungen im voraus weiß, sa muß ich doch freundlich zum soundsovielten Male nachsehen, mich erkundigen, damit der Kunde aufrichtig zufrieden ist."

Aber alle Mühe lohnt sich, auch die, die das Fräulein vom Verkehrsbüro sich mit ihren Kunden macht. Der Schluß ist dann meistens, daß sie mit der Urlaubs- oder Rundreisekarte in der Tasche, tief befriedigt davon gehen, und das Glück kommender freier Tage strahlt schon hell aus ihrem Blick. Und jeder hat, was er gewollt hat: Der eine die Dampferfahrt in einer idyllischen Flußlandschaft, der andere das Gipfelglück, hoch und nahe den Wolken oder die Gastlichkeit des kleinen Landorts. Und Fräulein Ilse selbst? Sie kann natürlich in diesen Ferienmonaten nicht Ferien machen. Tausende brauchen ja ihren Rat. Erst im späten Herbst, wenn schon fast alle Urlauber wieder daheim sind und der Winterreiseverkehr noch nicht begonnen hat, wird sie ein paar Tage ausspannen können. Daß sie noch schöne Sonnentage erwischt, nicht wahr, daß wünschen wir Fräulein Ilse alle und auch jeder ihrer unermüdlichen Kolleginnen!

Lk.



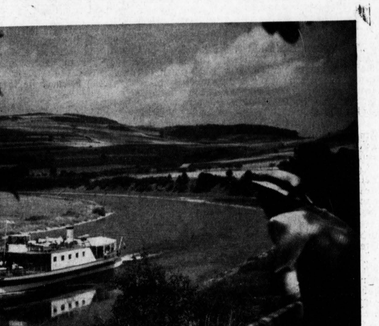


Gipfelglück, nahe den Wolken . . . (Ob sie wohl an Fräulein Ilse denken, das ihnen den Tip gab?)

Fräulein Ilse hat recht gehabt, hier ist der Friede . . .

Die letzten sonnigen Tage

Spät im Herbst, wenn die Kurparks und Waldwege schon leer geworden sind, kann Fräulein Ilse erst Ferien machen.



„Sonniges Land und lachender Fluß, das gibt eine herrliche Fahrt", so hatte es das Fräulein auf dem Verkehrsbüro gesagt

Geheimnisse um funkelnde Diamanten

Abenteuerliche Schicksale berühmter Edelsteine / Von Oskar G. Foerster

2. Fortsetzung

„Der andere Stein aber", fährt Ludwig fort, „ist kaum weniger kostbar. Es ist der „Kleine Regent", ein Diamantstück zu dem Großen Regent", der sich im Besitz des Herzogs von Orleans befindet. Ein Matrose brachte ihn aus Indien, wo er im Auge eines hinduistischen Götzenbildes saß."

Auch diesen Stein nimmt die Gräfin in ihre Finger. Ein Stein von reinstem Wasser, schön geschliffen und blitzend wie ein Bergkristall im Sonnenlicht.

„Gefällt er dir?" fragt der König und streichelt sanft ihren Arm. „Man sagt, daß er ein Talisman für Liebende sei. Mein großer Vorgänger gab ihm den Namen Stein der Zärtlichkeit . . ."

Die Dubarry nickt. „Ja, Sire, er ist rein und kostbar wie die Liebe. Es ist der schönste Stein, den ich je gesehen habe."

„Er soll dir gehören, meine teure Freundin!" sagt der König. „Ich wünsche nur, daß seine geheime Kraft an dir wahr werde und dich beschütze auf allen deinen Wegen."

So wandert einer der kostbarsten Diamanten des französischen Kronschatzes in den Besitz der Madame Dubarry, und die Gräfin hütet ihn als ihr teuerstes Kleinod und als Zeugnis der Liebe des Königs.

Revolution . . .

Wieder ist es Winter, stürmische Nacht im Januar 1793. Im Schloß des Herzogs von Brissac unweit von Paris haben sich die Aristokraten aus Paris eingefunden — eine glänzende Gesellschaft. Träger erster Namen — aber auch eine Gesellschaft der Todgeweihten. In Paris wütet die Revolution. Täglich durcheilen neue Schreckensbotschaften das Land. Das Königspaar ist gefangen, des Königs Freunde büßen ihre Treue auf der Guillotine, der Mob plündert die Schlösser.

Auch Madame Dubarry befindet sich unter den Gästen. Sie ist müde und niedergeschlagen. Die 40 Angestellten, die sie in ihrem Schloß Louveciennes beschäftigte, sind bis auf eine alte Zofe wie die Spreu im Winde zerstoben. Madame Dubarry ist verlassen und einsam wie nie zuvor.

Am späten Abend tritt der Herzog von Brissac auf sie zu. „Gräfin, Sie dürfen nicht nach Louveciennes zurückkehren!" sagt er ernst. „Bleiben Sie bei mir, ich biete Ihnen mein Schloß als Quartier an."

Sie sieht ihn entsetzt und fragend an.

„Ein Bote kam soeben", fährt der Herzog fort. „Ihr Schloß wurde überfallen, die Täter sind unbekannt. Ihre Zofe meldet, daß Ihr gelaniar Schmuck verloren sei . . ."

Todesblässe kriecht über das noch immer schöne Antlitz der Gräfin. „Lassen Sie mich sofort zurückfahren, Herzog!"

In dunkler Nacht fährt die Kutsche mit der Dubarry durch Sturm und Regen nach Louveciennes. Die alte Dienerin kommt ihrer Herrin weinend entgegen. Die Gräfin achtet nicht auf ihre Worte, stürzt in fliegender Hast in ihr Boudoir und öffnet den kleinen Wandschrank, in dem sie ihren Schmuck aufbewahrt.

Leer, alles leer! Der gesamte Schmuck ist geraubt, und vor allem — auch der „Kleine Regent". Die Dubarry glaubt fest an die geheimnisvolle Kraft dieses Steines, sie fühlt sich schutzlos und gefährdet ohne ihn.

Wo blieb der Stein?

Am nächsten Morgen eilt Madame Dubarry zu den neuen Leitern der Pariser Polizei und beschwört sie, ihren Schmuck herbeizuschaffen. Man antwortet ihr mit Spott und Hohn, der Diebstahl wird zu heftigen Angriffen gegen die Dubarry und die Aristokraten benutzt.

Eines Tages aber meldet sich ein Fremder bei der Gräfin. Er kommt aus London und berichtet, der Schmuck der Madame Dubarry sei in London gefunden worden, die Diebe seien verhaftet und der Schmuck sei von der Polizei bei dem Bankhaus Ransom & Morland deponiert worden. Glücklich reist die Gräfin sogleich nach London. Hier aber beginnt eine Kette von rätselhaften Ereignissen.

Ein Londoner Juwelier verschickt der Gräfin, der Schmuck, darunter auch der „Kleine Regent", sei ihm von den Dieben angeboten worden. Er habe aber die Polizei benachrichtigt, die sie verhaftete und den Schmuck sicherstellte. Die Dubarry eilt zur Polizei — man macht Ausflüchte, vertröstet sie auf später und gibt ihr nicht die Genehmigung, ihren Schmuck abzuholen. Pariser Aristokraten, die nach London gekommen sind, und die hier, gänzlich mittellos, leben, wenden sich mit Bitten um Hilfe an die Gräfin. Sie nimmt bei einem anderen Bankhaus beträchtliche Darlehen auf, um diese Bitten zu erfüllen. Die Bank hat keine Bedenken — jedermann weiß ja, daß bei Ransom & Morlan Juwelen im Werte von 300 000 Livres liegen, die der Dubarry gehören . . .

Im Herbst will die Gräfin für einige Wochen nach Paris zurückkehren. Im Dezember will man ihr endlich den Schmuck freigeben. Aber in Paris wird sie verhaftet und vor das Revolutionsgericht gestellt. Sie steht unter der Anklage, ihren Schmuck nach London verschleppt zu haben, um mit seinem Erlös die „Feinde des Volkes" zu unterstützen. Vergeblich beteuert sie ihre Unschuld. Am 8. Dezember 1793 fällt ihr Haupt unter der Guillotine. Wo aber blieb der „Stein der Zärtlichkeit"? Das Londoner Bankhaus behauptet bis heute, den Schmuck der Dubarry niemals erhalten zu haben. Seit dem Tode der Gräfin ist der „Kleine Regent" verschollen.

Jagd nach dem „Cullinan II"

Als die Krönungsfeiern für den inzwischen zurückgetretenen englischen König Eduard VIII. vorbereitet wurden, fahten Londoner Juweliere den großen „Cullinan" neu für die Königskrone. Im Jahre 1907 kaufte ein armer Schatzsucher namens Cullinan in Südafrika ein Stück Land, um nach Gold zu graben. Acht Jahre später erblickte er im Sande dieses Grundstückes einen großen glitzernden Stein. Das war der riesige, dreitausendkarätige Cullinan-Diamant, 800 Gramm schwer, ein Stein von edelster Reinheit.

Während des Burenkrieges überreichte General Botha den Cullinan dem englischen König als Friedensgeschenk der Buren. Seitdem schmückt der Stein die Krone der englischen Könige.

Wenige Jahre später aber verbreitete sich in den Kreisen der Diamantenhändler die Kunde, daß es eine zweite Hälfte des Cullinan gäbe. Offensichtlich war der gefundene Diamant nur ein Bruchstück. Wahrscheinlich hatten räuberische Minenarbeiter die zweite Hälfte gestohlen, vielleicht war der Stein auch bei einer geologischen Erderschütterung durchgebrochen worden. Zweifellos aber mußte es noch einen „Cullinan II" geben.

Seitdem machten unzählige Abenteurer und Diamantensucher Jagd auf die zweite Cullinan-Hälfte.

Im Jahre 1906 taucht in Kapstadt ein französischer Abenteurer namens Jean Fourie auf, der vorgibt, Juwelier zu sein. So wundert sich niemand darüber, daß er die Gesellschaft von Diamantenhändlern und Minenbesitzern sucht, die in der Hauptstadt ihren schnell gewonnenen Reichtum ebenso schnell bei glänzenden Festen und phantastischen Vergnügungen vergeuden. Immer wieder aber bringt Fourie das Gespräch auf den Cullinan II, und bald weiß er alle bisher bekannten Einzelheiten von diesem sagenumwobenen Stein.

Die „schwarze Betsy"

Auf einen der Feste in Kapstadt macht Fourie die Bekanntschaft einer Frau, die als die „schwarze Betsy" bekannt ist und eine große Rolle im gesellschaftlichen Leben der Goldgräber und Schatzsucher spielt. Niemand weiß ihren vollen Namen, man weiß nicht, woher sie kam und wovon sie lebt. Aber seit Monaten bewohnt sie eine Zimmerflucht im teuersten Hotel der Stadt. Und die rauhen Männer der Minen und Goldwaschgruben sind bereit, der schwarzäugigen Schönheit all ihren Reichtum zu Füßen zu legen.

Eines Abends tritt Betsy auf Jean Fourie zu und sagt: „Ich weiß, was Sie suchen, Mr. Fourie. Und ich glaube, Sie sind der rechte Mann, den Cullinan II zu erobern. Ich könnte Ihnen dazu helfen."

So beginnt die Bekanntschaft zwischen den beiden Abenteurern, und es wird rasch eine große Liebe daraus. Die Männer der Minen erleben in neidvoller Wut zum erstenmal, daß die „schwarze Betsy" ihr Herz verschenkt.

Die beiden sind ganz offen gegeneinander. Sie wissen, daß es ein großes und gefährliches Spiel ist, das sie gemeinsam spielen wollen. Fourie gesteht, daß er dem Cullinan nachjagt. Betsy hat das gleiche Ziel. Aber sie weiß mehr als Fourie!

„Ich habe eine schwarze Dienerin!" erzählt sie. „Sie stammt aus Westgrualand, dem Lande des „blue ground", das die meisten Diamanten birgt. Vor einigen Wochen erzählte sie mir, daß ihre Eltern etwas von dem berühmten Cullinan wüßten. In der Nähe ihres Heimatdorfes lebt ein Negerstamm, der im Besitz des Steines sein soll!"

Fourie ist erregt. Hier zeigt sich endlich eine klare Möglichkeit.

„Und?" fragt er gespannt. „Hast du selbst nachgeforscht?"

Sie schüttelt den Kopf.

„Offen gesagt — ich fürchte mich, Jean! Ich bin bei allem eine schwache Frau. Die Neger sollen ziemlich gewalttätig und sehr vorsichtig sein!"

„Gut! Morgen reisen wir ab! Wir holen den Cullinan!"

Am nächsten Morgen sind die beiden spurlos verschwunden. Niemand weiß, wo sie hingereist sind.

Streit im Urwald

Wenige Wochen später scheint der große Coup geglückt: Jean Fourie und seine Freundin haben die Verbindung mit drei Negern aufgenommen, die als Mittelsmänner eines Negerstammes auftreten, der in den Wäldern am Rande des Weißgrualandes lebt.

Nach kurzer Verhandlung wird man überraschend schnell einig: Jean Fourie soll sich in der folgenden Nacht an einer bestimmten Stelle des Urwaldes einfinden und 1000 Pfund Sterling Gold mitbringen. Das ist der Preis, den Thomas Mathibe, der heimliche Führer des Stammes, für den Diamanten verlangt. Es ist eine lächerlich geringe Summe für einen Stein, der Hunderttausende wert ist — aber weder Fourie noch seine Freundin besitzen noch 1000 Pfund.

Dennoch — zur vereinbarten Stunde findet sich Jean Fourie am Treffpunkt ein. Tief im Busch, an einer Lichtung zwischen Palmen und undurchdringlichem Gebüsch, ist ein Feuer angezündet, an dem die Neger auf Fourie warten. Einer seiner Leute führt ihn zu diesem Ort.

Als der Franzose in den Lichtkreis tritt, erhebt sich ein großer Neger und begrüßt ihn einfältig.

„Ich bin Thomas Mathibe, Herr!" sagt er. „Hast du das Gold mitgebracht?"

„Hier ist es!" erwidert Fourie und weist auf ein prall gefülltes Säckchen. Die Augen des Schwarzen funkeln begehrlich.

Der Häuptling nimmt das Säckchen und öffnet es. Im Feuerschein funkelt das Gold. Aber Thomas Mathibe ist ein vorsichtiger Mann. Er hebt die oberste Lage Gold ab — Jean Fourie wird sichtlich nervös dabei. „Wo hast du den Stein, Mathibe?" fragt er und streckt die Hand aus. „Das Geld kannst du dir später ansehen. Gib mir den Stein!"

Aber da stößt der Neger einen fürchterlichen Fluch aus und wirft dem Weißen das Säckchen vor die Füße.

„Verdammter Betrüger!" schreit er und seine Gefährten springen mit drohenden Gesten auf, reden ist Gold, und darunter nichts als Blei!"

Die Schwarzen stürzen mit Wutschreien auf Fourie. Aber der Betrüger behandelt sie Gut.

„Drei Schritt vom Leibe, ihr verdammten Nigger!" In seinen Händen blinken zwei Revolver. So gelingt es ihm, mit heiler Haut zu entkommen. Aber Betsy, die ihn am Waldrande erwartet, wird arg enttäuscht: den Cullinan bringt er ihr nicht mit.

(Fortsetzung folgt.)

Sachen machen die Leute, Sachen...

Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele:

Die Schriftleitung des „7. Tages" ist unerbittlich. Zwar habe ich ihr mitgeteilt, daß ich in Ferien sei, aber trotzdem läßt sie keine Ruhe. Sie hat sogar angedroht, daß es einen Mordskrach gäbe, wenn die „Sachen" nicht übernähmen. Daher muß ich dann notgedrungen — aber trotzdem tu ich es gern — die Schreibmaschine in Bewegung setzen. Also hört mal zu!

Es gibt Menschen, die müssen leiden, wo sie auch gehen und stehen, „ihren Senf dazugeben". Nicht nur, daß sie alles besser wissen und einem stets in die Parade fahren, sie können es sich mitunter auch nicht verkneifen, Tisch und Wände mit ihren Glossen zu beschmieren. Zugegeben, daß den Ferienreisenden, in seiner Urlaubszeit das Gefühl überkommen mag, die Welt sei schön und das Stückchen Erde, auf dem er sich gerade befinde, sei besonders herrlich. Dennoch dürfte er sich am Platz sein, eine solche in schwungvolle Verse gekleidete Ansicht der Nachwelt dadurch zu überliefern, daß er sie irgendwo einkritzelt.

Kennt ihr den Rußfall in der Sächsischen Schweiz ganz nahe bei Lichtenhain? In dieser Felsenhöhle, in der einst im Dreißigjährigen Krieg sich die Bauern mit ihrem Vieh versteckt hielten, hat es einen Besucher wie folgt überrannt:

„Ich hab ihn gesehen, ich hab ihn gesehen,
„Ich habe den göttlichen Kuhstall gesehen!"

So stand es mit einer etwas unbeholfenen Handschrift an die Felswand geschrieben. Unterdes war auch schon der nächste Wanderer des Weges gekommen. Es juckte ihm das Fell; er wollte seinem Kollegen aus der Reimeschmiede beispringen, daß er es noch viel besser könne. Und so schrieb er denn unter die oben angeführten Verse den folgenden klassischen Erguß seiner ganz entsündeten Dichterseele:

„Ich hab es gesehen, ich hab es gesehen,
„Hier ist ein Ochse im Kuhstall gewesen!"

Einen ähnlichen, nicht minder humoristischen Sängerwettstreit weist ein Ferndenbuch auf, das in einem Gasthaus einer sehr waldreichen und daher besonders reizvollen Gegend ausliegt. Hier hat sich eine Dame produziert. Sie faßte ihr Ferienempfinden wie folgt zusammen:

„Ach, unter diesen schönen Bäumen,
„möcht ich mein Dasein verträumen!"
Auguste W.

Das ging einem Witzbold offensichtlich über die Hutschnur. Er gab darauf folgenden wohlgemeinten und trefflich gereimten Ratschlag:

„Unsinn, Auguste,
„Heiraten mußte."

Zum Beispiel mich.

*

Da wir nun schon einmal bei den Ferien sind, soll hier eine kleine Geschichte erzählt werden, in deren Mittelpunkt ein dreispänniger Kinips steht, der es zu Haus ganz einfach nicht mehr aushalten konnte und auf sehr originelle Weise eine romantische Urlaubsreise antrat. Schon wiederholt war er heimlich der Mutter aus der Wohnung davon geschlichen und dann einige Stunden später irgendwo auf der Straße aufgegriffen. Dieser Tage leistete er sich nun ein wahres Meisterstück. Es steht gewiß einzig da in der Welt:

Der junge Bursche, dem es gelungen war, unbemerkt aus der Wohnung hinauszukommen, pirschte sich wie ein Indianer auf dem Kriegspfad zur nächsten Omnibushaltestelle und kletterte dort mit einer fremden Frau zusammen in den Omnibus hinein. Na, er setzte sich sogar neben diese Frau, ganz als ob er zu ihr gehöre und ihr hoffnungsvoller Sprößling sei. Demzufolge nahm der Schaffner von dem ach so jugendlichen Fahrgast, der ja noch unsonst mitgenommen werden konnte, keine Notiz. Als nun die Frau nach einiger Zeit ausstieg, da der Ausreißer keineswegs daran, das Fahrzeug zu verlassen. Er wechselte ganz einfach den Sitzplatz, setzte sich neben eine andere „Mutti", tat auch in diesem Falle so, als ob nichts los sei und ließ sich weiterhin durch die Landschaft kutschieren. Aber auch diese Frau stieg bald aus. Jedoch gab sich das kleine Männchen, das so keck in die Welt hineinschaute, nicht geschlagen. Eine dritte Mutti mußte herhalten, aber da hatte ihn auch schon der Schaffner am Schlafittchen. Man transportierte ihn zur nächsten Polizeistation, und aus war's mit dieser reichlich vom Zaum gebrochenen Ferienreise! Böse Zungen behaupten, daß dieser Ausflug von wegen der Stockhiebe, die mit ihm verbunden waren, eine „Fahrt ins Blaue" gewesen sei.

*

Daß ein Ferienausflug mit einer Gerichtsverhandlung ausläuft, ist nicht gerade neu, aber dennoch will uns scheinen, daß der folgende Zwischenfall besonders originell ist. Wir berichten daher über ihn:

Irgendwo in Boston war es, daß eine junge Amerikanerin ihren schnittigen Wagen nach langer Fahrt vor einem Geschäft anhielt, um für das bevorstehende Picknick im Walde die erforderlichen Einkäufe zu tätigen. Da eine solche Beschäftigung in der Regel Zeit beanspruchte, war es kein Wunder, daß sowohl hinter dem Auto eine ganze Schlange anderer Personenwagen parkte, als daß auch davor ein Kraftfahrzeug nach dem anderen in jenem Augenblick hielt, in dem die Miß das Geschäft wieder verließ. Unmittelbar vor dem kleinen Sportwagen der reise- und ferienlustigen Amerikanerin stand ein großer Lastwagen, von dem gerade einige Kisten abgetragen wurden. Der Schoffför schaute dieser Arbeit gelangweilt zu. Da sie es aber eilig hatte, bat die Autofahrerin ihren Kollegen vom Steuer, er möge mit seinem Wagen ein wenig Platz machen. Sie müßte weiter. Und zwar auf dem schnellsten Wege. Der Schoffför gab zu bedenken, daß er keinen Platz machen könne, da ja abgeladen würde.

Ein tolles Geschimpfe entstand. Vor allen Dingen war es die Amerikanerin, die sich in der Haut nicht bergen konnte. Plötzlich packte sie die Wut, sie trat dicht an den Sitz des Schoffförs heran, ließ nochmals ein lustiges Potpourri wilder Schimpfworte vom Stapel und biß (!!!) schließlich den Schoffför . . . ausgerechnet in die Wade. Macht eine Geldstrafe von 25 Dollar! Wie es heißt, löste die Verhandlung vor dem Richter bei den zahlreich erschienenen Zuhörern größte Heiterkeit aus. In die Wade zu beißen? Nein! So etwas! Man kann eben nur immer wieder sagen: **„Sachen machen die Leute, Sachen . . ."**

Xaver Xanten
(zur Zeit in Ferien).

„Sie haben mir nie gesagt, wer die Dichterin ist! Sollte Mutter es nicht wissen? Warum sagten Sie ihr nicht, daß das Buch von Frau Barnekamp ist?"

„Du hast es ihr doch nicht verraten?" rief Brigitte entsetzt.

Und Edith antwortete, sichtlich verwundert ob Brigittes Erregung: „Nein, ich habe es ja selbst nicht gewußt bis vorhin, bis ich das Buch hier bei Ihnen sah."

„Das hätte doch ein anderes Buch sein können . . ."

„Nein, ich kenne doch durch die Unterhaltungen mit Mutter so viel von seinem Inhalt, daß ich es gar nicht verwechseln konnte."

Brigitte setzte sich neben Edith, die das Buch wieder aufgenommen hatte und unschlüssig in seinen Seiten blätterte. „Führt ihr öfters so — schwerwiegende Gespräche miteinander, du und deine Mutter?"

Edith Kern vermied es aufzusehen. Das Blättern wurde stärker und aufgeregter.

„Mutter ist sehr — bekümmert. Sie wird nicht mehr allein mit sich fertig. Und alle Menschen sind zu fern, um über solche Dinge, wie sie Mutter bewegen, mit ihr zu sprechen."

Brigitte rügte schmerzlich: „Deine Mutter hat doch ihren Mann, den besten, gütigsten und verständnisvollsten Menschen, den es geben kann."

Die junge Edith schonte rasch auf und mitten hinein in Brigittes Augen. Und Brigitte erschrak. Das war der Blick aus dem Kurpark, der sie traf, als die unbekannten Menschen hinter der Hecke jene Bemerkung machten . . . Was sollte der Blick? Ediths Augen senkten sich wieder, und sie fuhr ruhig fort: „Dazu kann Mutter keinen Mann gebrauchen, nur eine — Freundin vielleicht."

Eine Freundin, Deine Zeit ist also da, Elisabeth Barnekamp, dachte Brigitte. Noch eine kleine Weile — und zwei Frauenleben waren reicher geworden durch ihr Wissen voneinander.

„Da bist nun du jetzt diese Freundin? sagte Brigitte gerührt und sah auf den gesenkten Kopf neben ihr.

„Ja, die — einzige!" kam die trübe, ernste Antwort.

Durch sie aufgerüttelt, entgegnete Brigitte: „Deine Mutter könnte mehr Freundinnen haben, wenn sie nur wollte. Aber sitzt sie nicht jeden weg, der sich ihr mit den aufrichtigsten Gefühlen nähert?"

„Mutter — — glaubt nicht an aufrichtige Gefühle," flüsterte Edith, und es sah aus, als bereue sie diese Worte.

„Ich verstehe das nicht! Deine Mutter war doch von ihrem Unglück der liebenswürdigste und wunderbarste Mensch, den man sich denken konnte."

„Woher wissen Sie das so bestimmt?" Edith war sehr überrascht. „Hat — Vater es Ihnen erzählt?"

„Dein Vater!" Brigitte stockte. In Wirklichkeit hatte Elisabeths glühende Schilderung ihr die Frau des Kurdirektors nähergebracht als ihr Mann selbst; aber das sollte Edith noch nicht wissen. „Ja, natürlich sein Vater!"

Plötzlich wagte das junge Mädchen Edith einen herzhaften Sprung ins Ungewisse. Klarheit heischend, sachlich, wie ihr ganzes Geschlecht war, meinte sie unvermittelt:

„Ich wollte Sie etwas fragen, Fräulein Ach! Deshalb bin ich hier heraufgekommen. Nur deshalb! Um Ihnen das von Mutter zu bestellen, hätte ich auch ins Büro kommen können. Aber ich wollte ganz allein mit Ihnen sein und ungestört. Aber — Sie dürfen mir nicht böse sein!" Nun fiel doch wieder alles Mut von ihr ab, und sie war ein kleines, viel zu junges Mädchen für die Dinge, in die sie ihre unberechenbare Mutter hineingezogen hatte.

Brigitte spürte eine sonderbare Beklemmung und Angst. Was hatte das Kind? Was wollte es von ihr? Wankte das schöne, sichere und beruhigende Gebäude ihres Berufes und ihrer Hoffnungen? Es war ein so bitterer, ängstlicher Ernst in Ediths Worten . . . Aber es mußte ertragen werden, was da auch kam. „Also sprich, Edith!" sagte sie leise.

„Oh, Fräulein Ach, ich glaube, es ist so lächerlich — — Ich schäme mich auch so, daß ich es zuerst genau so wie Mutter geglaubt habe .... Wissen Sie, als die Leute die Bemerkung machten, als ich mit Ihnen und Vater damals durch den Park ging — —"

„Was hattest du geglaubt, kleine Edith?" Nun wurde es schon heller. Dieses Kind bekam es fertig, dumme Geschichten zu glauben?

„Daß Sie und Vater — — —"

„Daß ich und dein Vater . . .?"

„Fräulein Ach, bitte, seien Sie mir nur nicht böse. Ich sehe es jetzt schon ein, daß wir unrecht dachten. Aber Mutter leidet so furchtbar . . . Mutter ist krank und schwach und kann dem Vater so wenig sein. „Er braucht doch eine Frau," so sagt sie. Sie — auftreten kann, die schön ist und klug und mit den Menschen umzugehen versteht." Und als er sich die Kurgehilfin verschrieb, da hatte sie schon Angst. Und als sie dann Sie sah, hatte sie noch viel mehr Angst. Sie sind so schön, Fräulein Ach, und so begabt und heiter und lebensfrisch. Mutter sieht das ja alles selbst ein, und sie mag Sie so gern, wirklich; sie sträubt sich nur gegen Sie, weil sie denkt, Sie könnten es darauf abgesehen haben, die Frau des Kurdirektors von Leuchterborn zu werden."

Es war vielleicht nicht angebracht, aber Brigitte konnte nicht anders: sie lachte hellauf. Sie nahm die ernsthafte, beschämte, stammelnde Edith bei den Schultern und rüttelte sie.

„Mädchen, Mädchen, so etwas konntest ihr glauben? Das ist doch einfach unmöglich! Wer hatte mich für ein so niederträchtiges Wesen, das hierherkommt mit dem festen Willen, einer unglücklichen Frau ihren Mann wegzukapern? Aber Edith, Edith, wie kann ein heutiges Mädchen so etwas denken!? Hat deiner Mutter denn nie etwas gefehlt? Hat sie nicht jeden weg, der sich ihr mit den aufrichtigsten Gefühlen näherte? Sie ist eben doch gequält, und du bist ihr von allen Menschen am nächsten. Du mußt ihr helfen, daß sie wieder froh wird. Du mußt ihr sagen, daß du mich gesprochen hast, daß du mich kennst, daß du weißt, daß ich nicht daran denke, deine Mutter zu — ersetzen. Ich bin so froh, daß das alles Unsinn ist — — So froh!"

Brigitte umfing die Weinende liebevoll. „Haben eine wirkliche, richtige, reife Freundin! Für solche Gedanken und Erwägungen bist du ja noch viel zu jung, kleine Edith; sie belasten dein Gemüt und nehmen dir die Unbefangenheit. Und die sollst du doch behalten! Es ist ein so köstliches Geschenk, lange umfangen und kindlich sein zu dürfen."

„Oh, ich habe schon öfter gesehen, wie die Frauen mit Vater liebäugelten," trumpfte das Mädchen auf. „Er ist ein so gut aussehender Mann, und seine Stellung bringt ihn mit so vielen schönen Frauen zusammen."

„Laß sie doch liebäugeln, Edith; dein Vater tut es darum doch noch nicht. Und ich — ich bin ihm eine Kameradin! Allerdings eine, die durch dick und dünn für ihn geht, und auf die er sich verlassen kann. Aber ich bin's ganz ehrlich, Edith, und hege keine Hintergedanken!"

Edith barg ihren Kopf an Brigittes Schulter und schluchzte laut auf.

„Ich könnte es auch nicht ertragen! Ich hab' doch so sehr für Sie geschwärmt . . .

„Aber Kind!" Brigitte richtete den blonden Kopf an ihrer Schulter auf. „Ich bin so froh, daß du — Vertrauen zu mir hattest! Man soll sich immer aussprechen, ehe man leidet und ehe man urteilt! Wenn deine Mutter es doch auch täte — — !"

„Mutter wendet sich aber auch", verriet Edith. „Sie ist sanfter und ergebener geworden, und — sie freut sich auf das Buch, obwohl sie früher nie lesen mochte. — Darf ich ihr nun sagen, daß die Dichterin hier zur Kur weilt und Elisabeth Barnekamp heißt?"

Um Gottes willen nicht, Edith! Es ist eine Ueberraschung für deine Mutter. Bitte, sprich kein Wort zu ihr, du würdest vieles verderben! In wenigen Tagen weißt du Bescheid!"

„Darf ich es nicht jetzt schon erfahren?" bettelte Edith. Ihre Augen hingen schwärmerisch an Brigittes Gesicht.

„Nein, Mädel! Aber dichthalten mußt du! Und — wie ist es? Wollen wir morgen früh ein bißchen zusammen reiten?"

Edith hielt den Atem an vor Freude. Das hatte sie sich immer schon gewünscht, und nun bot Brigitte Ach es ihr von selber an.

„Hurra", rief sie, dankbar wie ein beschenktes Kind, und umhalste Brigitte stürmisch, „das ist was besonders Schönes! Hurra!" Und wie ein Irrwisch wirbelte sie trällernd zur Tür hinaus.

***

Brigitte spürte Ediths herzliche Küsse noch auf ihrer Wange, als sie das Büro der Kurverwaltung betrat. Sie fühlte sich befreit und erleichtert, als habe man sie mit etwas Außergewöhnlichem beschenkt. Und eigentlich war es ja auch so: sie besaß nun das volle Vertrauen des Kindes Edith Kern. Würde die Mutter nun folgen damit?

Sie setzte sich an ihren Schreibtisch und machte einen Entwurf für die Ankündigung des Leseabends, den die Kurverwaltung mit der Dichterin Elisabeth Barnekamp veranstalten wollte. Der erste Geiger des Kurorchesters war ein ausgesprochener Künstler. Mehrere seiner eigenen Tonschöpfungen hatte er der Kurverwaltung zur Durchsicht eingereicht. Vielleicht ließ man die Vorlesungen mit Musikdarbietungen auf der Geige umrahmen? Brigitte nahm die Notenblätter zur Hand und sah sie aufmerksam durch. Diese „Barcarole" zum Beispiel und das „Nocturno" schienen sehr geeignet zu sein. Sie wollte den Komponisten bitten, sie ihr nach Konzertschluß oder vormittags einmal vorzuspielen.

Ob Elisabeth sich freuen würde? Sicherlich freute sie sich. Ihr Ringen um Beachtung und Anerkennung war so ehrlich .... Und sie hatte für Klaus zu sorgen! Sicher war er ein netter Kerl, dieser Klaus Barnekamp.

Der Sekretär klopfte an und fragte, ob Fräulein Ach Besuche empfange. Professor Kürthin wolle einen Rat von ihr.

„Professor Kürthin?" wiederholte sie lächelnd. „Ich lasse bitten."

Der Professor trat ein — frisch und ausgeglichen, wie es so seine Art war.

„Ich habe nichts Schwerwiegendes, ich bin nur lästig", begann er und schüttelte Brigittes Hand. „Ich will nur wissen, ob Sie mitfahren zu den Festspielen."

„Ist das alles?" scherzte Brigitte. „Und ich hatte schon an die schwerste Aufgabe meines Lebens gedacht! Aber Sie helfen sich selber und brauchen dazu keine schwache Frau!"

Der Professor erwiderte bedeutungsvoll: „Es gibt Dinge im männlichen Leben, mit denen man wirklich nicht leicht fertig wird, denen eine Frau ganz anders zu Leibe rückt. — Nun, gottlob, augenblicklich tut sich nichts dergleichen mit mir und um mich herum. Ich lebe und möchte nichts als erleben, und darum frage ich: Wer fährt mit nach Leineberg?"

„Hat nicht Frau Barnekamp schon fest zugesagt?" erkundigte sich Brigitte.

„Ja, aber mein Wagen hat vier Plätze."

„Der Kurdirektor muß leider absagen; seine Frau fühlt sich besonders elend. Wie aber wäre es, wenn wir — Erik Brassen mitnähmen?"

„Den großen Sänger? Der wird auf meine klare Pfeifen; er hat einen herrlichen Wagen!"

„Wollen wir wetten, daß er sich auch sehr gern einmal herumfahren läßt, statt immer selbst zu steuern?"

„Wenn er will? Es soll mir wirklich eine sehr hohe Ehre sein."

„Er wird wollen!"

Der Professor zwinkerte mit den Augen: „Wissen Sie das so genau? Welchen Einfluß haben Sie auf den Willen dieses Herrn? Er will Sie wohl hier weglotsen, wie? Ich täte es ja auch . . . Sie wären der richtige Mann für mich! Herrgott, was rede ich daher?! Die richtige Frau! Und das nun auch wieder nicht. Sie würden sich schön bedanken, einen so alten Mann zu heiraten . . ."

„Aber lieber Professor, bei Ihrer Jugend?!" Brigitte lächelte wachsam. „Als was wollten Sie mich denn anstellen?"

Der Professor beugte sich vor und sah sich schalkhaft nach allen Seiten um.

„Pst, daß es der Herr Direktor nicht hört! Er würde mich ausweisen als lästigen Kurgast und Störenfried! — Als Mitarbeiterin möchte ich Sie haben! So ein Mensch wie Sie ist selten!" Sein Gesicht wurde ernst. „Wirklich, mein gnädiges Fräulein, man bekommt eine Frau, die sich für diese Dinge eignet, nicht oft zu Gesicht. Aber vermutlich würden Sie sich langweilen bei meinen Sternen und ihrer Deutung, bei den Schicksals-Rückschlüssen und Menschenberatungen nach den Stellungen der Planeten."

„Aber ganz und gar nicht, Herr Professor! Ich halte Ihren Beruf für schön, wertvoll und fesselnd. Aber — im Ernst: brauchen Sie eine Helferin?"

Er machte eine unwillige Bewegung. „Liebes Fräulein Ach, und wenn ich sie brauchte: es gibt keine! Hundertfältig bin ich hereingefallen mit diesen Wesen. — Man muß Geld verdienen, schön, aber nur ums Geldverdienen darf es auch nicht gehen. Und hat sich wirklich eine eingearbeitet und unentbehrlich gemacht, dann — heiratet man sie weg."

„Na, das ist nun der Welten Lauf", lachte Brigitte. „Sie müßten eine Dame nehmen, die nicht weggeheiratet wird."

„Die gibt es nicht, oder aber sie ist eine Vogelscheuche! Und häßliche Menschen kann ich nicht in meiner Umgebung vertragen."

„Ich kenne eine nette Dame, die nicht heiraten wird!" sagte Brigitte ernst.

Der Professor war ein wenig überrascht.

„Das — das — wäre zu überlegen", sagte er überrumpelt. „Ich hatte die Hoffnung schon aufgegeben. Eine Dame, die gut aussieht und nicht heiratet — das ist ein seltenes Wesen. — Wer ist sie?"

Brigitte zögerte, ehe sie Elisabeths Namen nannte, dann aber überwog der Wunsch, ihr zu helfen, alle Bedenken.

„Frau Barnekamp lehnt sich nach einer festen Stellung. — Ihre Dichtkunst kann sie ja noch in ihren Mußestunden ausüben."

„Die Schriftstellerin Barnekamp?" sagte Kürthin gedehnt. Nein, an Elisabeth Barnekamp hatte er nicht gedacht. „Ja, ist sie denn — frei?"

„Sie ist so frei, daß sie sicher niemals wieder heiraten wird", entgegnete Brigitte

Die ‚alte Dame des Atlantik'

Anläßlich ihrer 55. Ozeanüberquerung ist die 80jährige Mrs. Mary W. Polk aus New York bei ihrer Ankunft in Southampton zur „Königin der Atlantikpassagiere" ernannt worden. Die Kapitäne aller großen Passagierdampfer kennen Mrs. Polk und bezeichnen sie scherzhaft als die „Old Lady of the Atlantic", die „alte Dame des Ozeans". Denn sie hat in 77 Jahren nicht weniger als 55mal die Reise von der Neuen in die Alte Welt zurückgelegt, um ihre in Europa lebenden Kinder und Enkelkinder zu besuchen.

Zum erstenmal überquerte die alte Lady im Alter von drei Jahren das große Wasser, und zwar im Jahre 1861 auf der „Great Eastern", jenem für immer in die Geschichte der Dampfschiffahrt eingegangenen ersten Ozeanriesen, der — für damalige Zeiten ein technisches Wunderwerk — ein so jämmerliches und unrühmliches Ende nehmen sollte. Damals ahnte die kleine Mary freilich noch nicht, daß sie einst zur Königin der Atlantikfahrer gekrönt würde, als sie friedlich und unberührt von der allgemeinen Aufregung dieser Ueberfahrt auf dem Deck des 200 Meter langen Giganten, der mit zwei Schaufelrädern und einer Schraube betrieben wurde, mit Puppen spielte. Seit jenem Tage hat sie auf allen Ozeandampfern, die nach der „Great Eastern" bis zum heutigen Tage den Atlantik kreuzten, eine Ueberfahrt gemacht — in ihrer Jugend, um die Eltern zu besuchen, später, um ihre Geschwister zu sehen und nun, um ihren Kindern und Enkeln die Hand zu drücken. Und die Greisin will, wie sie lächelnd beim Empfang in Southampton erklärte, es auch noch erleben, auf dem neuen Ozeanriesen, in Stromlinienform, der als Schwesterschiff der „Queen Mary" zurzeit in England gebaut wird, von Amerika nach Europa zu reisen.

Mrs. Polk ist im Laufe der Jahre auf der „Servia" und der „City of Rome" gereist, sie fuhr auf der deutschen „Normannia" und dem „Fürsten Bismarck", sie kennt die Planken der „Oceania", der „Kronprinzessin Cecilie", der „Lusitania" und „Mauretania'. Man schrieb das Jahr 1912, als Frau Polk sich eine Schiffskarte für die erste Fahrt der „Titanic" gelöst hatte. Da warf sie eine plötzliche Lungenentzündung aufs Krankenlager, und wochenlang rang sie mit dem Tode. „

und beobachtete das seltsame und undeutbare Gesicht des Gelehrten.

„So, so", sagte er aber nur und blickte vor sich nieder. Und dann: „Das überrascht mich nun wirklich, daran hätte ich nie gedacht. Elisabeth Barnekamp also... O ja, ich glaube schon, daß sie eine vorbildliche Mitarbeiterin sein würde. — Eine sehr anziehende Frau, nicht wahr?" Er schaute auf und sah in Brigittes Gesicht. „Glauben Sie wirklich, daß Frau Barnekamp nicht wieder heiraten wird?"

„Ich glaube nicht, daß sie es tut. Aber — es ist da noch ein Junge da, ihr abgöttisch geliebtes Kind. Sie müßte ihn mitbringen dürfen."

„So, so, ein Kind . . .! Klein?"

„Nicht so sehr. Wenn ich nicht irre, ist er zehn — elf Jahre alt. Vielleicht auch älter."

„Das wäre kein Hindernis", meinte der Professor gedehnt. „Ja, ja, Fräulein Ach, darüber will ich nun mal nachdenken."

Brigitte war fast ein wenig zerknirscht, als sie den Professor jetzt so verlegen, ja fast verstört sah. War es ihm vielleicht doch nicht ernst gewesen, als er von der Suche nach einer Sekretärin sprach? Befand er sich nun in der unangenehmen Lage, keinen gangbaren Ausweg zu sehen?

„Ich meine — — Frau Barnekamp weiß noch gar nichts, Herr Professor! Sie brauchen sich in keiner Weise irgendwie behindert zu fühlen. Es fiel mir nur gerade so ein, als wir die Frage vorhin anschnitten. Wenn Sie wirklich jemand brauchen, so ist Elisabeth Barnekamp mit ihrer Menschenkenntnis, ihrer Reife und ihrer tiefschürfenden Art der richtige Mensch dazu."

Der Professor erhob sich — noch immer ein wenig verwirrt. Die Hand, die er Brigitte hinhielt, zitterte ein wenig.

„Ich danke Ihnen, Fräulein Ach. Sie haben mir wirklich einen Rat gegeben. Konnte ich das ahnen, als ich vorhin zu ihnen kam!?"

„Aber, wie mir scheint, war es kein guter Rat, lieber Professor!"

Er sah sie fast erschrocken an. „Aber ich bitte Sie, gnädiges Fräulein! Nennen wir es: einen zu guten Rat!"

„Wie soll ich das verstehen?" Brigitte war immer noch ein wenig befremdet.

„So, daß wir vorerst uns zu vieren die Festspiele ansehen, nicht wahr?" Er lachte unbekümmert, verbeugte sich dann und verließ den Raum.

Nicht ganz befriedigt blieb Brigitte zurück. Sie hatte doch hoffentlich nichts Unrechtes getan und gedacht?! Wie seltsam war der Professor gewesen, als sie ihm Elisabeth empfohlen hatte....

***

Auf dem Wege zu Lydia Kern, das Buch von Elisabeth Barnekamp unter dem Arm, begegnete ihr Erik Brassen. Sein Deutsch war wieder besser geworden, und Brigitte konnte nicht umhin, es zu bewundern.

„Wie machen Sie das nur?" fragte sie nach seiner tadellos gesprochenen Anrede. „In wenigen Tagen Deutsch lernen...?

„Oh, ich habe eben Talent!" behauptete er keck. „Nur in einem scheinbar nicht!" Seine großen Augen sahen sie werbend und strafend zugleich an.

„Und das wäre?" scherzte Brigitte.

„Ich habe kein Talent, Sie zu fesseln. Sie laufen vor mir davon", zürnte er. „Warum tun Sie das?"

Seine ernste und dringliche Frage trieb ihr das Blut gegen ihren Willen in die Stirn. Unwillig schüttelte sie den Kopf.

„Ich habe meinen Beruf und meine Arbeit", wich sie aus.

„Sie haben einen schönen Beruf", gab er zu. „Lieben Sie ihn sehr?"

Es sind viele törichte Fragen, die er stellt, dachte Brigitte. Er aber blieb an ihrer Seite und begleitete sie.

„Sind Sie jetzt frei?" forschte er, da sie nicht antwortete.

„Ich bin eingeladen!"

„Oh, immer so etwas.... Eingeladen! Wann haben Sie einmal Zeit für mich?"

Es ging wirklich nicht an, daß sie ihn weiter so schnöde behandelte; er hatte es wirklich nicht verdient.

„Wenn wir zu den Burg-Festspielen fahren, bin ich für Sie da!"

„O ja, die Festspiele", erinnerte er sich lebhaft. „Wir beide, Sie und ich — allein! Mit vielen Menschen, ja, aber dennoch allein!"

Sie wollte lächeln, aber die Wärme und Inbrunst seiner Stimme nahmen ihr die Heiterkeit und erfüllten sie mit Wehmut. Er bietet mit starken Mitteln, er spielte ein wenig skrupellos, fand sie. Nun, es dauerte nur noch ein paar Tage, vielleicht vierzehn Tage. Solange mußte sie noch ihr Herz festhalten; dann war es überwunden, dann war er abgereist.

„Sie sind sehr, sehr still, Brigitta!" Er sprach ihren Namen mit einer Weichheit sondergleichen aus. Brigitte dachte: „Wenn er längst gegangen ist, wird mir dieser Tonfall noch in den Ohren klingen, wundersam, unvergeßlich."

„Professor Kürthin und Frau Barnekamp meinten, wenn wir uns ihnen anschließen würden — —?!"

„Nein!" sagte er unbeherrscht. „Das heißt: wenn Sie Wert darauf legen... Wir könnten zusammen fahren, aber jeder in seinem eigenen Wagen. Kürthin mag vorfahren mit Frau Barnekamp; wir fahren hinterher."

„Der Professor meint, wir sollten zu vieren in seinem Wagen fahren. Vielleicht", Brigitte kämpfte mit allen Mitteln, „ist er nicht gern allein mit Frau Barnekamp. Oder sie nicht mit ihm... Bitte, wollen wir mitfahren?"

„Weil er nicht allein fahren will, soll ich mich opfern? Aber, nein, Brigitta, wir wollen uns nicht opfern! Wir wollen nur tun, was wir vermögen."

Und Brigitte dachte: ‚Wenn du wüßtest, was ich opfern muß; wenn du dir doch darüber einmal Gedanken machtest! Wenn du doch nicht so lieb zu mir wärest und alles noch schwieriger machtest...! Warum bist du so lieb, du, der berühmte, gefeierte Sänger? Es kann nur eine Laune sein, es kann gar nicht anders sein!'

„Warum sprechen Sie nicht, Brigitta? Sind Sie verstimmt? Wollen Sie unbedingt mit Kürthin fahren?"

„Nicht unbedingt mit ihm, nein, aber Sie fahren meist so schnell...."

Dieses Antlitz! Diese Augen! „O Brigitta! Sie haben Angst? Sie vertrauen mir nicht? — Nein, das glaube ich nicht! Sie sind sonst so mutig. Sie haben keine Angst!"

„Nein, ich habe auch keine Angst", gestand Brigitte und hielt zum ersten Male an diesem Abend seinem Blick, der sie unablässig suchte, stand. Dieses Ergebnis überraschte und entzückte ihn. Er sah sie strahlend an.

„Und warum wollen Sie doch nicht? O, schrecklich, es gibt keine kühlere Frauen als in Deutschland!"

„Ich bin nicht kühl!" stammte sie auf und zitterte im gleichen Augenblick vor diesem unbeherrschten Ausbruch. Doch sich verraten, gab sie zu: „Was wissen Sie denn von der deutschen Frau? Mögen Frauen anderer Länder ihr Herz auf den Lippen oder in den Augen tragen — ob mit echtem Gefühl oder auch nicht — wir hüten es tief in der Brust. Aber es schlägt deshalb nicht weniger heiß und schmerzlich wie das der anderen."

„Warum schmerzlich, Brigitta?" fragte Erik sehr leise.

„Meins schlägt nicht so — —"

„Und wie schlägt das Ihre, Brigitta?"

Von der gefährlichen Bahn herab rettete sie sich mit einem Lachen.

„Passen Sie auf, ob Sie es hören!" neckte sie, während ihr das Herz bis zum Halse schlug. „Und jetzt bin ich übrigens da!" Ihre Augen umfaßten mit hilflosem Blick das Portal der Kernschen Villa.

„Darf ich Sie abholen, wenn Sie heimgehen?" drängte Brassen.

„Aber, Herr Brassen, ich habe doch nur die wenigen Schritte zu gehen."

„Der Park könnte dunkel sein und Sie jemand belästigen..."

„So weit darf es nicht werden! Frau Kern ist leidend und muß früh zu Bett."

„O, Fräulein Brigitta Ach, Sie wollen es nicht!"

„Nein, ich will nicht!" rief sie, ihn im Ungewissen lassend, ob es Ernst oder Scherz war. Von weitem winkte sie ihm mit der Hand. Er sah sie lachen, aber er konnte nicht wissen, daß sie Tränen dabei in den Augen hatte.

***

Lydia Kern empfing Brigitte weniger launisch, als es sonst ihre Art war.

„Sie sind eine Zauberin!" sagte sie. „Was soll ich denn anders machen, als Sie rufen lassen, wenn es mich nach der Seele verlangt, die Sie bei mir eingeführt haben, wie Sie damals so schön sagten. Wenn Sie mir das Buch dagelassen hätten, brauchte ich Sie nicht zu bemühen, und Sie hätten ihre kostbare Zeit für sich gehabt."

„Ich will sie ja nicht für mich!" entgegnete Brigitte. „Habe ich mich nicht selber angeboten? Nein, das Buch bleibt mein Besitz, und Sie müssen schon warten, bis ich wiederkomme. Vor Sehnsucht nach mir sollen Sie vergehen!"

„Das ist grausam, Fräulein Ach!"

„Bitte, sagen doch auch Sie einfach: ‚Brigitte'!"

„Wieso auch'? Gibt es denn so viele, die das sagen?"

„Meinere Gäste!"

„Finden Sie das nicht — dreist von den Menschen? So vertraulich zu sein!?"

„Es ehrt mich", erwiderte Brigitte schlicht, „es zeigt mir ihre Nähe an."

Lydia Kern bewegte den Kopf ein wenig. „Seltsames Mädchen! machte sie. Sie ist ein Rätsel, weil sie so rätselhaft schlicht und einfach ist!'

„Darf ich beginnen?" Brigitte hatte schon die Seiten aufgeschlagen und schaute erwartungsvoll in Lydias Gesicht.

Frau Kern senkte langsam die Lider über die Augen, als wolle sie sich aufs Hören vorbereiten.

„Bitte!" sagte sie hauchleise.

Und wieder schwang Brigittes Stimme im Raum, mitgehend mit dem Inhalt, dramatisch gesteigert und leise verlöschend, aufbegehrend und sich demütigend, lebend in und mit dem Gegenstand.

Plötzlich unterbrach Frau Kern die Vortragende.

„Ich weiß es nicht — — Ich habe auch schon mit Edith darüber gesprochen: die Sprache dieses Buches ist mir wie die Stimme eines mir sehr bekannten und vertrauten Menschen. Alles erscheint mir so, als hätte ich es schon einmal gehört; nicht das Schicksal, wohl aber die Redewendungen, die Ausdrucksformen, mit denen es erzählt wird."

Brigitta triumphierte innerlich. Der Glanz in ihren Augen konnte Lydia Kern nicht verborgen bleiben. Und fast überlegen sagte sie:

„Es wird eine innere Verbundenheit mit der Verfasserin dieses Buches sein, die Sie spüren. Die Dichterin ist auch eine recht gute — Pianistin."

„Eine Pianistin?" wiederholte Lydia. — „Wollen Sie mir denn niemals den Namen nennen?"

„Bitte, warten Sie noch etwas! Die Dichterin liest in den nächsten Tagen hier im Rahmen einer Kurveranstaltung aus ihrem neuesten Werk, zu dem sie hier Studien betrieben hat. — Es wird eine Ueberraschung für Sie."

„Warum für mich?" erstaunte Lydia. „Wer hat Veranlassung, ein so hilf- und mitleidloses Wesen, wie ich es bin, freudig zu überraschen?"

„Wir alle!"

„Wer ist: ‚Wir alle!'?"

„Ihr Mann, Ihre Tochter und — ich!"

„Und — Sie?!" Jetzt aber konnte der rätselhafte Blick der Kranken Brigitte nicht mehr belasten und beunruhigen, wußte sie doch nun, welchem Irrtum er entsprang.

„Lesen Sie weiter, Brigitte! Oder nein: lesen Sie noch nicht. Sagen Sie mir erst, ob ich — — Ach, ich habe ja jahrelang so gelitten — —."

Es war erschütternd, daß die Unglückliche nicht ihre Hände vor die weinenden Augen schlagen konnte, um sie zu bedecken. Schutzlos mußte sie weinen.

„Dieses Buch wühlt alles in mir auf. Was bezwecken Sie damit, Brigitte? Wollen Sie mich besser machen, als ich bin — oder — mich zugrunde richten?"

Brigitte fniete neben dem Liegestuhle nieder. Sie tupfte mit einem seidenen Tüchlein behutsam die Tränen von den weinenden Frauenaugen.

„Helfen wollte ich Ihnen", sagte sie leidenschaftlich; „und ich wollte es von dem ersten Augenblick an, da ich Sie sah. Wenn Sie doch nur Vertrauen haben wollten!"

Aber die andere rang mit sich und mit Brigitte.

„Mein Vertrauen ist tot; man hat es totgeschlagen. Anfangs kamen viele Menschen in unser Haus, sie brachten Belebung, Aufheiterung, Freude... Dann merkte ich, daß Frauen darunter waren, die die Hände nach meinem Mann ausstreckten, denen ich nur ein Hindernis war. Manche beklagten mich, manche warteten auf meinen Tod. — Mein Mann hatte Angestellte, die auf eine spätere Ehe mit ihm rechneten. Er geht ja neben mir her — in der Vollkraft seiner Jahre an eine siecke Frau gekettet.'

„Sie sind ihm aber doch alles", flüsterte Brigitte ganz nahe. „Stundenlang erzählt er von nichts anderem als von Ihnen, von Ihrer früheren Zeit, von Ihrer Schönheit, Ihrem Liebreiz, Ihrer Güte."

„Ja", stieß Lydia hervor, von meiner Schönheit, meinem Liebreiz, und die habe ich verloren!"

„Warum vergessen Sie — die Güte! Sie kann alles andere ersetzen. Es ist Ihnen noch immer viel geblieben. Ihr Mann liebt Sie, er opfert sich dafür auf, Ihnen Freude zu machen. Wie wundersam wäre es für ihn, wenn er heimkäme und fände eine liebreiche, herzliche Frau vor, die gütig zu allen Dingen, die er erlebte, lächelte, mit der er alles besprechen, bei der er sich jeden Rat holen könnte... Sie haben doch ein so reiches Leben gehabt und so viel aus ihm schöpfen können. Warum dienen Sie andern nicht damit?"

„Wem könnte ich noch dienen?"

„Allen Menschen! Denn gerade Sie können Vorbild sein: so befindert und dennoch so reich im Geben." Brigitte kniete noch immer neben Lydia Kern. Zuweilen tupfte sie die neu aufquellenden Tränen von den wunderbaren Augen der Künstlerin. „Sie lieben doch Ihren Mann über alles; warum tun Sie ihm da manchmal so Unrecht?"

„Welches Unrecht tue ich ihm denn an?" hauchte Lydia unsicher.

„Das, daß Sie ihm — Untreue zutrauen!" Schenken Sie ihm doch ein anderes ‚Zutrauen'!"

Eine Weile schwieg Lydia Kern. Dann sagte sie plötzlich: „Ich habe auch Ihnen bitter unrecht getan. Habe ich Sie nicht beschimpft und bekämpft und Ihnen das Leben schwer gemacht? Sie aber hielten aus. Durch Sie lerne ich langsam wieder — Vertrauen haben! Ich bin froh, daß Sie hier sind, und mein Mann hätte keine bessere Helferin finden können als Sie, liebe Brigitte!"

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Leute schauen von der Brücke,
— Unten braust der Freizeug dahar —
Und schon steht als Traum in ihrem Blicke
Kindlich' Wünschen: „Wenn ich groß erst wär..."

Einmal sind die Kleinen große Leute,
Fahren in die Ferien, in das Glück,
Winken zu der Brücke, wo wie heute
Wieder Kinder stehn, den Traum im Blick ....

Josef Johannes Link

„U-Boot backbord voraus"

Mit U-Boots-Begleitschiff „Saar" auf Torpedo-Übungsschießen in der Ostsee

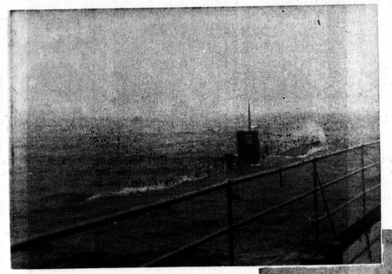
Von Hauptschriftleiter Wolfgang Bergemann

An Bord der „Saar" im Juli 1938

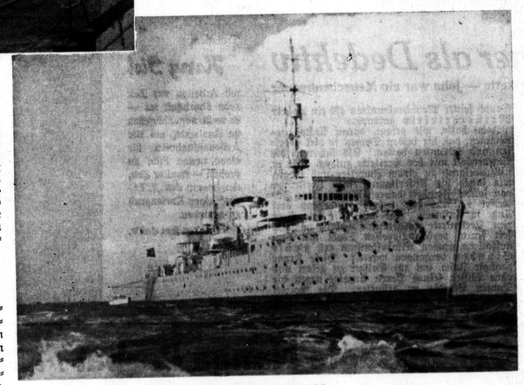
Fast wolkenloser blauer Himmel lacht nach stürmischen und regnerischen Tagen über dem glatten Spiegel der Ostsee und die strahlende Julisonne läßt das stolze Bild, das sich unserem Auge von der luftigen Höhe der Signalbrücke des U-Boots-Begleitschiffs „Saar" bietet, noch majestätischer erscheinen. Das schäumende Kielwasser der „Saar" durchschneidet der schlanke Bug des Torpedoboots „58", das als Fangboot für die verschossenen Torpedos dienen soll, dann folgt in Doppelreihe der Verband der zur U-Boots-Flottille Saltzwedel gehörenden U-Boote 25, 26, 27, 32 und 36, mit dem wir heute morgen von Kiel zum Uebungsschießen in die Ostsee ausgelaufen sind, und den Schluß bildet wieder ein schnittiges Torpedoboot. Am U-Boots-Ehrenmal Möltenort, an den schmucken Dörfern der Kieler Förde, dem Eingang zum Kaiser-Wilhelm-Kanal, zum Bade lockenden Strandbädern und prächtigen Hitler-Jugend-Heimen führt die Fahrt vorbei, bis wir nach stille gestellte besondere Aufgabe der Teilnahme an dem Ueberwachungsdienst in den spanischen Gewässern."

Im Inneren von „U 27"

Unter Führung eines baumlangen Oberleutnants zur See, dessen oelbefleckte Montur und schwarze Lederhosen schon deutlich verraten, daß U-Boots-Dienst keine Kavalierangelegenheit ist, begeben wir uns dann an den Unterplatz, an dem die durch Laufstege verbundenen U-Boote der Flottillen Saltzwedel und Weddigen festgemacht haben. Herzhaft derbe Begrüßungsworte und Zurufe, die zwischen unserem Führer und anderen Offizieren, aber auch den Mannschaften gewechselt werden, künden von dem Geist kameradschaftlicher Verbundenheit, der die Männer der U-Bootsmaffe miteinander verbindet und erhärten die Tatsache, daß nichts mehr zusammenschweißt als gemeinsame Gefahr und gemeinschaftlich vollbrachte harte Arbeit. Nun steigen wir voll gespannter Erwartung durch die enge kreisrunde Luke in den Bauch des Schiffes und lauschen mit vorsichtig eingezogenen Köpfen und gebeugtem Oberkörper — die aus steter Bereitschaft zur Vorsicht entspringende Haltung, die auch dem mit dem U-Bootsfahrer in vielen Dingen verwandtem Bergmann eigen ist — den Erklärungen



U 33 taucht zum Angriff



U-Bootsbegleitschiff „Saar" der Flottille Saltzwedel.

Am eindruckvollsten ist hier ein Blick in die — natürlich elektrische — Kombüse, in der sich der Koch auf einem etwa einen Quadratmeter freien von Küchengeräten, Schränken, Herden umgebenen Raum gerade eben um seine eigene Achse drehen kann, was ihm aber nach Aussage unseres Begleitoffiziers keineswegs daran hindert, jeden Mittag ein vorzügliches Essen für die Besatzung auf die etwas über eine Hand breiten Tische zu setzen, die durch Hochklappen der Seitenstücke dann wenigstens so viel Platz bieten, daß zwei „Rickschüsse" hintereinander aufgestellt werden können. Hier muß das kleinste Fleckchen Platz sinnvoll ausgenutzt werden und die etagenförmige Anbringung der Schlafkojen und die Verstauung der Drägerlauchretter in der Rundung des Schiffsrumpfes bieten ein anschauliches Beispiel dafür. Vorder-, Hinter- und Mittelschiff sind durch Schottenwände voneinandergetrennt, die wir auf unserem Rundgang durchklettern und nun stehen wir in der Maschinenzentrale mit ihren mächtigen zwei Dieselmotoren und den elektrischen Maschinen für die Unterwasserfahrt, mit denen das Boot eine Geschwindigkeit von 16,5 bezw. 8 Seemeilen pro Stunde erreicht, sowie der verwirrenden Fülle der Apparate und Armaturen, die zum Manövrieren, Fluten und Lenken des Bootes notwendig sind. Aus der Tiefe des Schiffes klettern wir nun in die luftige Höhe des Kommandoturms und freuen uns, dem Oelduft und der Wärme des Schiffes entronnen zu sein, die uns einen leisen Vorgeschmack davon vermitteln, wie es hier auf der Unterwasserfahrt aussehen muß.

„Tannenbaum hoch"

Auf 10 Uhr 30 ist vom Flottillenchef der „kleine Türke" des gleichzeitigen Tauchens aller 5 U-Boote anbefohlen und pünktlich scheren die Boote aus der Linie aus und legen sich steuer- und backbord der „Saar. Signalflaggen fliegen an der Leine empor, kleine Wassersäulen sprühen aus den Heck der Boote, zischend entweicht die Preßluft aus den Flutkanks und nun tauchen die Boote mit größer Gleichmäßigkeit, bis das nichtseemännische Auge nur noch mit der größten Mühe die nadelspitzartigen Sehrohr-Enden über der Meeresoberfläche zu erkennen vermag. „Tannenbaum hoch" gibt der Flottillenchef das Kommando und an der Signalleine flattern in Blitzesgeschwindigkeit ein buntes Gewirr von gut einem Dutzend Flaggen, das den U-Boots-Kommandanten das Zeichen zum sofortigen gleichmäßigen Auftauchen gibt. Schon ragen die Kommandotürme aus dem Wasser, aber die Boote liegen noch tief, weil das Wasser erst ausgeblasen und der Diesel angeworfen werden muß und dann spiegeln sich die nahgelängenden Schiffskörper wieder in schnurgerader Ordnung in der Sonne, eine prächtige Demonstration menschlichen, ja deutschen Erfindergeistes und sieghaften Willens zur Beherrschung der Natur. Weiter ziehen die Schiffe ihre Bahn, diesmal die U-Boote voraus, die sich auf die ihnen zugewiesenen Tauchquadrate begeben, von denen aus sie ihre markierten Torpedoangriffe auf die „Saar" richten, deren Effekte dadurch berechnet werden, daß das U-Boot dem Begleitschiff mit seinem Stand Zeit und Entfernung des gedachten Abschusses bekannt gibt, während die „Saar" die entsprechenden Kontrollmessungen vornimmt.

U 32 vor kurzem von der Kontrolle in Spanien zurückgekehrt.

Wieder stehen wir auf der Signalbrücke und verfolgen mit unseren Blicken die weit vorausfahrenden U-Boote, die bald unseren Blicken entschwunden sind. Hier ist es alles andere als eintönig, da werden ununterbrochen Flaggensprüche mit den rätselhaftesten Bezeichnungen — „1. Leine, Ida schwarz", „2. Leine Gustav eins zwo usw." — durchgegeben, wird mit Hand-Blinkgeräten zum Torpedoboot geworft und vor allem wacker Ausschau nach dem „bösen Feind" gehalten, der spurlos verschwunden ist. „Backbord voraus U-Boot" meldet jetzt die Wache und wirklich sehen wir nach einigem Suchen die Spitzen von gleich 2 Sehrohren aus dem Wasser ragen. Kommandos erschallen, die Entfernungsmesser nehmen ihre Tätigkeit an dem großen Gerät auf, das für sich allein ein Wunder deutscher Technik darstellt, und wir erfahren, auf unsere Frage, daß uns „U 26" und „U 32" bereits ein sauberes Loch in den Pelz gebrannt hätten, wenn hier nicht „blind" geschossen würde. Leider werden unseres Führers. Wie zum Hohn erklingt gerade zu den Takten rhythmischer Musik aus dem Lautsprecher die sympathische Stimme der Gymnastikleiterin des Reichssenders Köln: „Und nun — — den Rumpf ganz nach vorwärts beugt — — und wieder zurück — — rechtes Bein seitwärts streckt — —" und wir lachen herzhaft bei dem Gedanken, daß diese immerhin etwas Bewegungsfreiheit fordernde Gymnastik hier unten im U-Boot getrieben werden soll, wo man sagenhaftes Glück hat, wenn man sich durch alle von Leitungen, Röhren, Apparaten und sonstigen Hindernissen durchzogenen Engpässe hindurchwindet, ohne sich den Kopf oder andere weniger edle Körperteile unsanft zu knuffen. 5½ Meter breit und 63 Meter lang ist unsere „U 27", aber was bedeuten diese Ausmaße gegenüber der Fülle dessen, was hier alles zur technischen, artilleristischen und wohnlichen Ausrüstung untergebracht werden muß. Da bleibt für die 35 Mann Besatzung nur bitter wenig Platz übrig und trotzdem ist in mustergültiger Weise für jede nur mögliche Bequemlichkeit Sorge getragen.

„Klar Schiff!" Der Seemann liebt die Sauberkeit über alles.

Die Ausführungen des Kommandanten über die Leistungsfähigkeit der Boote, die Ausbildung der Besatzung, die Aufgaben der U-Boote im Kriege, die Bedeutung der Torpedoschießübungen, die Schwierigkeiten der Navigation, die Gefahren, denen sich die Besatzung aussetzt, wenn sie sich in Minenfelder begibt, um Minenleger zu vernichten

Rettungboje, die im Falle der Gefahr die Stelle bekannt gibt, an der ein U-Boot verunglückte.

Photo: Archiv

bei der heutigen Uebung auch keine Uebungstorpedos geschossen, deren Blasenbahn erkennbar ist, so daß wir von den Angriffen nicht mehr zu sehen bekommen als das, was wir den Kommandos und Signalen entnehmen.

Nachtangriffe auf die „Saar"

Schon am frühen Nachmittag hat sich der Himmel bedeckt und als wir nun zu der Nachtübung von Laboe, wo wir wärend kurzer Rast das eindrucksvolle Marineehrenmal besichtigten, auslaufen, da gießt es in Kübeln vom Himmel. So ist es kein Wunder, daß wir den Aufenthalt in den gastlichen Räumen der Offiziersmesse und den Mannschaftsunterkünften vorziehen, bis uns der Flottillenchef kurz nach 22 Uhr auf die Kommandobrücke bittet. „Laternen aus" hallt es in vielfachem Echo durch das Schiff, mit einiger Anstrengung winden wir uns durch die völlig abgeblendeten Gänge, die nur von wenigen blauen Notlichtern gespensterhaft erhellt werden, die Treppe empor und nach einem herzhaften Fluch über das Sauwetter lassen wir uns über die Gefechtslage aufklären. „Lucie-Licie" hat die „Saar" eben in die Nacht geblinkt, um den über Wasser fahrenden U-Booten schon 2 Quadrate vor ihren Stationen das Zeichen zu geben, daß wir bereit sind, ihrem Angriff die Türen zu bieten. Während unsere Augen noch mühsam das milchige Finster der regennagepeitschten Nacht zu durchdringen versuchen, steigt steuerbord wenige Sekunden nur, nachdem das angreifende U-Boot von der Wache gesichtet worden war, eine grüne Leuchtrakete als Signal für den bereits erfolgten Torpedoschuß zum Himmel und gibt die Position von „U 25" den Augen preis. Die Lage des Bootes und des Schusses wird gepeilt — auf 950 Meter Entfernung erfolgte der Angriff" — und dann hören wir zu unserer Beruhigung, daß nach diesem prächtig gelungenen Angriff im Ernstfall nichts von uns übrig geblieben wäre. „Dieses diesige Wetter ist für U-Boot - Nachtangriffe wie geschaffen, denn ein rechtzeitiges Erkennen der Gefahr ist für das Angriffsobjekt fast unmöglich. Da gibt es nur einen Grundsatz: wer erkannt ist, der ist erledigt, und das gilt nicht zuletzt auch für das U-Boot, das in diesem Falle glatt gerammt und durch Wasserbomben vernichtet wird."

Wieder fahren wir Quadrat nach Quadrat ab und bieten so jedem U-Boot die Gelegenheit zu zweimaligem Angriff, der sich meist in Sekundenschnelle abspielt und an die Wachsamkeit des Angreifers die höchsten Anforderungen stellt. Wenn die großen Scheinwerfer der „Saar" das Dunkel zerreißen und die Morse-Blitze durch die Nacht zucken, wenn gespenstisch die Positionslaternen der U-Boote aufleuchten, dann lebt etwas von der Romantik des nächtlichen Seekrieges auf, die in der Vorstellung so vieler Laien lebendig ist, während in Wirklichkeit eine solche U-Boots-Nachtübung eine verdammt nüchterne und ernste Angelegenheit ist, die zumal bei solchem Wetter aus Offizieren, Mannschaften und Schiffen das Letzte herausholt.

„Si vis pacem, para bellum" — Wenn du den Frieden willst, mache dich kriegstüchtig" — sagt der Lateiner und das ist das beglückende Bewußtsein, das wir von dieser für uns Landratten so erlebnisreichen Fahrt mit nach Hause nehmen: Die Kriegsmarine und besonders die U-Boot-Waffe des nationalsozialistischen Deutschland ist eine stolze Wehr, die bei Tag und Nacht nur einen Ehrgeiz kennt, sich des besonderen Wohlwollens des Führers und Obersten Befehlshabers der Wehrmacht würdig zu erweisen. Wer Segelluft schnuppern will, braucht eine Seemacht als Schutz des Friedens und Offiziere und Mannschaften unserer deutschen Seemacht sind einzig von dem Gedanken beherrscht, dem Schutz und Ansehen ihres Vaterlandes in der Heimat wie draußen in der Welt zu dienen. Unsere blauen Jungens sind darum heute wieder der Stolz des geeinten Großdeutschland.

Der Musterdiener als Dedektiv

Kriminalkomödie um eine Perlkette — John war ein Menschenkenner

John ist ein Musterdiener, wie ihn nur die Blüte des englischen Adels ihr eigen nennen kann. John weilte mit seinem Herrn, dem ehrenwerten Sir Francis Cathawan, an der französischen Riviera, als die kleine Kriminalkomödie begann, die nunmehr das Gericht von Nizza beschäftigen wird. Sir Cathawan hatte die Bekanntschaft zweier Französinnen, Mutter und Tochter, gemacht und konnte nicht umhin, Mademoiselle Arlette, die Tochter, ungemein reizvoll zu finden. In punkto Menschenkenntnis war ihm jedoch sein Kammerdiener John weit überlegen, dem die zwei Damen aus Gründen, über die sich ein englischer Kammerdiener nicht unbefragt äußert, keinen guten Eindruck machten.

Erst vor Gericht erklärte John, warum er im Gegensatz zu seinem Herrn von Anfang an der Ueberzeugung war, daß Madame und Mademoiselle Blanche irgendwie anrüchig waren: sie aßen und tranken zu viel bei dem Souper, das sein Herr den beiden Damen gab, als daß sie wirklich vornehmer Herkunft hätten sein können. Im Anschluß an das Souper hatte Sir Cathawan ein Briefchen von der schönen Arlette erhalten, in dem er gefragt wurde, ob er zufällig und versehentlich die Perlkette, die ihm Fräulein Arlette während des Essens gezeigt hatte, in die Tasche gesteckt habe. Tatsächlich befand sich die erwähnte kostbare Kette, wie Sir Cathawan erblassend feststellte, in der Innentasche seines Fracks. Er mußte sie ganz in Gedanken eingesteckt haben, obwohl der Kammerdiener John das sofort ausgeschlossen hielt. Mit vielen Entschuldigungen brachte der Engländer die Kette, begleitet von einem Blumenstrauß, der jungen Französin zurück.

Wie gesagt, aber war er, als Arlette mit gerunzelter Stirne versicherte, das sei nicht ihre Perlkette, denn es sei eine falsche Perlkette, während ihre eigene, wie man jederzeit nachweisen könne, echt sei. Empört wies Sir Francis die Zumutung zurück, daß er die Kette vertauscht habe. Man rief sofort einen Juwelier herbei, der die Kette als eine geschickte Imitation bezeichnete. Er fügte hinzu, die beiden Damen Blanche hätten vor etwa einem Monat bei ihm eine echte Kette gekauft. Was war da zu machen? An den Angaben des Juweliers konnte niemand zweifeln, und so war Sir Cathawan schon nahe daran, sein Scheckbuch zu ziehen, um weiteren Unannehmlichkeiten in dieser ochsenmäßigen Sache zu entgehen, als sein Kammerdiener John in die Ereignisse eingriff und sich auf Grund seiner Menschenkenntnis als ein wahrer Meisterdetektiv entpuppte.

John hatte, wie gesagt, daran Anstoß genommen, daß die beiden Damen so viel gegessen und getrunken hatten. Als sich nun die Bogenheit mit der Perlkette zurog, zog er stillschweigend zu einem Juwelier und fragte, wie lange die Anfertigung einer Imitation von solcher Feinheit dauern könnte. Der Juwelier erklärte, das nehme mindestens drei Tage in Anspruch. Wie sollte also sein Herr eine Perlenkette ausgetauscht haben, nachdem seit jenem verhängnisvollen Mahl mit dem auffallend großen Alkoholkonsum erst zwölf Stunden vergangen waren? Diese Frage genügte John, um zur Polizei zu gehen und ohne Wissen seines Herrn Anzeige gegen die Damen Blanche zu erstatten. Die Polizei nahm sich der Sache auch sogleich an, und siehe da, sie faßte bei dieser Gelegenheit zwei lange gesuchte Hochstaplerinnen, die systematisch männliche Riviera-Besucher mit geschickten Tricks und Erpressungen um Geldbeträge erleichtern. Arlette hatte dem etwas benebelten Engländer eine falsche Kette in die Tasche geschmuggelt, die sie bei einem anderen Juwelier nach dem Original hatte anfertigen lassen und an jenem Abend in der Tasche trug. Der Kammerdiener John entlarvte diesen Schwindel und bewahrte seinen Herrn vor einem großen Geldverlust.

An Bord der „Karimata"

Wie die Reste des Schatzschiffes wieder ans Licht kommen

Tag und Nacht wird an Bord des riesigen Baggerschiffes „Karimata" gearbeitet, denn die gute Jahreszeit dauert an der sturmgepeitschten holländischen Küste nur kurz, und nun die Schatzsucher, die sich hier bemühen, das Gold der „Lutine" zu heben, Glück haben wollen, so müssen sie sich beeilen. So rasselt Tag und Nacht die endlose Kette der 130 riesiger Stahleimer 20 Meter tief auf den Meeresboden herunter und bringt von da die Geheimnisse ans Tageslicht, die der Sand 140 Jahre lang hier festgehalten hat. Unaufhörlich entleeren die Eimer ihren Inhalt in die 18 Meter lange Trommel oder das Sieb, das die verschiedenen Gegenstände sortiert. Ein Mitarbeiter der Daily Mail, Herbert Antcliffe, hat den Bagger besucht und schildert seine Eindrücke:

„Während die Trommel sich dreht, werden von mehreren Punkten aus Sturzbäche von Wasser hineingeleitet, um die jahrhundertealte Schicht von Sand, Ton und Muscheln hinwegzuspülen, die sich an den kostbaren Ueberresten festgesetzt hat. In der Oeffnung des Zylinders, einer gähnenden Höhlung von etwa 3½ Metern Durchmesser, und mitten in diesen Wasserströmen stehen drei Männer in Oelzeug und Südwestern, breite Schaufeln in der Hand, und suchen, suchen, suchen nach irgendwelchen Gegenständen von Wert oder Interesse. Wenn der eine oder andere von ihnen auf einen Schiffsüberrest stößt, exquisit er ihn und reicht ihn dem Aufseher auf der „Niagara-Brücke", einem soliden eisernen Gebilde, das sich über dem tobenden Kessel erhebt. Dieser prüft und reinigt den Gegenstand und liefert ihn an die Vergungs-Autoritäten ab. Ein aufregender Augenblick war es, als die Baggereimer unerwartet eine Muschelbank gefaßt hatten und Tonnen von Muscheln in die Trommel stürzten und die Männer bei ihrer Arbeit zu verschlingen drohten. „Mehr Wasser! Schickt mehr Wasser!" telephonierte der Aufseher den Mechanikern, die den Zustrom regeln, und noch stärkere Ströme stürzten von allen Seiten herab, um die Masse in die Abzugskanäle zu spülen. Ein paar Augenblicke sah es so aus, als ob der Bagger sich verstopfen würde. Die drei Männer fanden schon bis an die Knie in Muscheln, und ein paar andere mußten herbeigerufen werden, um ihnen zu helfen. Aber erst als die Geschwindigkeit der Baggereimer herabgesetzt wurde, war es möglich, die Trommel wieder klar zu bekommen.

So geht die Bergungsarbeit vorwärts, wärend ähnliche Verzögerungen häufig eintreten. Gestern fand die Besatzung von etwa 3½ Metern Durchmesser, und mitten in diesen Wasserströmen stehen drei Männer in Oelzeug und Südwestern, breite Schaufeln in der Hand, und suchen, suchen, suchen nach irgendwelchen Gegenständen von Wert oder Interesse. Wenn der eine oder andere von ihnen auf einen Schiffsüberrest stößt, exquisit er ihn und reicht

Trotzdem

Harry Piel

mit Arbeiten zur Zeit sehr überhäuft ist — er weilt augenblicklich im Auslande, um die Außenaufnahmen für einen neuen Film zu drehen — fand er Zeit, den Lesern des „7. Tages" einen Kartengruß zu schicken.

Wir danken ihm dafür.

Der zersägte Nanga Parbat /

Bergriesen gehen auf Reisen — Das Münchner Alpine Museum stellt in Breslau aus

In der Reichssportausstellung, die anläßlich des Deutschen Turn- und Sportfestes 1938 in Breslau veranstaltet wird, finden zwei große, bis ins Einzelne nachgebildete Reliefs des Nanga Parbat und des Großglockner, die dem Alpiner Museum in München entliehen sind, große Beachtung.

Hört es sich nicht seltsam an: zur gleichen Zeit, da eine Gruppe mutiger deutscher Bergsteiger mit dem Einsatz ihres Lebens um den Gipfel ihrer über den 8000 Meter hohen Nanga Parbat ringt, stützt ein einziger Mann die Hand auf den Gipfel, setzt die Säge an und zerteilt den Bergriesen kunstgerecht in Blöcke. Man könnte an das Werk eines Titanen glauben, die nach alten Sagen tonnenschwere Felsstücke wie Kieselsteine ins Tal zu schleudern und nach Belieben Berge zu versetzen vermögen, wenn man nicht wüßte, daß es sich hier um ein großes Relief des Nanga Parbat handelt, das im Vorjahr von Dipl.-Ing. Fritz Ebster, Innsbruck, im Maßstab 1:10 000 für das Alpine Museum geschaffen wurde und dort inzwischen zu einem Hauptanziehungspunkt dieser einzigartigen Sammlung des Deutschen Alpenvereins geworden ist.

Gleichzeitig mit dem Relief des Großglockner wurde nämlich auch das Relief des trotzigen Riesen vom Himalaja in mehrere Teile zerlegt und wohlverpackt in großen Kisten nach Breslau gebracht, wo diese Schaustücke in der Reichssportausstellung des Deutschen Turn- und Sportfestes 1938 einen Ehrenplatz erhielten. Auch das Muster einer Alpenvereinshütte und schöne Bilder aus den deutschen Bergen wurden dem Münchener Bergmuseum entliehen, in dem eine Welt eingefangen ist, die nur dem Mutigen gehört. Da türmen sich in den Sälen die schneebedeckten Gipfel, grünt das Eis der Gletscher und neigen sich die Wipfel der Wettertannen-Meisterwerke, aus Pappmaschee gefertigt, die bis in die kleinsten Einzelheiten den echten Bergen nachgebildet sind. Jede Sennhütte, jeder Weg und jeder Steig sind hier der Wirklichkeit entnommen, jedenfalls hat man daran gearbeitet, bis to ein Fünftausender, der in diesen Saus an der rauschenden Isar höchstens 2 Meter mißt, emporwuchs. Allein für die Nachahmung der Wälder, die den Gebirgsstock der Jungfrau umsäumen, benötigte man über 600 000 winzige Drahtbürstchen, die fein säuberlich an den Hochwaldhängen eingegipst wurden.

Es sind eigenartige Besucher, die oft vor den hundert Bergen des Museums stehen. Sie kommen mit Rucksack, Bergstock und Eispickel und weilen lange vor einem dieser Modelle, machen sich Skizzen davon oder sprechen nur von einer einzelnen Felswand oder von einem Kamin, der sich ihnen hier in naturgetreuer Nachbildung darbietet. Junge Männer, die eine schwere Partie vorhaben, benützen das Relief „ihres" Berges zuerst als Studienobjekt, bevor sie sich an das Original wagen.

Tausende von Dingen, die mit dem Zauberreich der Berge zusammenhängen, hat Landgerichtsrat a. D. Karl Müller, der Schöpfer des Museums, in einem Vierteljahrhundert hier zusammengetragen. Da sieht man unter Glas und Rahmen das Erzeugnis eines Gletscherflohs der also nicht nur in fröhlichen Gstanzln und Schnaderhüpfeln existiert, sondern wirklich auf dem ewigen Eis sein Dasein führt. Die älteste Zeichnung eines Edelweiß, ein mit 40 000 Zinnfäden hergestellter Teppich mit Edelweißmuster, die zu allem zu verwendenden Rutschbretter, die als Vorgänger der Schneeschuhe anzusehen sind, eine Erlaubniskarte, die man noch im Jahre 1901 besitzen mußte, wenn man im Salzkammergut einen Gipfel besteigen wollte, und noch viele andere ernste und exotische Requisiten aus der Frühzeit der Touristik sind in diesem einzigartigen Museum vereinigt, durch dessen Fenster an föhnigen Tagen die Zinnen und Grate der nahen Alpen leuchten.

Haus, Hof und Garten

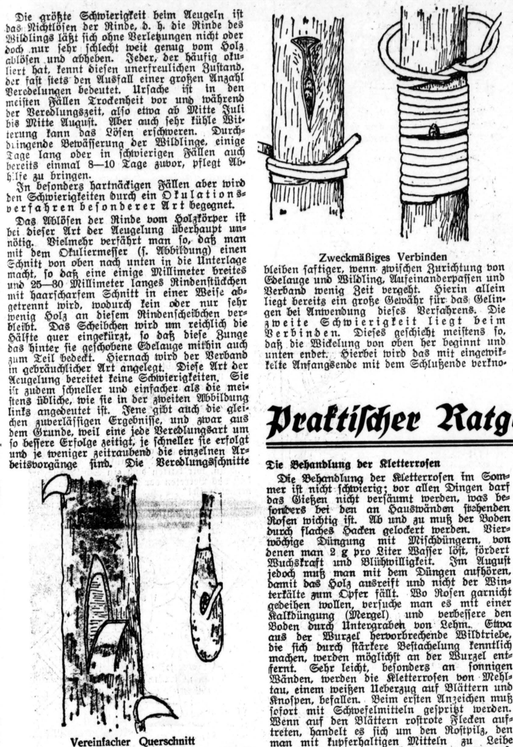
Zwei Schwierigkeiten beim Kugeln und ihre Behebung

Von Gartenbaudirektor A. Janson

Die größte Schwierigkeit beim Kugeln ist das Nichtlösen der Rinde, d. h. die Rinde des Wildlings läßt sich ohne Verletzungen nicht oder doch nur sehr schlecht weit genug vom Holz ablösen und abheben. Jeder, der häufig okuliert hat, kennt diesen unerfreulichen Zustand, der fast stets den Ausfall einer großen Anzahl Veredelungen bedeutet. Ursache ist in den meisten Fällen Trockenheit vor und während der Veredlungszeit, also etwa ab Mitte Juli bis Mitte August. Aber auch sehr kühle Witterung kann das Lösen erschweren. Durchdringende Bewässerung der Wildlinge, einige Tage lang oder in schwierigen Fällen auch bereits einmal 8—10 Tage zuvor, pflegt Abhilfe zu bringen.

In besonders hartnäckigen Fällen aber wird den Schwierigkeiten durch ein Okulationsverfahren besonderer Art begegnet.

Das Ablösen der Rinde vom Holzkörper ist bei dieser Art der Augelung überhaupt unnötig. Vielmehr verfährt man so, daß man mit dem Okuliermesser (s. Abbildung) einen Schnitt von oben nach unten in die Unterlage macht, so daß eine einige Millimeter breites und 25—30 Millimeter langes Rindenstückchen mit haarscharfem Schnitt in einer Weise abgetrennt wird, wodurch kein oder nur sehr wenig Holz an diesem Rindenscheibchen verbleibt. Das Scheibchen wird um reichlich die Hälfte quer eingekürzt, so daß diese Zunge das hinter sie geschobene Edelauge mithin auch zum Teil bedeckt. Hiernach wird der Verband in gebräuchlicher Art angelegt. Diese Art der Augelung bereitet keine Schwierigkeiten. Sie ist zudem schneller und einfacher als die meistens übliche, wie sie in der zweiten Abbildung links angedeutet ist. Jene gibt auch die gleichen zuverlässigen Ergebnisse, und zwar aus dem Grunde, weil eine jede Veredlungsart um so besser Erfolge zeitigt, je schneller sie erfolgt und je weniger zeitraubend die einzelnen Arbeitsvorgänge sind. Die Veredlungsschnitte



Zweckmäßiges Verbinden

bleiben faltiger, wenn zwischen Zurichtung von Gelauge und Wildling, Aufeinanderpassen und Verband wenig Zeit vergeht. Hierin allein liegt bereits ein große Gewähr für das Gelingen bei Anwendung dieses Verfahrens. Die zweite Schwierigkeit liegt beim Verbinden. Dieses geschieht meistens so, daß die Wickelung von oben her beginnt und unten endet. Hierbei wird das mit eingewickelte Anfangsende mit dem Schlußende verknotet. Handelt es sich um Wildlinge, die als Halb- und Hochstämme gedacht sind, also in die Krone veredelt werden sollen, dann ist dieses Verfahren durchaus zweckmäßig, obwohl die Verknotung der beiden Enden umständlich und zeitraubend ist. Schwierig wird hingegen die Sache, wenn auf den sog. Wurzelhals veredelt wird, wie dieses zu Buschrosen und oft auch zu Obstbäumen gewünscht wird. In solchen Fällen soll die Augelung stets dem Boden möglichst dicht auftäuben, und zwar aus Sicherheitsgründen, aber auch aus solchen der Zweckmäßigkeit. Derart veredelte Rosen bezw. Obstbäume sind windbruchsicherer (Rosen besonders auch frostsicherer) als solche, deren Veredelungsstelle über dem Boden stehen. Buschrosen werden zum Schutz gegen harte Fröste eingehäufelt. Es gibt keine bessere Frostsicherung, als die durch Anhäufelung mit der umgebenden Erde. Neuerdings beginnt man auch wohl das Anwachsen und gute Ueberwintern der Obstbaumveredlungen auf den Wurzelhals, indem im Herbst jede Wurzelhalsveredlung bis über die Veredlungsstelle mit Erde eingehäufelt wird. Das kann natürlich nur dann geschehen, wenn das Edelauge unmittelbar an der Bodenoberfläche steht. Um das zu erreichen, muldet erfahrene Veredler das Erdreich, welches unmittelbar an den Wildling herum ansteht, im Umkreis von etwa 20—25 Zentimeter aus, damit die veredelnde Hand mehr Arbeitsbewegungsraum hat. Diese Mulden erleichtern natürlich auch das Verbinden. Erfolgt dieses wie gebräuchlich von oben nach unten, dann ist aber trotzdem die Verknotung der Bastenden ungemein schwierig. Deshalb beginnt der erfahrene Veredler die Verbände zu Wurzelhalsveredlungen nie oben, um dicht am Boden zu enden und zu verknoten, er beginnt unten und wickelt nach oben. Hier wird auch nicht mit dem üblichen Knoten gebunden, sondern der Verband mit einer Doppelschlinge in der Art geschlossen, wie es unsere zweite Abbildung rechts zeigt.

Praktischer Ratgeber

Die Behandlung der Kletterrosen

Die Behandlung der Kletterrosen im Sommer ist nicht schwierig; vor allen Dingen darf das Gießen nicht verfäumt werden, was besonders bei den an Hauswänden stehenden Rosen wichtig ist. Ab und zu muß der Boden durch flaches Hacken gelockert werden. Vieretwa 2 g pro Liter Wasser löst, fördert Wuchskraft und Blühwilligkeit. Im August jedoch muß man mit dem Düngen aufhören, damit das Holz ausreift und nicht der Winterkälte zum Opfer fällt. Wo Rosen garnicht gedeihen wollen, versuche man es mit einer Kalkdüngung (Mergel) und verbessere den Boden durch Untergraben von Lehm. Etwa aus der Wurzel hervorbrechende Wildtriebe, die sich durch stärkere Beschaffenheit kenntlich machen, werden möglichst an der Wurzel entfernt. Sehr leicht, besonders an sonnigen Wänden, werden die Kletterrosen von Mehltau, einem weißen Ueberzug auf Blättern und Knospen, befallen. Beim ersten Anzeichen muß sofort mit Schwefelmitteln gespritzt werden. Wenn auf den Blättern rostrote Flecken auftreten, handelt es sich um den Rostpilz, da man mit kupferhaltigen Mitteln zu Leibe gehen muß. Auch Blattläuse treten gerne auf. Hier muß mit käuflichen Nikotinmitteln gespritzt werden.

Während des Sommers sind alle von unten neu erscheinenden Triebe sorgfältig anzubinden, damit kann man, wenn gar zu viele hervorstreichen, einige herausschneiden, um die stehenbleibenden zu stärken. Die im Laufe des Sommers wachsenden Triebe bilden nämlich das Blütenholz für das nächste Jahr!

H. Wiese.

Warum fallen die Sauerkirschen vor der Reife ab?

Es erscheint bisweilen rätselhaft, daß trotz heiter Sortenwahl, Bodenbearbeitung und Düngung, also Maßnahmen, die zu reichlicher Blüte und reichlichem Fruchtansatz führen, die Früchte binnen kurzem gelb werden und abfallen. Wenn man auch bekanntlich der Baum — vor allem bei sehr reichlichem Fruchtansatz — die Früchte nicht alle vollkommen ausbilden und halten kann, so ist doch in vielen Fällen die mangelnde Bewässerung an dem Abfallen der unreifen Früchte schuld. Das Wasser hat die lebenswichtige Aufgabe, die Nährstoffe im Boden aufzulösen, sie also aufnahmefähig zu machen und alsdann den Pflanzen zuzuführen. Fehlt es an Wasser, so bleiben die besten Nährstoffe im Boden ungenutzt, die Bäume werden unterernährt, und bleiben in der Leistung mehr oder weniger zurück. Den letzten Rest von Wasser ziehen die Blätterkronen, so daß die Früchte welken und fallen müssen. Bei Wassermangel fallen immer die an der Außenseite der Blütenbüschel befindlichen Früchte zuerst ab.

Es muß daher vor allem bei länger anhaltender Trockenheit — stets für ausreichende Bewässerung gesorgt werden, wobei Brunnen- und auch Leitungswasser zunächst gemieden werden sollte, weil es zu niedrige Temperaturen hat und nicht genügend Sauerstoff und Nährstoffe enthält. Man verwendet abgestandenes Wasser, wenn möglich von stehenden Gewässern (Weiher, See usw.) oder von fließenden Gewässern (Bäche).

Oft ergeben Untersuchungen, daß die unreifen Früchte wegen ungenügender Befruchtung abfallen, wobei die Samenanlagen z. T. völlig verkauft sind. Ungenügende Befruchtung kann eintreten, wenn der Blütenstaub mit dem der weiblichen Teil befruchtet wurde, nicht die genügende Keimkraft besitzt, um die Eianlagen im Fruchtknoten ausreichend befruchten zu können, die dann absterben.

Will man auf die Blüte und Fruchtbildung im nächsten Jahre gut einwirken, und das gilt ganz allgemein für die Obstbäume, so ist es sehr ratsam, die Sauerkirschen spätestens im Juli mit etwa 40 g im Wasser gelösten Nitrophoska oder 30 g Kalaphos je qm herwurzelter Fläche nachzudüngen. Es können dadurch bis zum Laubabfall Reservestoffe gebildet werden, unter deren Einfluß es dem Baum im nächsten Sommer gelingt, viel mehr schöne Früchte bis zur Reife durchzubringen.

Adolf Will.

„Der 7. Tag" antwortet

Magenwurmseuche bei jungen Schaflämmern. (A. M. in B.) Bei einigen meiner jüngeren Schafe stellte sich in letzter Zeit Bleichsucht und Abmagerung ein. Ein Nachbar vermutet, daß es sich um die Magenwurmseuche handelt. Wie äußert sich diese?

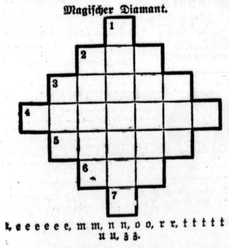
Antwort: Bei Schaflämmern und auch bei den Jährlingen wird oftmals der gedrehte Palisadenwurm beobachtet, der den befallenen Tieren durch Blutentziehung und Absonderung von Giftstoffen gefährlich wird. Es ist dies ein kleiner 1:3 Zentimeter langer, fadenförmiger Wurm, der sich hauptsächlich im Labmagen aufhält. Das äußere Krankheitsbild ist ähnlich wie bei der Bandwurmseuche. Die Wolle ist matt, trocken und wächst schlecht. Trotz guter Freßlust stellt sich Bleichsucht und Abmagerung ein. Was die Bekämpfung der Krankheit anbelangt, so ist eine Behandlung zumeist von Erfolg gekrönt, solange die Tiere noch kräftig sind. Die erkrankten Tiere füttere man zweckmäßig mit Möhren, Haferschrot und Gerstenschrot. Neuerdings hat sich bei der innerlichen Behandlung Kupferlecksalz besonders bewährt. Weidetieren verabreicht man dieses Mittel in Form von losem Leecksalz oder in Form von Lecksteinen. Um die Würmer auf den Weideplätzen zu bekämpfen, empfiehlt sich eine reichliche Düngung mit Thomasmehl, Kalkstickstoff und vor allem mit Pferdejauche. Wurmkranke Tiere läßt man zweckmäßig nicht auf die Weide, da durch sie die Parasiten stark verbreitet werden.

Um die genauen Ursachen der Krankheit festzustellen, empfiehlt es sich jedoch, einen Tierarzt zu Rate zu ziehen.

Suchbild.

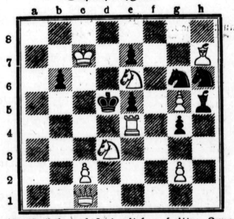
Wieviel Personen sind auf diesem Bilde?

Magischer Diamant.



Leeeeee, mm, nn, oo, rr, ttttt, uu, ss.

Schachaufgabe

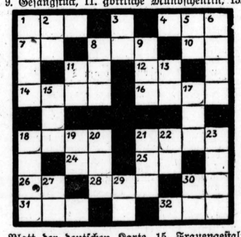


Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Kontrollstellung: (17). Weiß (9): Kf7; De1; Lb7; Te4; Sb3, e6; Bc2, g2, g5. — Schwarz (8): Kb5; Lb5; Sg6, h6; Bb6, e5, e7, g4.

Silbenkreuzworträtsel.

Waagerecht: 1. wissenschaftlicher Streit, 4. langbalsiges birnenförmiges Glasgefäß, 7. Wortkürzung, 8. weiblicher Personenname, 10. kleines Raubtier, 11. griechische Sagengestalt, 12. südamerikanische Hauptstadt, 14. italienische Landschaft, 16. Laubbaum, 18. südamerikanischer Freistaat, 21. Name eines Sonntags, 24. germanischer Volksstamm, 25. Mustkzeichen im Psalter, 26. Stadt in Italien, 28. stetes Gleichbleiben, 30. Halbaffe, 31. Dankgottesdienst, 32. wertender Berichterstatter. — Senkrecht: 1. Berg bei Neapel, 2. kleines Faß, 3. Provinz und Stadt in Italien, 5. Kalifenname, 6. Haus- und Reisegerät, 8. Südfrucht, 9. Gesangstück, 11. göttliche Mundschenkin, 13.



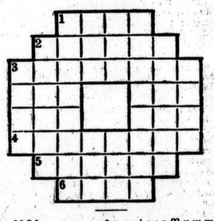
Blatt der deutschen Karte, 15. Frauengestalt aus „Don Carlos", 17. Harzart, 18. Familienname der Napoleoniden, 19. spanische Seestadt, 20. tierisches Produkt, 21. volkstümliche Bezeichnung für Dummheit, 22. geistliches Kleidungsstück, 23. Geschichtsforscher, 27. Insektenlarve, 29. Stadt in Italien, 30. französischer Schriftsteller.

Magische Figur.

aaaaaaaa, bbbbb, ddd, eeeee, gg, hh, iiiii, lllll, mmmm, nnnnn, oo, rrrrr, ssssss, uu.

Die Buchstaben ergeben, richtig eingesetzt, waagerecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung:

1. Wohnstätte. 2. Stadt in Vorderindien. 3. Einklang. 4. afrikanische Insel. 5. verabredetes Zeichen. 6. männliches Haustier.



Auflösungen aus voriger Nummer

Illustriertes Kreuzworträtsel: Waagerecht: Wirt, Bube, Salz, Page. — Senkrecht: Riese, Stolz, Puppe, Geige. In dieser Reihenfolge sind die Wörter einzustellen.

Vorsetzrätsel: Java, Umtrunk, Gewand, Erntland, Nachbar, Dambrich, Holstein, Entlaß, Reform, Breisgau, Einband, Rektor, Gewehr, Erfurt. — Jugendherberge.

Neckisch: Eulen / Spiegeln.

Blühend: Kuchs(le).

Magische Figur: 1. Turkestan, 2. Groenland, 3. Sensation, 4. Statistik, 5. Mandoline.

Tierkundliches magisches Kreuz: 1. Sperber, 2. Giebig, 3. Habicht.

Silbenrätsel: Natur ist Wahrheit, Kunst die höchste Wahrheit. — 1. Nordlicht, 2. Armband, 3. Träumerei, 4. Untreue, 5. Rollschuh, 6. Intermezzo, 7. Seerose, 8. Tehuantepec, 9. Wohlgemuth, 10. Apfelmus, 11. Herodot, 12. Reklame, 13. Hagenow, 14. Europa, 15. Jrrwisch, 16. Tannhäuser, 17. Känguruh, 18. Utopie, 19. Nurmi, 20. Stuart.

Dreierlei: Strumpf — Trumpf — Rumpf.

Kleine Nötigung

Die Rechnung für Haferbart macht 9,50 RM. Sie ist quittiert, und der Lehrling, der sie gebracht hat, harrt der Bezahlung. Haferbart will gern bezahlen. Aber vielleicht wird sich das nicht machen lassen. „Ich habe nichts Kleineres als einen Zwanzigmarkschein."

Der junge Mann holt zwei Fünfmarkstücke heraus. „Oh, es geht — für den Fall hat mir der Meister schon zehn Mark mitgegeben."

„Da hätte er aber 10,50 Mark mitgeben sollen."

„Nee, er hat gesagt, die fuffzig Pfennige kriegst du ja als Trinkgeld."

Versprechen

Der Chef war überaus zufrieden.

„Ich gebe Ihnen zwanzig Mark mehr im Monat — aber Sie dürfen es keinem Menschen sagen!"

Der Angestellte strahlte: „Darauf können Sie sich verlassen! Nicht einmal meiner Frau!"

(Fliegende Blätter.)

Merkwürdige Frage

Kruke kam in ein Lokal und bestellte Gulasch.

Kruke guckte: „Kellner, bin ich hier im Kino?"

Staunte der Kellner: „Aber nein, wie kommen Sie darauf?"

„Ja", sagte Kruke, „ich wollte doch eigentlich Gulasch und keine Wochenschau!"

Beschäftigungen

Kopper führte den Besucher in den Keller: „Hier züchte ich jetzt Champignons!"

„So, so", meinte der Besucher, „und was stellen all die leeren Flaschen?"

„Ach", sagte Kopper, „das ist nun wieder eine andere kleine Nebenbeschäftigung!"

*

Vereinsmitglied Sülzkaff soll heute seine erste Rede in der Sitzung schwingen. Es ist ihm etwas schwül, und er zieht seinen Rock aus. Nachdem er geendet hatte, tritt der Vorsitzende auf ihn zu und meint: „Sie haben ja ganz gut gesprochen, aber Sie hätten doch den Rock nicht ausziehen sollen. Haben Sie denn nicht bemerkt, daß wir eine ganze Anzahl neuer Mitglieder und auch Gäste hatten?"

„Gewiß, gewiß", sagt Sülzkaff, „das habe ich wohl gesehen, ich habe aber meinen Rock so hingehängt, daß ich ihn dauernd sehen konnte.

*

Pumpke schaut am Sonntagnachmittag friedlich aus dem Fenster. Da prallt er zurück und stürzt zur Gattin.

„Eben ist Onkel Paul aus der Straßenbahn gestiegen. Gerade heute schleppt ihn der Satan hierher!"

„Was, ist Tante Alma auch dabei?"

(Neue J. Z.)

Verständlich

„Es ist mir unbegreiflich, wie der Maler Före Küche in zwei Tagen hat fertigstellen können, während er für meine eine ganze Woche gebraucht hat."

„Das ist doch verständlich, lieber Nachbar. Meine Köchin ist fünfzig Jahre alt und Ihre achtzehn."

(Karikaturen.)

*

„Ja, ja, Ihr Roman ist ja recht gut geschrieben, aber, wissen Sie, ich verlege nur Werke von Autoren mit einem bekannten Namen!"

„Ausgezeichnet! Mein Name ist Müller!"

Sein Wunsch

Der kleine Karl ist krank und muß das Bett hüten. Der Arzt wird geholt.

„Na", meint der freundlich, „nun wollen wir mal sehen, was dem Karlemann fehlt!"

Sagt Karlemann: „Ja, hoffentlich ist es was Seltenes!"

Abflug

Bubber kommt spät aus dem Geschäft heim. Guckt der kleine Willi: „Gespannt bin ich ja bloß, was du heute wieder für 'ne Ausrede hast!"

*

„Aber Edgar, du wirst doch wissen, was ein Spiegel ist. Wenn du dich gewaschen hast und du willst sehen, ob dein Gesicht sauber ist, wirst du guckst du da?"

„Ins Handtuch, Herr Lehrer."

Sein Kummer

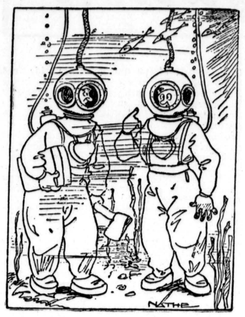
„Fräulein Margot, wollen Sie nicht mein Los mit mir teilen?"

„Aber gehn's, Sie spielen ja doch nur ein Achtel!"

„Wat, der olle Kneisel is dot?"
„Ja, wissen Sie, die Liebe und der Suff!"
„So, jeliebt hat der ooch?"
„Na ja, den Suff!"

(Neue Illustrierte Zeitung.)

Die lachende Welt



„Hein, ich muß mal schnell nach oben, ich habe doch so'ne verdammte Brummfliege im Heim."

„Seien Sie unbesorgt, Sie sind nicht verrückter als ich."

„Bedeutet das, daß ich gesund bin oder . . .?"

Söndagsnisse Strix.

„Wie haben unsere Vorfahren es nur fertiggebracht, daß sie von dem leben konnten, was sie auf der Jagd geschossen haben?"

Telegraaf.

„Herr, sehen Sie nicht, daß die Bank frisch gestrichen ist?"

„Keine Angst, ich bin doch kein kleines Kind, ich werde sie Ihnen nicht schmutzig machen!"

Der Landmesser

„Mann, gehen Sie mir doch aus dem Weg, ich bin doch kein Photograph!"

Zeichnungen (4): Hannesen (M).

Richtiger

Mumme hat einen neuen Wagen: „Den habe ich auf Raten gekauft."

Sagt Humme: „Das heißt also, Sie kaufen noch?"

Anpassung

Der Schuhwarenhändler sagte: „Ich lasse meine Kundinnen immer jeden Schuh unter der Lupe betrachten!"

„Ach, wegen etwaiger Mängel?"

„Nein, weil die Lupe verkleinert!"

Frage

Mucke saß im Theater.

Hinter ihm wisperten zwei.

Mucke dreht sich empört um: „Ruhe!"

„Na, wat denn", meint sein Hintermann, „sind Sie denn vielleicht zum Schlafen hierhergekommen?"

Der erste Sommerausflug

Muckes haben am letzten Sonntag den ersten Sommerausflug gemacht. Karlchen Mucke, der Zehnjährige, wählt daher diesen Ausflug zum Thema eines Aufsatzes, und er schreibt:

„Unser Ausflug am letzten Sonntag war großartig. Mein Vater fiel vom Baum, als er die Hängematte festmachen wollte, meine Mutter verbrühte sich die Finger beim Teekochen, und meine Schwester Erna setzte sich in einen Ameisenhaufen. Ich habe mich selten so gut amüsiert wie am Sonntag."

Ob's stimmt?

Dame (fragt den Schaffner zum fünftenmal): „Ach, entschuldigen Sie, bitte, ist dies auch wirklich der richtige Zug nach München?"

Schaffner: „Die Bahndirektion, der Zugführer, der Stationsvorsteher, der Heizer, das Personal im Speisewagen und ich sind davon überzeugt."

Bescheid

Schusterjunge: „Meester, wie heißt et eijentlich: der Lack, die Lack oder das Lack?"

Meister: „Dämlack!"

Vorgebeugt

„Was sind denn das für Namensschilder an deiner Tür? Ein Ringkämpfer und ein Jiu-Jitsumeister? Seit wann hast du denn Untermieter?"

„Habe ich nicht. Ich hänge die Schilder immer nur hin, wenn ich verreise und die Wohnung leersteht."

(Fliegende Blätter.)

*

„Ich verlange von Ihnen 8000 Mark Schadenersatz. Die Brücke, auf der mein Mann sich ein Bein gebrochen hat, war schlecht und hätte gesperrt werden müssen."

„Nun, wir hatten doch ein Schild angebracht, daß das Betreten der Brücke bei 5 Mark Strafe verboten ist!"

„Gut, dann können Sie die 5 Mark von dem Schadenersatz abziehen!"

(Berlingske Tidende.)

Qualität

„Mäxchen, sag' mal, hast du nicht meine Klebetube gesehen . . .?"

Der Beweis

Storke will einen gebrauchten Wagen kaufen.

Der Autoverkäufer sagt: „Diesen Wagen hier kann ich Ihnen ganz besonders empfehlen, er ist unverwüstlich!"

„Na, na . . .", zweifelt Storke.

„Doch", meint der Autoverkäufer, „den haben nämlich schon fünf Käufer zurückgebracht!"

Der ungeladene Tischgast

Ein Mann, der es liebte, sich ungeladen in die Gesellschaft Speisender zu drängen, um mitzuspeisen, setzte sich einst an einen mit einem duftenden Hammelbraten gedeckten Tisch, um den sich eine Reihe von Freunden versammelt hatte.

„Wen kennst du denn hier am Tisch?" fragte der Gastgeber.

„Den da!" antwortete der Fremde und zeigte auf den Hammelbraten . . .

Zufall

Heck kommt zu Geck, um ihn anzupumpen.

Sagt Geck: „Glauben Sie an die Duplizität der Ereignisse?"

„Wie meinen Sie das?"

„Nun, gerade wollte ich zu Ihnen, um Sie anzupumpen!"

*

Tante Jutta kommt in die Sommerfrische. Tante Jutta studiert die Mienen der Gäste an der Mittagstafel und murmelt unzufrieden vor sich hin: „Zu ärgerlich, die Leute sehen hier alle so zufrieden aus!"

Der Bastler

Die Mutter kam ins Zimmer: „Um Gottes willen, Hugo, was machst du denn dort oben auf dem Kleiderschrank?"

Meinte Hugo kleinlaut: „Ich will erst mal sehen, was du dazu sagst, daß ich die Standuhr auseinandergenommen habe!"

Der gute Wagen

Mucke hat einen sehr gebrauchten Wagen gekauft. Aber billig, billig.

Huber betrachtet den Wagen kritisch und meint dann: „Mensch, den bringen Sie nur gleich zum Autoschlachter!"

„Unmöglich", meint Mucke, „wie würde das wohl aussehen! Dort habe ich ihn doch eben erst hergeholt!"

*

Arzt: „Nanu, Herr Schwämmle, schon die dritte Flasche Wein?"

Schwämmle: „Ach, wissen Sie, Herr Doktor, mein Jüngster möchte sich gern einen Schwimmgürtel machen, und da trink' ich so lange, bis ich die nötigen Proppen für ihn beisammen habe!"

Vorsicht

„Ich bewerbe mich um die ausgeschriebene Stellung."

„Haben Sie Großmütter?"

„Nein, nicht eine! Wieso?"

„Sie sind angestellt! Ihr Vorgänger hatte nämlich vier Großmütter, und die pflegten jeden Monat mehrere Male zu sterben."

Der Schreck

Bauschel geht in ein vornehmes Lokal.

Bauschel bestellt: „Bringen Sie mir nur Ihr Spezialgericht!"

„Bitte sehr!"

Dann aber fällt Bauschels Blick auf die Speisekarte, und er brüllt entsetzt: „Sie, Kellner, aber, bitte, nur für fünfzig Pfennig davon!"

Köbes und Pitter

Köbes und Pitter machen eine Wochenendfahrt nach Helgoland. Bei der Ankunft des Dampfers an der Insel steigt ein Taucher aus dem Wasser. Da klopft Pitter dem Köbes auf die Schulter und sagt: „Köbes, dat möte mer gewoht han, dann wäre mer och zu Foß gegange."

Anzeigenpreise

Jeder 1 mm hohe, 2 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf., für kleine einspaltige private Anzeigen 10 Pf., für einspaltige Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile, 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. — Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt, Paderborn. Postscheckkonto: Westf. Volksblatt, Paderborn, Hannover 3504.

Herdfeger
löst den Schmutz, putzt leicht

Graue Haare sind in 8 Tg. natürl. d. „O-B-V-". Rm 1,85 portofr. Bei Nichterfolg Geld zurück. O. Blocherver Augsburg 11/29

Ohrenleiden läßt sich vermeiden durch AKUSTIKA die sanftgel. Schallsonde. Ohrprothe. Wochtlar bei Zugluft, Wind u. Baden. In Apoth. u. Drog. 30% 90 Rk. AKUSTIKA-SPANDAU

Die Wiederholung Ihrer Anzeige bringt größten Erfolg!

Schlankheit in der Tasche — Schlank bleibt man durch den bewährten Richtertee. Wenn die Zeit dazu fehlt, nimmt man Drix-Tabl. oder Dragees aus den wirksamen Drogen von Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskräutertee auch als Drix-Tabletten—Drix-Dragees

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Joh. Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Jos. Joh. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; f. d. Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck u. Verlag: Westfäl. Volksblatt GmbH., Paderborn. Verlagsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. — „Der 7. Tag": 2. Vj. 38: 27 653. Zurzeit ist Preisliste Nr. 8 gültig.

8. Jahrg. – Nr. 30 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 24. Juli 1938
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)
Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Was tun, *wenn man nichts zu tun hat?*

Das ist ja zu natürlich: jeder, der Tag für Tag seine beiden Hände voll rechtschaffener Arbeit hat, träumt von Tagen und Stunden, wo er einmal frei von dem immerwährenden Muß die Hände in die Hüften stemmen könnte und sich um keine Arbeit mehr zu kümmern brauchte. Man möchte das nicht so sehr für immer (denn im Grunde will doch jeder der bleiben, der er ist), sondern für eine, wenn auch nicht zu knapp bemessene Zeit. Es ist die heimliche Lust am Abenteuerlichen, die jeder in der Brust trägt, die dahin treibt, auch dieses Lebensgefühl einmal wirklich kennenzulernen: Nichts tun brauchen und trotzdem keine Not leiden, keiner festen Arbeit nachgehen und trotzdem sein Brot auf dem Tisch haben.

Für die allermeisten Volksgenossen kommt heute in jedem Jahr eine solche köstliche Spanne Zeit, wenn es auch nur sechs, acht, zehn Tage sind. Tage, an denen kein Büro, keine Werkbank, kein Ladentisch warten, die einem mit allen Stunden, restlos und ohne jede Einschränkung geschenkt sind: Ferientage. Was also tun? „Oh ich weiß schon was ich tun werde! Ich werde . . .". Und dann sprudeln soviel Antworten hervor, wie Fragen gestellt sind. Jeder hat natürlich sein Steckenpferd oder er vermeint es wenigstens zu haben: Das Motorrad, das Paddelboot, der Garten, die Tauben, der Sport, die Bücher, kleine Kunstfertigkeiten und tausend andere Dinge, an die sich nur irgendwie ein Menschenherz hängen kann. Und doch sind es verhältnismäßig wenige, die, sind die freien Tage nun plötzlich da, sie auch ganz und gar zur eigenen Zufriedenheit auszufüllen vermögen. Vielen geht es dann doch so wie einem, der seine ganze Sehnsucht auf ein Auto gestellt hat und, bekommt er es nun plötzlich auf irgendeine Weise wirklich geschenkt, feststellen muß, daß er die technischen Voraussetzungen ja gar nicht beherrscht, um ein Auto zu steuern. So ist es auch wirklich nicht so einfach, mit zehn freien Tagen etwas anzufangen, wenn man, wie man sagt, „nichts zu tun hat", das heißt, seiner ordentlichen, gewohnten Arbeit nicht nachzugehen braucht. Natürlich, man kann ja schlafen, sich an den Strand legen und den Tag gewissermaßen zwischen Schlafen, Essen und „Hindösen" aufteilen. Solche Tage können sogar ein großer Genuß sein (man braucht sie meistens als ersten Ferientag, um sich von allen Schlacken der Arbeitszeit zu befreien), aber die ganzen Ferien so auszufüllen, werden wohl nur wenige als für sich befriedigend bezeichnen. Die allermeisten wollen doch auch in den Ferien nicht nur „dalein", sondern auch irgendwie aktiv sich betätigen, etwas tun, was zwar außerhalb ihres eigentlichen Berufsbereichs liegt und doch für sich selbst oder wenigstens an sich nützlich ist.

Das Nächstliegendste ist natürlich das Reisen; aber auch das ist ja bekanntlich zum eigenen Nutzen und wirklichen Gewinn viel schwerer getan als gesagt. Wenn man reist, möchte man das ja nicht nur tun, um die freien Stunden im Eisenbahnabteil oder im Autobus zuzubringen, sondern man möchte ein neues Stück des großen Vaterlandes und innerlich von ihm Besitz ergreifen. Dazu gehört aber einige geistige und seelische Vorbereitung, und man sollte die Tage vorher nicht nur mit Kofferpacken verbringen. Man kann Sport treiben, aber auch dazu gehört Planmäßigkeit, man kann Bücher lesen, und auch das sollte man nicht aufs Geratewohl tun. Es ist schon eine Kunst für sich, das Feiernmachen . . .

Sonst könnte sich einer plötzlich mitten in seinem Urlaub erlappen, wie er tapfer dabei ist, die „Zeit totzuschlagen". Auch das gibt es ja. Man hat Zeit, man weiß nicht, was man mit ihr beginnen soll, also „schlägt man sie tot". Genau so (ganz im Vertrauen und unter uns), wie wenn auf der Arbeitsstelle an einem Nachmittag mal wenig oder gar keine Arbeit anfällt; was ist das für eine Anstrengung, die letzten zwei Stunden bis zum Feierabend herumzubringen. Genau so könnte es einem ja in den Urlaubstagen ergehen. Man wartet schließlich nur noch darauf, daß die Zeit herumgeht, daß der Tag kommt, der die erste altgewohnte Tagesarbeit wieder bringt. Man wird unzufrieden und mißmutig; man guckt scheel auf die anderen. Stunde um Stunde rinnt wertlos dahin, und der Aerger wächst haushoch. Es ist aber sicherlich ebenso anstrengend, „die Zeit totzuschlagen" (was immer nur zum Teil gelingt), wie es ist, sich vorher zu überlegen, was man nun in den Urlaubstagen sich vornehmen will. — Wenn man aber schon gar nichts anderes mehr zu tun vermag, also gewissermaßen völlig verzweifelt mitten im Glück sitzt (ein Bild das vorzustellen sich sicherlich lohnt), dann sollte man wenigstens noch eines tun: ein fröhliches Gesicht machen! Warum? Nun, damit man nicht auffällt und die anderen im Glück nicht stört. Diese Uebung soll dann auch zum Nutzen haben, daß einem leichter noch etwas einfällt, an das sein Ferienherz zu hängen sich lohnt. In allerletzter Stunde und Minute gewissermaßen. Es ist dann noch alles gerettet. Das nächste Mal wird man ja klüger geworden sein, damit es einem nicht wieder so ergeht. Schändlich wäre das doch!

Sehen Sie nur auf unserem Titelbild die Hansi Knoteck an, wie sie lacht und glücklich ist. Sicherlich hat sie ihre Ferien glücklich bereits gefunden. Was wir übrigens von allen unseren Lesern hoffen möchten. Ob sie nun schon Ferien gehabt haben oder noch haben werden. Und wenn sie sich auch mit einem kurzen Feierabend begnügen müßten; wenn er ausgefüllt ist, und wäre es mit einem nachbarlichen Gespräch, wird er von Nutzen sein und ein zufriedenes Herz stiften. Das ist der Schatz, durch den der Aermste glücklicher sein kann als der Reichste. Lk.

Worauf zielt das? / Hansi Knoteck beim Sport in den Ferien (Foto: Ufa)

Ein Pferd, ein Hahn und ein Sack Salz

Von Friedrich Bröger

„Also, meine Herren, eine Erkenntnis aus meinem südamerikanischen Abenteuer ist die von der Kompromißlosigkeit, mit denen die Dinge und Geschöpfe in der Wildnis begabt sind."

Das sagte Herr Brömmel, ein großer, weißhaariger Mann, der in seiner Jugend einmal einige Zeit in Südamerika gewesen war. Er hatte von seinem Abenteuer weiter nichts gehabt als die Gelegenheit, nach seiner Rückkehr darüber zu philosophieren. Denn er war ein Philosoph von Gemüt. Deshalb setzte er seinen Geschichten immer die Moral voraus, er wollte ja nichts erzählen, sondern etwas beweisen. Im übrigen war er der Besitzer eines angesehenen Gasthauses, und er war besonders beliebt bei den Kunstschülern und Studenten. Man konnte bei ihm gut und billig essen und zu seinen Geschichten pflegte er einen ausgezeichneten Kognak zu reichen.

Herr Brömmel stellte also seine Erkenntnis fest, und dann füllte er vier Gläser. Er hatte mit dem Beginn seiner Geschichte solange gewartet, bis sich die Tafelrunde aufgelöst hatte, denn er liebte kleine Gesellschaften und pflegte weder seinen Kognak noch seine Geschichten zu verschwenden.

„Wie gesagt, die Geschöpfe und die Dinge in der Wildnis sind in ihrer Existenz kompromißlos, ja feindselig. Diese Tatsache habe ich bei einem komischen Erlebnis erfahren, als ich etwa einen Monat im Lande war. Ich bekam nämlich von den Kameraden, mit denen ich gemeinsam eine Farm bewirtschaftete, den Auftrag, auf dem Markt von Asuncion einen Sack Salz und einen Hahn einzukaufen. Das Salz war uns nämlich ausgegangen, der Hahn ebenfalls, und zwar in den Urwald, wo ihn irgendein kriechendes, laufendes oder fliegendes Tier gefressen hatte. Ich ritt auf dem Braunen Bronco, den man mir wegen seiner Sanftmut empfohlen hatte, zu dem Markt von Asuncion. Dort kaufte ich das Salz und den Hahn und ritt wieder heimwärts. Den Hahn trug ich unter dem Arm und den Sack hatte ich hinten auf dem Sattel festgeschnallt. Und nun begannen die Verwicklungen. Der Hahn spürte den Drang in sich, zu krähen, und er tat es auch. Aber Bronco, der sanfte Braune, konnte gerade das Krähen nicht vertragen und bockte jedesmal wild, wenn er es hörte. Bemerken Sie, meine Herren, bis jetzt ist in der Geschichte noch nichts Philosophisches zu entdecken, ausgenommen vielleicht das Gesetz von Ursache und Folge: Der Hahn krähte, infolgedessen bockte das Pferd, infolgedessen flog mir der Salzsack ins Kreuz.

Da es weder den menschlichen Knochen, noch der menschlichen Selbstachtung förderlich ist, auf einem Pferd zu reiten, das sich benimmt, als wenn es den Schluckauf hätte, wollte ich die Sache abstellen. Ich beruhigte das Pferd, ich tätschelte es zärtlich, dann weniger zärtlich, zuletzt versuchte ich, ihm die Ohren zuzuhalten. Es half alles nichts. Bronco handelte kompromißlos nach seiner Natur. Dann versuchte ich den Hahn zu veranlassen, sein Krähen einzustellen. Ich packte ihn bei den Füßen und ließ seinen Kopf nach unten hängen, er krähte; ich hielt ihn links und dann rechts hinaus in die Luft und schließlich legte ich ihn auf den Sattel, aber er krähte unentwegt. Der kreischige Ringkampf mit Pferd, Hahn und Sack erregte natürlich heiteres Aufsehen auf dem Markt, denn es ist ja nichts für den Menschen erfreulicher, als seinen Mitmenschen in einer unerfreulichen Lage zu sehen. Da packte ich in meiner Verzweiflung den Hahn beim Hals und stellte ihm die Luft ab, aber nur ganz sanft. Es unterblieb zwar das Krähen, aber dafür machten sich leichte Anzeichen von Leichenstarre bei dem Hahn bemerkbar und ich mußte wieder loslassen. Seinen Wiedereintritt in das Leben begrüßte der Hahn — Sieg oder Tod! — mit einem besonders lauten Krähen, so daß mich Bronco beinahe in einen Marktstand geschleudert hätte. Endlich gab mir ein hilfreicher Eingeborener den Rat, ich sollte dem Hahn den Schnabel zubinden. Ich tat es und nun konnte ich zunächst ungestört heimwärts reiten. Der Hahn krähte zwar manchmal noch, aber nur ganz leise und sozusagen unterirdisch und Bronco reagierte auch nur andeutungsweise. Ich hatte schon den größten Teil des Weges hinter mir, da gelang es dem Hahn plötzlich, seinen Kopf frei zu bekommen und er begrüßte diese Tat auf seine Weise. Bronco aber bockte so heftig, daß ich mit Hahn und Salzsack in den Straßengraben fiel.

Der Sturz hatte weder mir noch dem Hahn geschadet. Ich setzte den Vogel ins Gras, um das Pferd wieder einzufangen. Mit einem Triumphgeschrei eilte der Hahn sofort in die Büsche und ich mußte gewaltig laufen, um ihn wieder zu bekommen. Dann nahm ich den Hahn unter den Arm und näherte mich dem Pferd. Aber kaum sah Bronco den Hahn, als er sich schnaubend entfernte, weder Locken noch Drohen half. Er stellte mich vor die Wahl: Pferd oder Hahn! Aber da meine Aufgabe hieß: Pferd und Hahn und außerdem noch Salzsack, so mußte ich versuchen, aus unvereinbaren Elementen ein Kompromiß zu schließen. Was ich in der nächsten Stunde alles anstellte, um dieses Kompromiß zustande zu bringen, kann ich Ihnen gar nicht erzählen, ohne Sie zu langweilen. Es war ein einsamer Weg, kein Mensch kam vorüber. Ich durfte den Hahn nicht loslassen, sonst entkam er mir, anderseits konnte ich aber das Pferd nur einfangen, wenn ich den Hahn losließ. Zuerst versuchte ich, Bronco zu überlisten, indem ich den Hahn hinter meinem Rücken versteckte, aber Bronco bemerkte die List und galoppierte davon. Dann baute ich aus abgerissenen Zweigen einen Käfig für den Hahn. Er scharrte zweimal verächtlich, da lag der Bau in Trümmern. Zuletzt versuchte ich, den Hahn so mit dem Salzsack zu beschweren, daß das krähende Vieh zwar die Bewegungsfähigkeit, aber nicht das Leben verlor. Auch das mußte ich nach vielen Versuchen aufgeben, das Problem war eben unlösbar."

Aber es wäre doch gelöst worden, meinten die Gäste. Sonst müßte Herr Brömmel als konsequenter Philosoph noch heute an einer einsamen Urwaldstraße sitzen und über die Lösung des Problems nachgrübeln. Herr Brömmel lächelte.

„Es ging wie bei so vielen unlösbaren Problemen, die Lösung kam von oben, oder, wenn Sie wollen, aus der Natur. Wer von Ihnen eine geistreiche Lösung erwartet hat, wird wahrscheinlich enttäuscht sein. Bronco, der nach seinem Abendfutter lechzte, trabte plötzlich davon, in der Richtung zur Farm und ich folgte ihm, mit Salzsack und Hahn beladen. Als ich den Kameraden meine Geschichte erzählte, lachten sie mich natürlich aus. Sie sahen eben nur das Komische und konnten das Gefühl nicht nachfühlen, wenn ein Problem aufwächst, wie ein Baum in den Himmel wächst und alles überschattet."

Die Gäste hatten artig zugehört, hatten gelacht, wo es am Platze war und ließen nun ihre Meinung hören. Es wurde Verschiedenes gesagt über die Tücke des Objekts, und einer meinte, Herr Brömmel züchte Probleme, wie andere Leute Hunde oder Karteen und freue sich ihres Wachstums. Es wäre aber doch ein Wunder, daß in dieser Atmosphäre, geladen mit dem Pulver des Geistes, ein Gasthaus so gut gedeihen könnte; daß dem problematischen Wirt nicht die Gläser in der Hand zerbrächen, daß der Wein sich nicht in Essig verwandle und daß die Gäste nicht alle Zechpreller wären.

Herr Brömmel lächelte geschmeichelt und meinte abschließend, indem er eine neue Erkenntnis ankündigte:

„Meine Herren, das bringt uns zu einer neuen Erkenntnis, die mir ebenfalls aus meiner südamerikanischen Zeit gediehen ist. Nämlich: Man lasse nur die Bäume in den Himmel wachsen, die einem nicht im Garten stehn. Aber diese Geschichte erzähle ich ein anderes Mal."

Herr Genslein stellt sich um

Heitere Kurzgeschichte von H. Klockenbusch

Tobias Genslein hätte einen sorgenfreien, behaglichen Lebensabend genießen können, wenn er nicht gezwungen gewesen wäre, ständig seine Hausangestellte zu wechseln. Herr Genslein war durchaus nicht anspruchsvoll, zahlte guten Lohn und ließ es auch an freundlicher Behandlung seiner Wirtschafterin nicht fehlen. Dennoch nahm der Aerger kein Ende. Kaum eine der zahllosen Haushälterinnen, die bei ihm beschäftigt gewesen waren, hatte länger als einige Monate im Bereiche der Gensleinschen Küche gewaltet. Oft hatte es schon nach wenigen Tagen einen höflichen Auftritt mit anschließender Kündigung gegeben und dann hatte wieder das verdrießliche Suchen nach einer neuen Kraft begonnen. Einen weniger sanftmütigen Mann als Herrn Genslein hätten diese Dinge zum Menschenfeind machen können.

Die Ursache all dieser Mißhelligkeiten bestand in einer persönlichen Eigenart Herrn Genslein. Er empfand nämlich einen unüberwindlichen Widerwillen gegen eine Untugend, die nach seiner Ueberzeugung nur Frauen eigen war: die Neugier! Die Feststellung, daß seine jeweilige Haushälterin in dieser Hinsicht ebensowenig eine Ausnahme darstellte wie ihre Vorgängerinnen, genügte, um seinen Zorn zu entfesseln und die obengenannten Folgen herbeizuführen. Und bislang war dieser Ausnahmefall, der allen Unannehmlichkeiten ein Ende bereitet hätte, nicht eingetreten. Herr Genslein hatte mit allen trübe Erfahrungen gemacht. Die eine schwatzte zuviel mit anderen Hausangestellten in der Nachbarschaft, die andere hatte ihn mit neugierigen Fragen belästigt, eine dritte hatte an der Tür gehorcht, und eine vierte war ertappt worden, als sie in seine, auf dem Schreibtisch herumliegenden Papiere Einblick nahm. Jeden einzelnen Fall hatte Herr Genslein mit Angabe des Grundes, der zur Kündigung geführt hatte, in ein Heft eingetragen, das er in der Schublade seines Schreibtisches aufbewahrte. Er gedachte diese Eintragungen als Beweismaterial zu vermenden, falls einmal einer seiner Bekannten die Vermutung aussprechen sollte, er sei vielleicht an seinem Mißgeschick doch nicht ganz schuldlos.

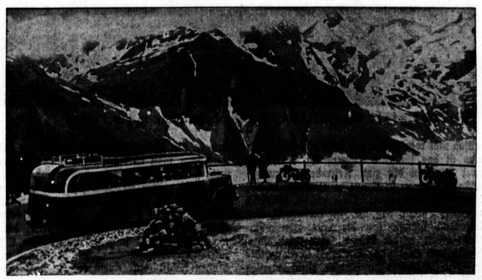
Wieder einmal hatte eine „Neue" ihren Einzug gehalten. Sie hieß Adele Kluge und machte einen vortrefflichen Eindruck. Nach wenigen Tagen bereits war Genslein davon überzeugt, eine tüchtige Kraft gefunden zu haben. Ihr Fleiß, ihre Ordnungsliebe und Sauberkeit übertrafen alle Erwartungen, und ihre Kochkunst war über jedes Lob erhaben. Mit Schaudern dachte Genslein an den Tag, da sich herausstellen würde, daß auch dieses Muster an Tüchtigkeit, diese Verkörperung aller hauswirtschaftlichen Tugenden, nicht frei war von jener Eigenschaft, gegen die er nun einmal eine fast krankhafte Abneigung hatte. Genslein wußte, daß es ihm trotz allem nicht gelingen werde, über eine solche Entdeckung hinwegzusehen. Und er wußte, daß dieser Tag kommen würde, denn er hatte es aufgegeben, an die Möglichkeit einer Ausnahme zu glauben. Auch die Tatsache, daß er im Verlaufe der nächsten Wochen nicht den geringsten Anlaß fand, Fräulein Adele Kluge der verhaßten Untugend zu verdächtigen, vermochte seine Ueberzeugung nicht zu erschüttern. Seine Freude darüber, daß ihm diese tüchtige Kraft so lange erhalten blieb, wurde durch die Gewißheit, eines Tages doch eine Enttäuschung zu erleben, erheblich beeinträchtigt. Schließlich begann dieser ganz und gar ungewohnte Zustand sogar, ihn ein wenig zu beunruhigen, so daß er beschloß, sich um jeden Preis Gewißheit zu verschaffen. Genslein ging, wenn er Adele beiläufig, ob sie auch schon bemerkt habe, daß Kühnemanns im zweiten Stock recht unfreundliche Leute wären. „Das weiß ist nicht", sagte Adele darauf. „Ich bin nicht neugierig und kümmere mich nicht um die Angelegenheiten anderer Leute!"

Seit diesem Tage begann Genslein einzusehen, daß es allen Erfahrungen zum Trotz doch noch eine Ausnahme darstellte wie ihre Vorgängerinnen, genügte, um seinen Zorn zu entfesseln und die obengenannten Folgen herbeizuführen. Und bislang war dieser Ausnahmefall, der allen Unannehmlichkeiten ein Ende bereitet hätte, nicht eingetreten. Herr Genslein hatte mit allen trübe Erfahrungen gemacht. Die eine schwatzte zuviel mit anderen Hausangestellten in der Nachbarschaft, die andere hatte ihn mit neugierigen Fragen belästigt, eine dritte hatte an der Tür gehorcht, und eine vierte war ertappt worden, als sie in seine, auf dem Schreibtisch herumliegenden Papiere Einblick nahm. Jeden einzelnen Fall hatte Herr Genslein mit Angabe des Grundes, der zur Kündigung geführt hatte, in ein Heft eingetragen, das er in der Schublade seines Schreibtisches aufbewahrte. Er gedachte diese Eintragungen als Beweismaterial zu verwenden, falls einmal einer seiner Bekannten die Vermutung aussprechen sollte, er sei vielleicht an seinem Mißgeschick doch nicht ganz schuldlos.

Wieder einmal hatte eine „Neue" ihren Einzug gehalten. Sie hieß Adele Kluge und machte einen vortrefflichen Eindruck. Nach wenigen Tagen bereits war Genslein davon überzeugt, eine tüchtige Kraft gefunden zu haben. Ihr Fleiß, ihre Ordnungsliebe und Sauberkeit übertrafen alle Erwartungen, und ihre Kochkunst war über jedes Lob erhaben. Mit Schaudern dachte Genslein an den Tag, da sich herausstellen würde, daß auch dieses Muster an Tüchtigkeit, diese Verkörperung aller hauswirtschaftlichen Tugenden, nicht frei war von jener Eigenschaft, gegen die er nun einmal eine fast krankhafte Abneigung hatte. Genslein wußte, daß es ihm trotz allem nicht gelingen werde, über eine solche Entdeckung hinwegzusehen. Und er wußte, daß dieser Tag kommen würde, denn er hatte es aufgegeben, an die Möglichkeit einer Ausnahme zu glauben. Auch die Tatsache, daß er im Verlaufe der nächsten Wochen nicht den geringsten Anlaß fand, Fräulein Adele Kluge der verhaßten Untugend zu verdächtigen, vermochte seine Ueberzeugung nicht zu erschüttern. Seine Freude darüber, daß ihm diese tüchtige Kraft so lange erhalten blieb, wurde durch die Gewißheit, eines Tages doch eine Enttäuschung zu erleben, erheblich beeinträchtigt. Schließlich begann dieser ganz und gar ungewohnte Zustand sogar, ihn ein wenig zu beunruhigen, so daß er beschloß, sich um jeden Preis Gewißheit zu verschaffen. Genslein ging, wenn er Adele beiläufig, ob sie auch schon bemerkt habe, daß Kühnemanns im zweiten Stock recht unfreundliche Leute wären. „Das weiß ist nicht", sagte Adele darauf. „Ich bin nicht neugierig und kümmere mich nicht um die Angelegenheiten anderer Leute!"

Seit diesem Tage begann Genslein einzusehen, daß es allen Erfahrungen zum Trotz doch noch eine Ausnahme darstellte wie ihre Vorgängerinnen, genügte, um seinen Zorn zu entfesseln und die obengenannten Folgen herbeizuführen. Und bislang war dieser Ausnahmefall, der allen Unannehmlichkeiten ein Ende bereitet hätte, nicht eingetreten. Herr Genslein hatte mit allen trübe Erfahrungen gemacht. Die eine schwatzte zuviel mit anderen Hausangestellten in der Nachbarschaft, die andere hatte ihn mit neugierigen Fragen belästigt, eine dritte hatte an der Tür gehorcht, und eine vierte war ertappt worden, als sie in seine, auf dem Schreibtisch herumliegenden Papiere Einblick nahm. Jeden einzelnen Fall hatte Herr Genslein mit Angabe des Grundes, der zur Kündigung geführt hatte, in ein Heft eingetragen, das er in der Schublade seines Schreibtisches aufbewahrte. Er gedachte diese Eintragungen als Beweismaterial zu verwenden, falls einmal einer seiner Bekannten die Vermutung aussprechen sollte, er sei vielleicht an seinem Mißgeschick doch nicht ganz schuldlos.

Wieder einmal hatte eine „Neue" ihren Einzug gehalten. Sie hieß Adele Kluge und machte einen vortrefflichen Eindruck. Nach wenigen Tagen bereits war Genslein davon überzeugt, eine tüchtige Kraft gefunden zu haben. Ihr Fleiß, ihre Ordnungsliebe und Sauberkeit übertrafen alle Erwartungen, und ihre Kochkunst war über jedes Lob erhaben. Mit Schaudern dachte Genslein an den Tag, da sich herausstellen würde, daß auch dieses Muster an Tüchtigkeit, diese Verkörperung aller hauswirtschaftlichen Tugenden, nicht frei war von jener Eigenschaft, gegen die er nun einmal eine fast krankhafte Abneigung hatte. Genslein wußte, daß es ihm trotz allem nicht gelingen werde, über eine solche Entdeckung hinwegzusehen. Und er wußte, daß dieser Tag kommen würde, denn er hatte es aufgegeben, an die Möglichkeit einer Ausnahme zu glauben. Auch die Tatsache, daß er im Verlaufe der nächsten Wochen nicht den geringsten Anlaß fand, Fräulein Adele Kluge der verhaßten Untugend zu verdächtigen, ver-



Mit der Kraftpost nach Italien

In Kürze steht die Eröffnung der beiden großen zwischenstaatlichen Kraftpostlinien von München durch Tirol und die Dolomiten nach Venedig bevor. Aus diesem Anlaß fand dieser Tage eine Pressefahrt statt. — Der Kraftpostwagen auf der Großglocknerstraße unterwegs nach Linz. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Dies nebenbei

Mal ins Kino gehen wir alle gern; wir sind dann mit einem Programm aber reichlich zufrieden und haben uns dabei auch zumeist ausgezeichnet unterhalten. Die amerikanischen Kinobesitzer aber glauben ihren Besuchern mit einem Programm nicht genug zu bieten; sie haben darum das „Zwei-Schlager-Programm" seit langem in ihren Theatern eingeführt. Es werden zwei abendfüllende Filme mit Kultur- und Trickfilm gezeigt, so daß die Abwicklung des Programms immerhin vier bis fünf Stunden in Anspruch nimmt. Schmerzende Augen und schmerzender Kopf sind das Ende solcher „Mammutvorstellungen", wie die amerikanische Reklame sie nennt. Die Aerzte warnen, die Filmproduzenten stöhnen, und dennoch bleibt es bei dem Lockwort der Werbung: „Bezahle einen Film und sieh dir zwei dafür an!". Es gibt aber durchaus auch Kinos, die drei abendfüllende Filme zeigen, und auf die tollsten Reklame-Ideen für die Hebung des Kinobesuches verfallen. Man setzt Preise für die fleißigsten Kinobesucher aus: Parfümerien, Hunde, Fahrräder, Küchenöfen, sogar Autos kann man durch eifrigen Kinobesuch gewinnen. Das Tollste leistete sich aber wohl ein Filmtheaterkonzern in New-England, der den Hausfrauen den Lohn für ein Dienstmädchen zu vergüten sich bereit erklärte, wenn die betreffenden Hausfrauen jeden Abend das Kino besuchen. In anderen Kinos wieder wird kostenlos Schokolade oder Kaffee herumgereicht, — aber alles nur, damit man sich von diesen Riesenprogrammen „rädern" läßt. Da in Amerika jeder Staat seine besonderen Rechtsverhältnisse hat, ist es auch schier unmöglich, diesem Unsinn ein Ende zu machen.

*

Das Bier erfreut sich bei den allermeisten, die es kennen, einer außerordentlichen Beliebtheit. Und wir wissen auch (ein Trost für uns!), daß es in früheren Jahrhunderten gern getrunken worden ist, beispielsweise die alten Aegypter, die Skythen und Kelten erfreuten sich an diesem schäumenden Getränk. Jetzt haben Archäologen einer Expedition des Smithsonian Institutes die Entdeckung gemacht, daß auch die Ureinwohner des amerikanischen Kontinentes schon lange, bevor Columbus Amerika entdeckte, gern getrunken worden ist, beispielsweise die alten Aegypter, die Skythen und Kelten erfreuten sich an diesem schäumenden Getränk. Jetzt haben Archäologen einer Expedition des Smithsonian Institutes die Entdeckung gemacht, daß auch die Ureinwohner des amerikanischen Kontinentes schon lange, bevor Columbus Amerika entdeckte, gern Bier zu brauen verstanden; die Gelehrten fanden nämlich im Westen von Texas eine halbverfallene Höhlenbrauerei, in der die Indianer nach den bisherigen Untersuchungen augenscheinlich schon vor tausend Jahren ein bierartiges, berauschendes Getränk aus der Sotol-Pflanze hergestellt haben. Die Höhle soll nun zu einem Museum ausgebaut werden; das Bier jedoch, wenn auch nicht mehr aus der Sotol-Pflanze gewonnen, erscheint für das Museum durchaus noch nicht reif zu sein . . .

*

Bei den festlichen Veranstaltungen, die zu Ehren des englischen Königs bei seinem Besuch in Paris in Versailles stattfinden werden, wird man als Soloinstrument auch eine Geige hören, die ihre besondere Geschichte hat. Sie trägt nämlich den Namen „Mozartgeige", seit der Knabe Wolfgang Amadeus als Siebenjähriger anläßlich einer Konzertreise nach Paris bei Hofe auf ihr spielte. Wer der Erbauer dieser Meistergeige ist, weiß man nicht genau, doch vermutet man, daß es ein Werk des neapolitanischen Geigenbauers Gagliano ist. Das kostbare Instrument wurde einst der Tochter Ludwigs XV. geschenkt. Durch die Wirren der großen Revolution konnte sie nur mit Mühe gerettet werden. Nun findet sie den Weg zurück in das Schloß Versailles, um bei einem Festkonzert Verwendung zu finden.

*

Ein Sportereignis, das wohl einzigartig in der Geschichte des Fußballs dasteht, fand kürzlich in der Hauptstadt Bulgariens statt. Auf dem Platz waren zwei Ländermannschaften angetreten, und zwar von Rumänien und Bulgarien, aber alle zweiundzwanzig Spieler waren taubstumm. Der Schiedsrichter konnte also nicht durch Pfeifen das Spiel leiten; er half sich mit einer Flagge, mit der er Signale gab. Auch die Zuschauer enthielten sich des Beifalls durch Händeklatschen. Wenn ihnen etwas besonders gefiel schenkten sie lebhaft ihre Taschentücher.

*

Wer hat noch nicht voller Staunen und Bewunderung einem Zauberkünstler zugesehen, der auf der Bühne Menschen verschwinden läßt und Geld herbeizaubert, der Wollknäuel in kleine Vögel verwandelt und unter dessen Sprüchen sich bunte Tücher ineinander verknoten, ohne daß er sie mit den Händen berührt. Wir wissen, daß so ein Mann durchaus nicht mit dem Teufel im Bunde steht, sondern eben ein Meister der Geschwindigkeit und des Tricks ist und sich die Gesetze und Erscheinungen der Natur auf eine besondere und uns wunderbar erscheinende Art und Weise dienstbar macht. Was glauben Sie aber, was das im September in Frankfurt/Main für eine „Zauberei" geben wird, wenn dort die Zauberer aus aller Welt zum 26. Internationalen Kongreß des Magischen Zirkels zusammenkommen und sich gegenseitig die besten Zauberkünste und neuesten Tricks vorführen werden. Mit dem Kongreß ist eine Ausstellung verbunden, in der alles zu sehen sein und vorgeführt werden wird, was es bedeutendes in der Zauberei der Jahrhunderte gibt. Es kommen dort übrigens nicht nur die Berufszauberer, sondern auch die „Amateure" zusammen, unter denen sich Künstler, Rechtsanwälte, Professoren, Angestellte und Arbeiter befinden. Denen, die dort zuschauen können, werden sicher die Funken vor den Augen sprühen von soviel Zauberei . . .

Jo-Jo.

Olüb finbun Iowzun

Blick auf den Neubau der Kongreßhalle am Dutzendteich in Nürnberg

Die Umrisse des wuchtigen Baues sind bereits deutlich zu erkennen. (Atlantic, Zander-Multiplex-K.)

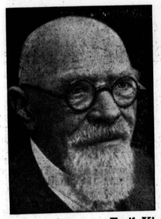


Bild links: **Emil Kirdorf verstarb im Alter von 91 Jahren**

Der bekannte rheinische Wirtschaftsführer, der nicht nur ein kaufmännisches Genie, sondern auch ein Mann mit großen politischen Gesichtspunkten war, starb auf seinem Ruhesitz Streithof. Kirdorf war Träger des goldenen Ehrenzeichens der NSDAP. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Bild mitte: **General Russo**

der Generalstabschef der Faschistischen Miliz, besucht vom 14. bis 22. Juli in Erwiderung des Besuches des Stabschefs der SA. Lutze in Italien, die Reichshauptstadt. Bei dieser Gelegenheit hat er auch den Reichswettkämpfen der SA. beigewohnt. (Pressephoto, Zander-Multiplex-K.)

Bild rechts: **Aegyptens neuer Gesandter in Berlin**

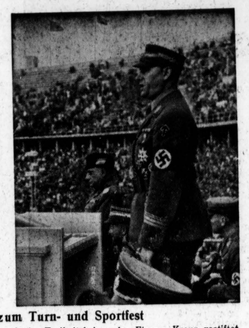
Dr. Mourad Sid Ahmed Pascha, der neue ägyptische Gesandte, überreichte dem Führer und Reichskanzler auf dem Obersalzberg sein Beglaubigungsschreiben. (Scherl Bilderdienst, Zander-K.)

Neueste Aufnahme von den Unruhen in Palästina

In Haifa kam es in der vergangenen Woche wieder zu schweren Unruhen, bei denen mehrere Bomben geworfen wurden. Durch die Bombenwürfe und die sich anschließenden schweren Schießereien wurden über 30 Araber und Juden getötet, zahlreiche Personen schwer verletzt. Weiterhin setzten die Bomben mehrere Gebäude in Brand, wodurch große Werte vernichtet wurden. Unser Bild zeigt den Blick vom Güterbahnhof in Haifa auf die brennenden Gebäude. Das Feuer, durch die auf den Holzlagerplatz geworfene Bombe entfacht, griff schnell um sich. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Chinas teuerste Brücke wurde ein Opfer der Verfolgungskämpfe der Japaner

Die zurückweichenden chinesischen Truppen zerstörten die Stahlbrücke über dem Gelben Fluß, der Nord- von Südchina trennt, um den Japanern die Verfolgung zu erschweren. (Weltbild)



Breslau schmückt sich zum Turn- und Sportfest

Im Breslauer Schloß wurde bekanntlich bei Ausbruch der Freiheitskriege das Eiserne Kreuz gestiftet. Im Rahmen der Ausschmückung zu den Breslau bevorstehenden Festtagen wurde die Fassade des Schlosses mit dem Eisernen Kreuz geschmückt. (Schirner, Zander-Multiplex-K.)

Bild rechts: **General Russo weilte als Gast zu den Reichswettkämpfen der SA. in Berlin**

Der Generalstabschef der faschistischen Miliz konnte die ausgezeichneten sportlichen Leistungen der SA.-Wettkämpfe aus dem ganzen Reich bewundern. Auf unserem Bilde dankt Stabschef Lutze den Wettkämpfern für ihren Einsatz. (Pressebildzentrale, Zander-Multiplex-K.)

Türkische Truppen rücken in den Sandschak ein

Unser Bild zeigt den Empfang der türkischen Truppen, die in Stärke von 2500 Mann in den nordsyrischen Sandschak Alexandrette einrückten. Der türkische Bevölkerungsteil hatte Flaggen gehißt, Blumen gestreut und nach orientalischer Sitte geschlachtete Hammel an den Rand des Weges gelegt. (Scherl Bilderdienst, Zander-Multiplex-K.)

Bild links: **MTSV Leipzig blieb deutscher Handballmeister**

Der MSV Weißenfels wurde im Endspiel mit 6:5 Toren geschlagen. — Eine Kampfszene vor dem Weißenfelser Tor. (Schirner, Zander-Multiplex-K.)

Vom Training der 30 deutschen Teilnehmer für den internationalen militärischen Kraftradwettbewerb in Spa (Belgien) vom 15.—17. Juli

Unser Bild zeigt eine schwierige Balancefahrt mit räderlosem Beiwagen. Beide Begleiter schwingen die abmontierten Räder hoch in der Luft. (Schirner, Zander-Multiplex-K.)

Die Tschecho-Slowakei gibt keine Ruhe

Das frevelhafte Spiel mit der immer wieder erneuten kriegsmäßigen Mobilmachung wird noch immer weiter betrieben. In den sudetendeutschen Orten längs der Grenze wurden alle die Vorbereitungen getroffen, die eine kriegsmäßige Verteidigung verlangen. Die Brücke in der Stadt Kreiwitz, die unser Bild zeigt, hat man durch Sprenglöcher für die Zerstörung vorbereitet. (Zander-K.)

(Zander-K.)

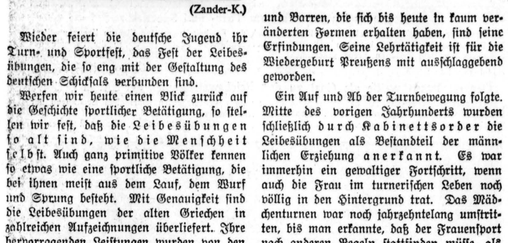
Blick nach Breslau

Gesunder Körper – gesunder Geist

Wieder feiert die deutsche Jugend ihr Turn- und Sportfest, das Fest der Leibesübungen, die so eng mit der Gestaltung des deutschen Schicksals verbunden sind.

Werfen wir heute einen Blick zurück auf die Geschichte sportlicher Betätigung, so stellen wir fest, daß die Leibesübungen so alt sind, wie die Menschheit selbst. Auch ganz primitive Völker kennen so etwas wie eine sportliche Betätigung, die bei ihnen meist aus dem Lauf, dem Wurf und Sprung besteht. Mit Genauigkeit sind die Leibesübungen der alten Griechen in zahlreichen Aufzeichnungen überliefert. Ihre hervorragenden Leistungen wurden von den Dichtern besungen und sind teilweise heute noch unerreicht. Sie beherrschten bereits sämtliche Grundformen des leichtathletischen Wettkampfes, also Laufen, Springen, Werfen, Schwimmen, und dazu kam der Ring- und Boxkampf und das Wagenrennen. In den Olympischen Spielen wurde eine sportliche Kultur entwickelt, die spätere Jahrhunderte nie mehr erreicht haben.

Das Nibelungenlied und auch Tacitus erzählen uns von dem sportlichen Wettkampf der Germanen und von körperlichen Leistungen, die uns heute im Zeitalter der Zivilisation geradezu unfaßbar erscheinen.



Der erste Turnplatz in der Hasenheide

Uebung und Kampf erhalten sich bis zum Mittelalter, sei es durch Spiele des Volkes oder durch die ritterlichen Turniere, wo Mannesmut und kämpferisches Draufgängertum der höchste Einsatz sind.

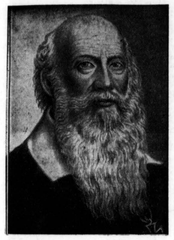
Aus der jahrhundertealten Geschichte des Sports ragt eine Persönlichkeit, deren Name ein Begriff wurde für körperliche Schulung und heldisches Mannestum: Turnvater Jahn. Er ist der Begründer des modernen Turnens überhaupt. Friedrich Ludwig Jahn wurde vor jetzt genau 160 Jahren in Lanz in der Westprignitz geboren. In Greifswald lernte er als Student Arndt kennen, mit dem ihn in der Zeit der deutschen Erniedrigung eine enge Freundschaft und die Tätigkeit für die glühende Idee des deutschen Patriotismus verband. Er kämpfte für ein einiges Deutschland und sah als erster seiner Zeit die Hauptwaffe dieses Kampfes in der sportlichen Ertüchtigung der Jugend. Mit zahlreichen Knabenscharen zog er ins Freie, um sie das „Turnen", so nannte er diese neue Kunst, zu lehren. Im Jahre 1811 eröffnete er den ersten Turnplatz in der Hasenheide bei Berlin. Reck und Barren, die sich bis heute in kaum veränderten Formen erhalten haben, sind seine Erfindungen. Seine Lehrtätigkeit ist für die Wiedergeburt Preußens mit ausschlaggebend geworden.

Ein Auf und Ab der Turnbewegung folgte. Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden schließlich durch Kabinettsorder die Leibesübungen als Bestandteil der männlichen Erziehung anerkannt. Es war immerhin ein gewaltiger Fortschritt, wenn auch die Frau im turnerischen Leben noch völlig in den Hintergrund trat. Das Mädchenturnen war noch jahrzehntelang umstritten, bis man erkannte, daß der Frauensport nach anderen Regeln stattfinden müsse, als die Leibesübungen des Mannes.

Einen neuen Abschnitt bedeutet das Jahr 1896, als der französische Baron De Coubertin die Olympischen Spiele neu ins Leben rief und damit dem gesamten sportlichen Leben einen neuen Auftrieb gab. Die Idee hat einen ungeahnten Widerhall gefunden. Davon weiß Deutschland zu berichten, das im Jahre 1936 zum erstenmal Olympischer Gastgeber war. Alle Länder der Erde haben heute den Wert der Leibesübungen erkannt.

In Deutschland war es der Nationalsozialismus, der dem Sport die Stellung verschaffte, die ihm gebührt. Körperertüchtigung ist gleichbedeutend mit der Sicherheit des Staates. Leibeserziehung sichert die Erhaltung ethischer und moralischer Werte, denn das Wort „In einem gesunden Körper wohnt ein gesunder Geist" hat bis heute seine Gültigkeit behalten. Die Zersplitterung auf dem Gebiete des deutschen Sports ist beseitigt worden, und der Neuaufbau, der erfolgte, fand ein festes Fundament in der traditionsreichen hundertjährigen Geschichte der deutschen Turnerschaft.

Hanns Weissert.

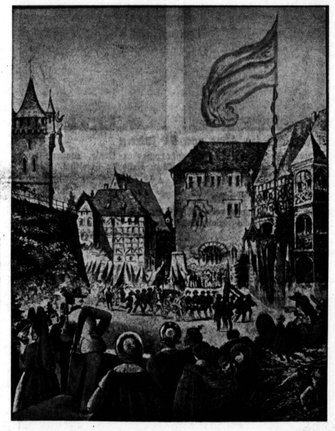


Das Turngerd von Jahn

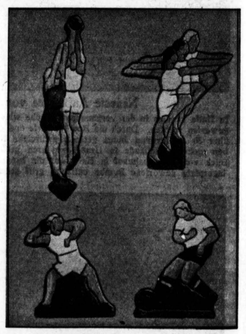
Bild links:
Friedrich Ludwig Jahn, der „Turnvater"

Unten links:
Das erste deutsche Turnfest im Jahre 1860 in Koburg.

Unten rechts:
Karl Friedrich Friesen, Freund Jahns und Mitbegründer des deutschen Turnens. Er fiel als Freiheitskämpfer und Adjutant Lützows 1814 in den Ardennen.



Modernes Frauenturnen
Die Reichsführerinnenschule des Arbeitsdienstes, die ihren Sitz in Finowfurt bei Eberswalde hat, wird in Breslau zum ersten Male neuartige Stabübungen der Oeffentlichkeit vorführen. (Schirner, Zander-Multiplex-K.)



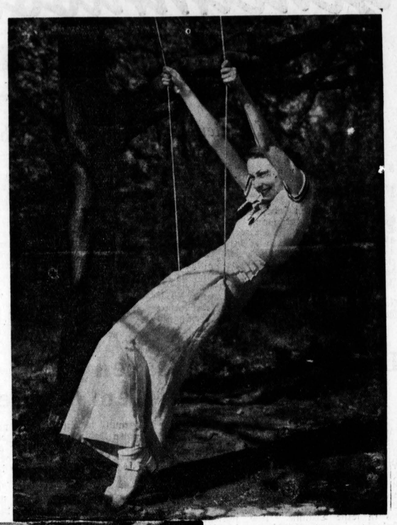
Die Abzeichen zum Deutschen Turn-Sport-Fest in Breslau. (Presse-Foto / Zander-K.)

Achtung!

Der Kameramann der Ufa knipste für den „7. Tag".
Filmkünstler bei ihrer Ferienfreude. — Jeder hat seine Beschäftigung. Aber die künstlerische Arbeit hört nicht auf

Ferienaufnahme!

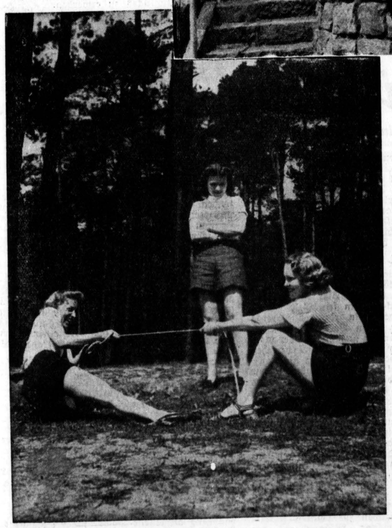
Hansi Knotek unterhält sich in ihren Ferientagen ausgezeichnet mit ihrem Terrier; er ist ihr treuer Begleiter zu jeder Zeit, und daß die beiden sich gut verstehen, zeigt dieses Bild, das uns der Kameramann der Ufa mitgebracht hat.



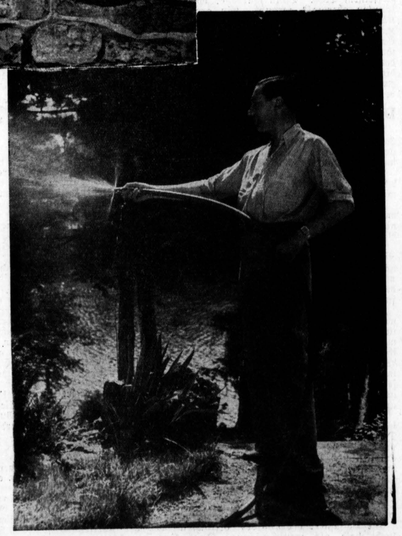
Carola Höhn hat sich eine Schaukel am Baum zurechtgemacht; — sieh acht, Carola, daß der Strick nicht reißt!

Mitte: „Kinder! Wenn wir da mitfliegen könnten!" Das ist der Wunsch von Ingeborg von Kusserow, Greti Hartmann, Hans-Reinhard Knitsch und Marina v. Ditmar.

„Ziehet, ziehet, hebt!" Mady Rahl, Geraldine Katt und Friedel Sandner bei einer lustigen Szene. — Und wer ist am stärksten?



Will Birgel ganz privat als — Gärtner. Wenn der Himmel den Regen nicht schickt, muß er mit der Wasserleitung schon ein wenig nachhelfen. (Fotos: Ufa)



Wenn Sie an einem Ferien-Sommernachmittag ins Kino gehen, vielleicht weil gerade „Ihr" Filmschauspieler Träger der Hauptrolle im Film ist, können Sie sich, dieweil sein abenteuerliches Leinwandleben vor Ihren Augen abrollt (er ist vielleicht gerade einer aufregenden Mordsache auf der Spur oder in Frack und weißer Weste dabei, eine schöne Frau zu verführen), wahrscheinlich nicht vorstellen, daß dieser selbe Mann zur Zeit gerade in seinem Garten in Grunewald oder sonstwo friedlich seine Blumen begießt, weil es halt lange nicht geregnet hat. Aber das ist nun beim Film so: Die Theater brauchen auch im Sommer nicht zu schließen, wenn die Künstler ihre Ausspannung und ihren Urlaub haben. Aber selbst dort haben sie, wie sie sehen, nicht restlose Ruhe; der Kameramann der Ufa war natürlich unterwegs, um für die vielen Filmfreunde Bilder anzufertigen, die zeigen, was ihre Lieblinge in den Ferien anfangen. Hier sehen Sie die Leute: Na sind Sie natürlich überrascht, nicht wahr? Daß Hansi Knotek ihre Ferienfreude mit einem Terrier teilt, daß Willi Birgel seelenruhig Wasser spritzt und Carola Höhn sich eine Schaukel aus Stricken gemacht hat. Es läge ja nahe, etwas Extravagantes von den Künstlern zu erwarten. (Heinz Rühmann war übrigens auf dieser Erde nicht anzutreffen, er übt mit seiner „Motte", seinem Sportflugzeug, Loopings auf den Wolkenwiesen!) Aber im allgemeinen haben die Künstler des Extravaganten in der Spielzeit genug. Da sehnen sie sich in ihren Urlaubstagen nach einem soliden, ungestörten, ländlichen Frieden, weshalb sie ihre Ferien zumeist in ihren Garten- oder Landhäusern vor der Stadt oder draußen im Land verbringen. Das ist der notwendige Ausgleich nach soviel Strapazen der Arbeitszeit; denn da haben sie ja alles, was ihrem Beruf so verlockenden Glanz verleiht, nur eines haben sie nicht: Ruhe. Denn was wir nachher auf der Leinwand sehen, ist ja die Frucht eines langen mühevollen Studiums und restlosen persönlichen, körperlichen Einsatzes. Nun, in den Urlaubstagen können sie aber lachen, ohne daß es im Drehbuch steht, und ein Lied singen, ohne daß es die Aufnahme stört . . .

Und doch vermögen sie sich in den meisten Fällen nicht gänzlich von ihrem Beruf zu lösen. Neue Engagements werden angeboten, Verhandlungen müssen geführt werden und — die großen Rollen der kommenden Spielzeit füllen doch schon die Gedanken aus. Denn jede reife Leistung will bis in jede Einzelheit studiert, jede Rolle will auf ihren Gehalt hin gründlich durchdacht sein. So sind die Ferientage der Künstler und Künstlerinnen oft schon ausgefüllt mit Lektüre, Geschichts- und Quellenstudium. Man sieht, ganz so leicht und lustig, wie es auch mancher ein Künstlerleben denkt, ist es auch nicht. Ein jeder Stand hat seine Mühen.

Lk.

Geheimnisse um funkelnde Diamanten

Abenteuerliche Schicksale berühmter Edelsteine / Von Oskar G. Foerster

3. Fortsetzung

Fouries Ende

Die beiden geben indessen ihren Plan trotz dieses Fehlschlags nicht auf. Besessen von der Sehnsucht nach den Diamanten, versuchen sie alles, um ihn den Negern zu entreißen. Eines Tages aber trennt sich Beltz von Fourie. In einem kurzen Abschiedsbrief teilt sie ihm mit, daß sie seiner überdrüssig sei und daß sie die Jagd nach dem Cullinan allein fortsetzen werde.

Fourie, verzweifelt über die Trennung, stürzt sich nun in tausend Abenteuer, die ihn wegen Raub und Ueberfall mehrmals ins Gefängnis

bringen. Im Jahre 1910 aber wird er neuerdings verhaftet. Die Anklage lautet auf Mord. Sein Opfer ist der Neger Thomas **Mathibe.**

Fourie schweigt über die Motive seiner Tat. An dem Morgen aber, als man ihn zum Galgen führt, sagt er zu seinem Wärter: „Schade, daß man gerade mich aufhängt. Ich bin der einzige Weiße, der den Eigentümer des zweiten Cullinan kennt.

Der Wärter berichtet dem Richter diese merkwürdige Aeußerung. Doch man schenkt ihr keinen Glauben. So nimmt Fourie sein Geheimnis mit in den Tod.

Der „Rubin des Zaren" auf dem Meeresgrund

Im Frühjahr 1987 fällt dem Juwelier Stefan Balogh in Bukarest eine illustrierte amerikanische Zeitschrift in die Hände, die er flüchtig durchblättert. Plötzlich wird sein Blick von dem Bilde eines jungen Mädchens gefesselt, das eine ganze Seite der Zeitschrift einnimmt. Die Schönheit dieses Antlitzes nimmt den Beschauer ganz gefangen. Das Bild läßt ihn nicht mehr los, es verfolgt ihn bis in seine Träume. Und schließlich faßt Balogh einen Entschluß: er schreibt an die Redaktion der Zeitschrift nach New York und bittet sie, ihm die Adresse des Mädchens mitzuteilen.

Bald darauf hält der Juwelier die Antwort in den Händen. Die schöne Joan M. ist 19 Jahre alt, unverheiratet und wohnt in New York. Balogh schreibt ihr sogleich einen Brief, in dem er von dem unauslöschlichen Eindruck berichtet, den ihr Bild auf ihn gemacht hat und bittet um Antwort. Viele Briefe wandern nun über den Ozean.

Das Hochzeitsgeschenk

Im Herbst 1987 wagt es Balogh, der schönen Amerikanerin einen Heiratsantrag zu machen. Nach drei Wochen bangender Erwartung antwortet sie: Sie nimmt den Antrag an! Nur einen Vorbehalt macht sie noch. Sie möchte ihn erst persönlich kennenlernen.

Ueberglücklich trifft sich der Juwelier zur Reise. Das herrliche Geschenk, das er dem geliebten Mädchen geben kann, hat er seit Monaten für Joan aufbewahrt. Es ist einer der schönsten Edelsteine, die je durch seine Hände gingen: der rote „Rubin des Zaren", ein Stein, der nicht minder selten und kostbar ist als die großen, berühmten Diamanten Südafrikas und Indiens.

Seltsam ist auch das Schicksal des Steines. Vor 250 Jahren schmückte er den Thronsessel eines indischen Fürsten; Afghanen entführten ihn, ihr Schah behielt ihn als Talisman bis zu seinem Tode. Dann wurde er von Unbekannten abermals geraubt. Ein armenischer Kaufmann bot ihn um 1850 dem russischen Zaren an, der ihn in seine Krone fügen ließ. Auch der letzte Zar trug ihn, obwohl Rasputin ihn warnte: der Stein bringe Unheil. Nach der russischen Revolution verschwand der Rubin mit anderen Schmuckstücken. Und erst vor zwei Jahren kaufte ihn der Juwelier Balogh von einem griechischen Händler.

Die Absage

In froher Erwartung eilt Balogh, kaum in New York angelangt, zu der Wohnung seiner Braut. Die Zofe führt ihn in ein Zimmer, wo er auf das Erscheinen Joans wartet.

Aber dann kehrt das Mädchen zurück und bestellt, er möge ein anderes Mal wiederkommen. Joan könne ihn nicht empfangen.

Aufs schwerste enttäuscht verläßt der Rumäne das Haus. Warum empfängt Joan ihn nicht? Sie wollte ihn doch kennenlernen! Weilleicht war es nur ein Irrtum.

In seinem Hotel schreibt Balogh sogleich einen ausführlichen Brief an Joan, in dem er sie um eine Zusammenkunft bittet. Noch einmal überschüttet er sie mit zärtlichen Worten, in denen seine ganze Liebe wiederklingt, und fleht sie an, ihn nicht mehr lange warten zu lassen.

Am nächsten Tag bringt ein Bote ihre Antwort. Er reißt den Brief auf — und erblaßt in diesem Erschrecken. Es ist ihm, als habe man ihm einen furchtbaren Schlag versetzt, der ihn für immer lähmt. In kurzen, kühlen Worten schreibt Joan, daß sie sich nach reiflicher Ueberlegung nicht entschließen könne, seinen Antrag anzunehmen. Sie habe bereits anderes gewählt und bitte ihn, sie nicht mehr aufzusuchen und ihr auch nicht zu schreiben.

Einen Tag und eine Nacht verbringt Balogh in Verzweiflung und unsagbarem Schmerz. Dann verläßt er das Hotel, fährt zum Hafen und begibt sich auf den ersten Dampfer, den er antrifft, und der nach Europa fährt. Es ist die „Batory", ein polnischer Dampfer, der nach Gdingen fährt. Balogh hat — in seine Luxuskabine, in der er allein sein kann.

„Brachte der Rubin mir Unglück"

Die Passagiere der „Batory" betrachten Balogh bald als menschenscheuen Sonderling.

Niemals betritt er den Speisesaal. Er ißt in seiner Kabine. An Deck zeigt er sich nur hin und wieder, dann steht er an der Reeling und starrt, in Gedanken verloren, über das endlose Meer. Wenn jemand ihn anredet, so wendet er sich schweigend um und geht in seine Kabine.

Aber der Rumäne hat sich längst entschlossen, den Schritt zu tun, der ihm nach seinem Erlebnis notwendig erscheint. Er weiß: diese Enttäuschung wird er nie verwinden können. Mit jeder Seemeile, die der Dampfer zurücklegt, entfernt sich das Ziel seiner Sehnsucht, und niemals wird er es erreichen können. Stefan Balogh vermag, trotz der brüsken Absage der schönen Joan, seine Liebe zu ihr nicht aus seinem Herzen zu reißen.

So vollzieht er selbst das Urteil, das er über sich gesprochen hat. Einen Tag vor der Ankunft in Gdingen wird der seltsame Passagier vermißt. Man durchsucht das ganze Schiff — er ist nirgends zu finden.

„Gestern nacht sah ich den Herrn an der Reeling!" berichtet ein Matrose. „Er stand im Schatten der Rettungsboote, und ich hätte ihn kaum gesehen, wenn ich nicht zufällig dicht an ihm vorbeigegangen wäre."

Da keimt ein dunkler Verdacht in dem Kapitän auf. Er begibt sich noch einmal in die leere Kabine und findet im Koffer des Vermißten ein Blatt mit ein paar Zeilen, die alles erklären.

Stefan Balogh erzählt darin ganz kurz seine Geschichte und schließt mit den Worten: „Ich kann nicht weiterleben ohne Joan. Ist es der Rubin, der mir plötzlich soviel Unglück bringt? Ich nehme den Stein mit in die Tiefe des Meeres, nachdem die schöne Hand, der er zugedacht war, seine Annahme verweigert hat. — Heute nacht stürze ich mich ins Meer . . ."

Der Fluch des „Hope"-Diamanten

Mit seinem Diamanten ist eine so große und verwirrende Zahl unheilbringender Zufälle verknüpft als mit dem „Blauen" oder „Hope"-Diamanten. Eine lange Geschichte des Blutes und der Tränen begleitet das Schicksal dieses Edelsteines, der vielleicht der schönste aller Diamanten war. Von bläulichem Schimmer, bietet er ein märchenhaftes Spiel der Lichtbrechungen, obschon er nur 45 Karat wiegt. Wenn man diese Reihe von Unglücksfällen aller Art überblickt, möchte man meinen, daß nicht nur der Zufall hier ausschlaggebend war.

1662 raubt der Franzose Tavernier aus dem Ramasita-Tempel in Pergau (Indien) den Diamanten von der goldenen Stirn des Gottes. Ein greiser Brahmane wird von seinem Faustschlag Tavierniers betäubt.

Aber der König nimmt nun den schimmernden Stein, an dem Tavernier eine dünne Goldkette anbringen ließ, fügt galant der schönen Frau zu seinen Linsen die Hand und versucht, die Kette mit dem Diamanten um ihren Hals zu legen.

„Keine würdigere Stelle für die Schönheit dieses Schmuckes als diese, Madame!" sagt er zärtlich.

Mit einem Ruck befreit sich die Maintenon plötzlich von des Königs Hand. Sie erhebt sich kurz, ein Frösteln geht über ihren Nacken.

„Sire! Ich bitte Sie, behalten Sie das Geschenk! Ich kann es nicht annehmen . . ."

Der König ist verstimmt, die Gäste schweigen betreten — natürlich die Maintenon hat keinen! Aber nur Tavernier ahnt, daß es keine Laune ist, die die schöne Frau zu ihrer Ablehnung zwingt: es ist nichts anderes als ein übermächtigendes Gefühl der Furcht vor dem Fluch, der auf dem Diamanten lastet. So läßt der König achselzuckend den Stein zu den anderen im Kronschatz bringen.

Fünf Jahre später gibt der Finanzminister Fouquet ein großes Fest, zu dem er sich eine besondere Gunst vom König erbittet: An diesem Abend möchte Fouquet einmal den berühmten Blauen Diamanten tragen! Der König willigt ein, der Minister läßt sich mit dem herrlichen Schmuck bewunden. Noch in der gleichen Nacht enthüllt der Polizeiminister dem König einen staatsverbrecherischen Plan Fouquets, und am Morgen wird Fouquet in die Bastille geworfen, in der er bald danach stirbt.

Ein Jahrhundert später ist der Stein ein Schmuckstück, das Ludwig XVI. und Marie Antoinette leidenschaftlich lieben und oft tragen — bis sie unter dem Fallbeil der Revolution sterben. 30 Jahre lang ruht der Blaue Diamant dann im Staatsschatz. 1838 verschwindet er auf geheimnisvolle Weise aus Paris.

Unfall, Selbstmord, Eifersucht . . .

Sein nächster Besitzer ist Francois Beaulieu. Aber er wagt es nicht, den Stein zu verkaufen, weil er fürchtet, sich Unglück zu verkaufen. Als er ihn schließlich einem Londoner Juwelier verkauft, stirbt er an Hunger, einen Tag bevor die Kaufsumme — 5000 Pfund — eingeht. Ihn besitzen gelegentlich der Diamant in die Hände des Lords Thomas Hope, von dem er nun seinen Namen erhält. 18 000 Pfund bezahlte der Lord und 18 Tage darauf stirbt er an den Folgen eines Unfalles.

Für Jahrzehnte bleibt das weitere Schicksal des „Hope" dunkel. Erst 1908 erfährt man wieder von ihm. Der junge, reiche Fürst Pontakoff lädt ihn, mit seiner Geliebten, der bewunderten Tänzerin Jeanne Labue vom Varieté Folies Bergères in Paris zu schenken. Aber kurz darauf erfährt er, daß er einen geschäftlichen Nebenbuhler in dem jungen Russen Salitoff hat. Er stellt die Tänzerin zur Rede, ein erregter Wortwechsel folgt, in jähem Wutausbruch erschießt der Fürst Jeanne Labue. Zwei Tage später ermordet der Russe den Fürsten und begeht dann Selbstmord.

Ein griechischer Juwelenhändler verkauft den blauen Stein nun an den türkischen Sultan Abdul Hamid II für 80 000 Pfund. Der Juwelenhändler und seine Frau ertrinken noch am gleichen Tage mit einem durchgehenden Pferdegespann tödlich. Der Sultan, der den Stein im September 1909 erhält, verliert kurze Zeit später durch die jungtürkische Revolution seinen Thron und wird des Landes verwiesen. Sein Neger-Eunuch Ali entwendet den „Hope" und verkauft den Stein an einen amerikanischen Juwelier. Von da ab werden die Spuren des Diamanten wieder undeutlich und verworren.

Drei Jahre später berichten die Zeitungen, daß mit der „Titanic", die nach dem Zusammenstoß mit einem Eisberg im Nordatlantik sank, der blaue „Hope"-Diamant im Werte von 800 000 Dollar ins Meer gesunken sei. Aber — hier setzt ein neues Rätsel an. Während nämlich Augenzeugen und Geschworene versichern, daß der „Hope" tatsächlich auf dem Meeresgrund ruhe, erfährt man einige Jahre später, der „Hope"-Diamant befinde sich noch immer in Amerika!

Frau Mac-Lean in Washington, Besitzerin der bekannten Zeitung „Washington-Post", so wird berichtet, habe ihn für 100 000 Dollar erworben. Und 1938 geht wiederum eine Nachricht über den Diamanten durch die Weltpresse — aber sie ist genau so unerfreulich wie alle früheren: Die Mac-Leans haben sich scheiden lassen, ihre einzige Tochter verfiel in Rauschgift, die sie in bedrohliche Lagen bringen konnten. Er hatte sie in jener Nacht in den Wiesen singend auf seinen Armen gehalten, und sie waren gewesen wie Fröhliche, spielende Kinder. Er hielt sie auch beim Tanz um seinen Herzen. Mehr hatte sie ihm nicht gewährt, wenn er auch noch so sehr darum gebeten hatte. Nein, ihren Mund sollte er nicht küssen! Sie wollte ihm nicht zeigen, wie nahe ihre Seele, ihre Liebe ihm war. Er wußte ja doch, und sie zurückließen, und er mußte es wohl auch tun.

Ihre Eltern schrieben ihr lange und freudige Briefe. Die ganze Heimat erstand darin vor ihr: das große, alte Arzthaus auf dem Lande, die Tätigkeit des Vaters, der flotte Wagen, der sie überallhin gebracht hatte, der Garten und die Tiere . . . .

„Du schreibst so wenig", schalt im Brief liebevoll die Mutter, „und immer nur die Karten, welche zwar die Schönheit des Kurortes anschaulich besingen, aber nichts von deinem Leben aussagen . . ."

An gleichen Abend nach dem Erhalt dieses Briefes setzte sich Brigitte hin und schrieb einen ausführlichen Bericht. Sie erwähnte ihre Leiden und Freuden, die Erfüllung ihrer ihr liebgewordenen Pflichten; die Aufgaben und die Anforderungen, die so viele Leute an sie stellten. Erst Brassen nannte sie nicht. Doch noch ehe dieser Brief sein Ziel erreicht hatte, kam ein neues Schreiben von daheim:

„Ihr habt ja den berühmten Sänger Brassen als Gast in Leuchterborn! Und du erwähnst es gar nicht?! Bist du schon so verwöhnt, daß dir das nichts mehr bedeutet? Hier schreiben alle Zeitungen davon. Man beneidet Leuchterborn um diesen Vorzug. — Ist es richtig, daß er sogar ein Konzert bei Euch gibt? Ich, wir möchten zu diesem Tage die weite Reise wagen, um ihn zu hören und Dich wiederzusehen, geliebtes Kind!"

„Geliebtes Kind!" Das Wort strich lindernd Oel auf eine Wunde, die so bitter brannte. Die Eltern in Leuchterborn, und gerade an dem Tage, der ihr Erik Brassen nehmen mußte?! Wie gut sich das traf! Da waren die liebsten und nächsten Menschen bei ihr, die Mutter, an deren Schulter man weinen konnte, wenn es einfach nicht mehr auszuhalten war. Die Mutter . . .!

***

Es gab ein paar Tage Regen, und die Burgfestspiele wurden verschoben. Um so günstiger war der Zeitpunkt für Elisabeth Barnekamps Leseabend. Die Vorbereitungen waren schnell getroffen. Brigitte kümmerte sich selbst um die Ankündigungen und Auffstellung der Bilder in den Aushängekästen und den Schaufenstern der Buchhandlungen und Blumenläden, die Hinweise in der erreichbaren Presse. Die Tonschöpfungen des Sologeigers waren von makelloser Schönheit und wohl wert, die Dichtungen einer Elisabeth Barnekamp zu umrahmen. Aber die Dichterin selbst hatte Angst . . .

„Ich habe so selten aus eigenen Werken vorgelesen", sprach sie sich Brigitte gegenüber aus. „Ist es nicht anmaßend, einen ganzen Abend lang die Leute mit seinem Geschreibsel aufzuhalten?"

Brigitte schalt sie lachend: „Dann dürften weder Sänger, Schauspieler noch Dirigenten auftreten."

„Sie vermitteln nur die Werke anderer, größerer Menschen!"

„Sie sind selbst groß, indem sie uns die „größeren" Menschen glaubhaft machen. — Und wie steht es mit den Tondichtern und Malern?! Auch sie geben allereigenste Werke."

Aber Elisabeth klagte: „Ich glaube, ich habe keine Berechtigung dazu, von mir zu sprechen. Ich möchte lieber weiter stille Bücher schreiben und nicht selber hervortreten."

„Ja, die dann niemand kauft, weil niemand von Ihnen weiß! Nein, Frau Elisabeth, das ist kein Standpunkt! Auch der scheueste Meier muß ausstellen, damit seine Kunst gesehen wird. Und der Dichter soll vortragen, wenn er zudem noch mit einer solch hinreißenden Stimme begabt ist wie Sie."

„Aber ich habe solche Angst", jammerte die stolze, aufrechte Elisabeth und griff sich an die Schläfen; „kein Mensch wird kommen! wer kennt mich schon?"

„Alle werden kommen!" tröstete Brigitte. „Ich sprach schon mit so vielen, die ungeheuer gespannt sind."

„Gespannt . . .? Sehen Sie, das ist es, was ich fürchte! Ich werde sie alle enttäuschen!"

„Sie werden alle zum Kauf Ihrer herrlichen Bücher begeistern", feuerte Brigitte sie an. „Und es kommt — Lydia Kern!"

***

Lydia Kern war von einer ungeheuren Erregung befallen worden, als Schwester Kathe sie für den Vortragsabend zurechtmachte.

„Darf ich nicht jetzt schon den Namen der Vortragenden wissen?" versuchte sie, die Pflegerin zu bestechen. Aber Kathe blieb fest:

„Unmöglich! Fräulein Brigitte hat es mir verboten!"

„Ach, ihr seid alle mit Brigitte im Bunde! Alles, was Brigitte befiehlt, gilt!" Diesmal war Lydias Anklage nicht ernst: eine wohltuende Veränderung war mit der verbitterten Frau vor sich gegangen.

„Nur noch heute!" verbiß Schwester Kathe ungerührt. Dann aber haben nur noch Sie das Wort, liebe gnädige Frau!"

Seufzend gab sich Lydia Kern zufrieden.

Nach einem Regen, der den ganzen Tag mit abklingender Frische erfüllt hatte, wölbte sich zum Abend ein warmer, herrlicher Sternenhimmel über der großen Brunnenhalle. Die Luft war erfüllt von dem Duft der tausend erquickten Blumen und Blüten. Aus den großen Fenstern der Brunnenhalle, die fast von der Decke bis zur Erde reichten, fiel mattes, gedämpftes Licht auf die gepflegten Wege und Anlagen des Hallengartens.

Musik- und Literaturabend im festlichen kleinen Brunnensaal! Der Raum war wie geschaffen für solche Veranstaltungen. Zum ersten Male nach dem großzügigen Umbau des Bades bot die Kurverwaltung ihren Gästen und Freunden ein derartiges Ereignis. Eine Veranstaltung dieser Art aber paßte nicht in jeden Raum; erst der Bau der Brunnenhalle mit ihrem von einer eigenen Atmosphäre erfüllten kleinen Festsaal hatte die Möglichkeit für Kammermusikabende oder literarische Veranstaltungen geschaffen.

Musik und Dichtung sind Schwestern, die, auf getrennten Wegen wandelnd, beide an die Seele rühren. Das empfanden alle Biergekommenen, als Elisabeth Barnekamp begann, aus ihrem neuesten Werke sorgsam ausgewählte Abschnitte vorzutragen.

Sie hatte sogleich nach Betreten des festlich erhellten Brunnensaals, der sich ihr in dieser Beleuchtung noch niemals geboten hatte, jegliche Befangenheit verloren. Der länglichte Raum, dessen Südseite nur aus den wandhohen Fenstern bestand, vor die man schwere, fließende Vorhänge von einer zauberhaften Apfelsinenfarbe gezogen hatte, wurde nur von würdevollen Kandelabern erleuchtet. Das stärkste Licht, und doch nur mittelbar gestreut, fiel auf den Tisch der Vortragenden und auf den Flügel; der übrige Saal war in helles Dämmerlicht gehüllt. Matt leuchteten die gelblichen Marmorfliesen, Decke und Wände strahlten ein zartes Goldlicht wieder.

Elisabeth sah viele bekannte Gesichter: die Gäste ihrer Pension, Herrn Reusch und Frau, den Professor, Erik Brassen, den Direktor, Edith und Brigitte, und viele, viele mehr, die sie mit Namen nicht konnte, denen man aber auf der Kurpromenade zugenickt hatte; mit denen man von weitem befreundet war. Der schöne, mittelgroße Saal war sehr gut besetzt.

Angstvoll spähte Elisabeth nach einem Liegestuhl aus. Lydia Kathner-Kern wollte doch dabei sein . . . Elisabeth wußte nicht, daß Lydia sich niemals oder kaum einmal zwischen so vielen Menschen setzen ließ. Auch diesmal hatte man sie in ein Zimmer schaffen müssen, von dem aus eine Wandtür nach dem Brunnensaal führte. Diese Tür sollte nach Beginn des Abends geöffnet werden. Ungesehen und doch ganz mit dabei, konnte Lydia Kern alles mit erleben, hören und auch sehen.

Gedämpft wie das Licht, war auch die Unterhaltung. Eine Weihestimmung lag über dem Raum. Ein wenig blaß, aber von innen heraus glühend, saß Elisabeth Barnekamp zwischen dem Direktor und Brigitte Ach in der ersten Reihe.

Der Sologeiger des Kurorchesters war den Erschienenen auch über sein tägliches Wirken im Orchester hinaus kein Fremder. Man hörte ihn schon oft als glänzenden Vermittler klassischer Tonkunst, man bewunderte des öfteren seine tiefe Musikalität, die sich angenehm mit einer ausgezeichneten Technik verband. Er eröffnete den Abend der Vortragsfolge gemäß mit seinen eigenen Stücken: „Improvisate" und „Barcarole", die der Musikrat einer durch persönlichen Gestaltungswillens waren, einer Eigenwilligkeit, die mit durchaus zu begrüßenden Mitteln ganz neue Wege suchte und auch ging. Als er geendet hatte und der Beifall der Zuhörer sich langsam legte, bemerkte Elisabeth die kleine Erhöhung, auf der man ihr Tisch und Stuhl, eine Leselampe und eine Vase mit Rosen hingestellt hatte. Erwartungsvolle Stille trat ein. Elisabeth Barnekamp begann leise, dann stärker und schwellender zu lesen. Sie hatte anfänglich einige Mühe, sich den Klangqualitäten des „Moll", eine Komposition schwerer und ernster Färbung, auszuschneiden und sich meisterhaften Aufbau des Motivs und seine Stiltreue.

Ihm wurde ein großer Strauß gelblich verlegen, die Blumen in der einen Hand, schritt er mit lang herabhängenden Armen während des verklingenden Beifalls an seinen Platz zurück.

Und nun los Elisabeth Barnekamp wieder. Hatte sie vorhin schon die Menschen, die gekommen waren, sie zu hören, mit ihrer Gestaltungskraft gefesselt, so packte sie sie jetzt mit fast unheimlicher Gewalt. Sie schilderte die Geschichte zweier Freundinnen, von denen die ältere der jüngeren und unerfahrenen in früherer Zeit viel Gutes getan hatte, worauf sie aber aus ihrem Gesichtskreis völlig entschwunden war. Nach langen Jahren aber begegneten sich die Freundinnen wieder. Nur war die Aeltere arm und unglücklich, hilflos und fast verlassen, die Jüngere aber in ihrer vollen Kraft und bereit, für die Wiederge-

Sachen machen die Leute, Sachen...

Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele:

Ein altes Ehepaar, treu und bieder und fast von edwa drei Zentnern Lebensgewicht. ohne Makel und ohne Tadel, lebte in der Stadt Lods in einem kleinen Holzhaus, das man vor einiger Zeit erbaut und mit viel Liebe eingerichtet hatte. Ein Tag nach dem anderen ging dahin, ohne daß sich ein Zwischenfall ereignete und ohne daß die Bewohner des Hauses aus dem Gleichmaß ihres Lebens aufgerüttelt wurden. Aber da nahmen sie sich plötzlich vor, nach Warschau zu fahren und dort ihre Kinder zu besuchen. Wie das die alten Leute so gern tun . . . Auch diese Reise verlief zunächst glatt und ohne Störung. Als man dann aber nach vierzehn Tagen in die Nähe von Lodz zurückkehrte, mußte man die traurige Feststellung machen, daß das Holzhaus glatt vom Erdboden verschwunden war. Diebe hatten sich daran gemacht, die Wohnhütte auseinander zu nehmen und mit allem Zubehör und der gesamten Einrichtung fortzuschaffen. Wie sehr wir es auch nicht möglich, die Tiere zu ermitteln und das Haus wieder zu finden. Hoffentlich gelingt dies bald, damit den frechen Burschen ganz gehörig das Maß genommen werden kann.

*

In London kam ein verhältnismäßig dicker Mann auf den Gedanken, ein Geldstück in den Schlitz einer Wiegemaschine zu werfen, um festzustellen, wie sehr sich seine Diät auf sein Gewicht ausgewirkt habe. Im nächsten Augenblick aber saß der Neugierige auch schon auf der Fortsetzung seines Rückens. Die Wiegemaschine war zu Bruch gegangen. Und zwar zu Bruch gegangen unter der respektablen Last von edwa drei Zentnern Lebensgewicht. Aus diesem Vorfall entwickelte sich ein interessantes juristisches Spiel. Die Wiegemaschinen-Gesellschaft verlangte die Reparatur der Wage, der dicke Mann aber forderte die Herausgabe seines Geldes, weil die Gesellschaft, die die Wiegemaschinen aufgestellt hatte, ihn gar nicht gewogen habe. Also dürfe sie auch kein Geld kassieren.

Es zeugt von der Verbissenheit der Kontrahenten, daß sie die juristische Fakultät der Londoner Universität in Anspruch nahmen, um diesen Fall zu klären. Hier ist man der Ansicht, daß der dicke Mann sein Geld zurückverlangen kann, weil kein richtiger Vertrag abgeschlossen wurde. Ein Vertrag mit einer Gesellschaft muß nämlich auf Antrag der maßgeblichen Herren mit einem Siegel versehen sein. Und ein solches Siegel wurde nicht ausgegeben. Daher also (und das gönnen wir ihm) erhält der dicke Mann seinen Penny zurück.

*

Man sollte es kaum glauben, aber tatsächlich ist es so, daß vor einiger Zeit in Jugoslawien eine Wette folgenden Inhaltes abgeschlossen wurde: Ein Schneidergeselle kam auf den sonderbaren Gedanken, ein großes Stück Packpapier in nicht weniger als fünf Minuten verschlingen zu wollen. Sein Freund erklärte sich gleichzeitig bereit, zehn Regenwürmer aufzuessen. Die beiden jungen Leute erfüllten die übernommenen Aufgaben zur vollsten Zufriedenheit der Schiedsrichter. Während aber der Mann mit dem Nachspeise hinterher bedenkliche Magenschmerzen bekam und nun sie zu lindern den Apotheker des Dorfes in Anspruch nehmen mußte, behauptete der zweite der Wettenden, daß ihm die Regenwürmer nicht nur ausgezeichnet geschmeckt hätten, sondern daß sie ihm auch gut bekommen seien. Er fühle sich sehr wohl. Wir aber dürfen in diesem Falle gewiß sagen, er fühlte sich „sau wohl".

*

Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Mode gelegentlich tolle Kapriolen schlägt. Dafür gibt es in London zur Zeit einen sehr deutlichen Beweis, kann man doch eine ganze Reihe von Damen beobachten, die statt einer Blume eine lebende Eidechse im Knopfloch tragen. Sie viele Anhängerinnen hat dieser Unfug bereits gefunden, daß sich dieser Tage eine Tierschutzliga mit diesem Problem der Mode beschäftigte. Die Tierchen, die einschließlich des langen Schwanzes etwa 20 Zentimeter messen und in verschiedenen Geschäften zum Preise von ca. 3 Mark erhältlich sind, werden nämlich mit einem feinen silbernen Kette am Knopfloch befestigt und sitzen meist auf den Schultern ihrer Herrinnen, was man wohl nicht mit Unrecht als Tierausleerei bezeichnen kann. Es beruhrt nur allzu merkwürdig, daß sich mehrere Sachverständige der Tierschutz-Liga dahingehend erklärten, die Eidechsen würden sich in ihrer Rolle als Knopflochblume sehr wohl fühlen. Wir hingegen möchten in diesem Falle die Behauptung aufstellen: Sache macht die Leute. Sachen . . .

Xaver Xanten.

Inseln aus der Unterwelt

Wieder einmal ist auf dem Ilsingsee in Livland jene geheimnisvolle, die Geologen immer wieder beschäftigende Insel aufgetaucht, die im Frühsommer aus den Fluten steigt, um im Oktober wieder zu versinken. Seit Jahrhunderten kann man dieses seltsame Spiel der Natur beobachten, für das es übrigens in den verschiedensten Gebieten der Erde ähnliche Beispiele gibt.

*

Die Bauern an den Ufern des Ilsingsees, der im Süden Livlands liegt, wundern sich gar nicht mehr, wenn sich im Juni plötzlich eine große quadratische Insel über den Wasserspiegel emporhebt, um sozusagen ein Gastspiel zu geben, das meist vier bis fünf Monate dauert. Denn schon ihre Urgroßväter haben diese merkwürdige Naturerscheinung gekannt und sie sich, ohne sich den Kopf darüber zu zerbrechen, zunutze gemacht. Noch heute treibt man wie vor 100 Jahren im Juli das Vieh auf die Geisterinsel, um die reiche Rasendecke, die das aus der Tiefe steigende Eiland aufweist, auszunutzen. Man kann hier gefahrlos das Gras mähen und die Kühe sich tummeln lassen, bis sich der September seinem Ende nähert. Dann gilt es, Vieh und Heu aus Festland zu bringen, denn eines Tages verschwindet die Insel über Nacht wieder im See, um erst im nächsten Jahre erneut aufzutauchen.

Was für eine Bewandtnis hat es mit derartigen Inseln, die irgendwo auftauchen, um dann wieder zu versinken? Die Geologen sind sich über diese Naturerscheinungen für die es mehrere Dutzend Beispiele gibt, nicht ganz im klaren. Derartige „Geisterinseln" kommen sogar auch in Deutschland vor, freilich nur in sehr kleinem Maßstab. Beispielsweise im Ammersee, sowie auf dem Zahrensee im mecklenburgischen Grenzland, ferner auf dem Seeburger See bei Göttingen, der gleichfalls eine kleine periodisch erscheinende Insel birgt. Auf dem Kalangen-See in Schweden befindet sich eine regelmäßig auf- und untertauchende Insel, auf der sogar Eichen und Birken wachsen. Die Bäume scheinen ihren alljährlichen Ausflug in die Tiefe recht gut zu überstehen, obgleich die Insel so weit untertaucht, daß während des Winters nicht einmal die Baumkronen der höchsten Bäume aus dem Wasser hervorragen. Dabei ist das Erdreich des Eilandes durchaus fest und kräftig, ihr Boden kann selbst mit schweren Eisenpfählen nicht durchstoßen werden.

Man muß annehmen, daß das unheimliche Auf- und Untertauchen von schwimmenden Inseln durch eine unterirdische Gasansammlung entsteht. Der Geograph Böhme, der sich viel mit derartigen Naturerscheinungen beschäftigt hat, führt sie darauf zurück, daß Gasblasen, die durch die Kohlensäure erzeugende „Atemtätigkeit" der unterirdischen Algenfelder entstehen, den auf dem Grunde liegenden Inseln einen plötzlichen Auftrieb verleihen und sie gleich einem mit Luft gefüllten Gummi-Schwimmgürtel tragen. Man hat auch stets im Umkreis solcher „Geisterinseln" auf dem Grunde des Sees ausgedehnte Algenfelder festgestellt. Die Gasentwicklung läßt mit dem Eintritt der Kälte nach, so daß das Eiland dann wieder in die Tiefe sinkt. Das ist der Versuch einer natürlichen Erklärung, von der die Bauern des Ilsingsees freilich nichts hören wollen. Für sie bleibt die Insel, die einem Tauchboot gleicht, ein Wunder, die Volkssage hat sie zu einem Tummelplatz von den Menschen gut gesinnten Geistern gemacht, denen man ruhig sein Vieh anvertrauen darf. Im Ozean oft es übrigens noch solche Inseln, die regelmäßig kommen und gehen, nicht. Manches Eiland ist zwar auch hier plötzlich versunken um irgendwann einmal nach Jahrzehnten wieder aufzutauchen. Aber von einer kalendermäßig bedingten periodischen Erscheinung kann dabei keine Rede sein.

Ihr Vortrag wirkte unter Verzicht auf Pose und Theatralik unmittelbar vom Herzen zum Herzen. Als sie, um eine kurze Pause einzuleaen, endete — mit blassem Gesicht und blutlosen Lippen, kleine, feine Schweißperlchen auf der Stirn, brach ein über begeisterter Beifall los.

Still und in sich gekehrt nahm sie dann wieder zwischen Edith und Brigitte Platz, und nun spielte der Geiger sein „Impromptu fis-Moll", eine Komposition schwerer und ernster Färbung, ausgezeichnet durch meisterhaften Aufbau des Motivs und seine Stiltreue.

Ihm wurde ein großer Strauß gelblich verlegen, die Blumen in der einen Hand, schritt er mit lang herabhängenden Armen während des verklingenden Beifalls an seinen Platz zurück.

Und nun los Elisabeth Barnekamp wieder. Hatte sie vorhin schon die Menschen, die gekommen waren, sie zu hören, mit ihrer Gestaltungskraft gefesselt, so packte sie sie jetzt mit fast unheimlicher Gewalt. Sie schilderte die Geschichte zweier Freundinnen, von denen die ältere der jüngeren und unerfahrenen in früherer Zeit viel Gutes getan hatte, worauf sie aber aus ihrem Gesichtskreis völlig entschwunden war. Nach langen Jahren aber begegneten sich die Freundinnen wieder. Nur war die Aeltere arm und unglücklich, hilflos und fast verlassen, die Jüngere aber in ihrer vollen Kraft und bereit, für die Wiederge-

fundene einzutreten und ihr das Leben zu erleichtern . . .

Für diesen Stoff hatte Elisabeth Barnekamp einen Ton und eine Gestaltungsweise gefunden, die einzigartig anmuteten. Als ihre Stimme sich zu den leisen, abschließenden Sätzen senkte, die fast philosophisch klangen und die ungeheure Lebenserfahrung und Weltweisheit dieser außerordentlichen Frau verrieten, erhoben sich die Gäste von den Plätzen und drängten an das kleine Lesepult heran. Viele Hände drückten die ihren. Sie sah in fremde und gläubige, in vertraute und bewundernde Gesichter. Da kamen Brigitte und der Direktor Kern; der Professor Kürthin hielt ihre Rechte fest und fragte:

„Sie schenken uns doch den Abend? Wir wollen im Kurhaus noch eine kleine Nachfeier machen! Ihnen zu Ehren!"

Blumen wurden überreicht. Nelken, Rosen, Dahlien und mals immer der Sommer hat. Aber Elisabeth sah sich unruhig um. Erst jetzt entdeckte sie die kleine Tür, die offenstand, und das Fußende eines Liegestuhls. Sie tat ein paar Schritte seitwärts, von Verlangen getrieben, doch von furchtbarer Angst zurückgehalten: sie wollte, würde die geliebte, doch die gänzlich veränderte Lydia wiedersehen!

Irrte sie — oder kam wirklich ein schwacher Ruf aus dem kleinen Raum hinter der geöffneten Tür?

„Elisabeth!?"

„Bitte, entschuldigen Sie mich jetzt", sagte Elisabeth abwehrend zu denen, die sich immer noch herandrängten. „Ja, die Autogramme gebe ich gern noch morgen früh im Kurpark, im Palmengarten! Bitte, lassen Sie mich jetzt allein!"

Niemand ging mit, und kein Dritter war in dem Raum, den sie nun betrat. Da lag eine verhüllte Gestalt in dem weichen, bequemen Stuhl, ein Mensch, eine Frau, die — Lydia sein sollte.

„Elisabeth Barnekamp!" kam die geliebte, bekannte, von vielen gemeinsamen und frohen Stunden her bekannte Stimme.

Dann sah Elisabeth nur mehr die Augen der Frau, die sie nicht zu erkennen glaubte, und alle Schranken brachen nieder. Elisabeth stürzte neben dem Liegestuhl auf die Knie und umfing die Freundin mit beiden Armen.

„Lydi, meine geliebte Lydi . . .!"

***

Der Abend im Kurhaus fand aber trotzdem statt: seine Veranstalter ließen anders keine Ruhe. Nur nahm Lydia Kern zum erstenmal an einer solch großen öffentlichen Gesellschaft teil. Ihr Liegewagen stand neben Elisabeths Platz; hin und wieder lächelten sich die Wiedergefundenen still-selig zu.

„Du hast einen Jungen, Elisabeth?" fragte Lydia Kern. „Er muß unbedingt hierherkommen. Er hat doch Ferien, nicht wahr?"

„Gewiß hat er Ferien, und ich hätte ihn auch mit hierher gebracht; aber die Angelegenheit war ein wenig zu teuer. Leider hatte ich unbedingt die strikt durchgeführte Kur nötig . . ."

„Dein Junge ist natürlich unser Gast", erklärte Lydia Kern, „wie auch du, Elisabeth, dein Zimmer in der Pension aufgibst! Nun, da ich endlich einmal wieder einen Menschen gefunden habe, der mir ganz nahe steht, will ich ihn auch bei mir haben. Und dann: ich bin auch stolz, eine große Dichterin unter meinem Dach zu haben!"

„Nun es hat sich was mit der ‚großen Dichterin'", lächelte Elisabeth.

„Sage das nicht. Elisabeth! Wenn dein Buch anderen Menschen nur halb so viel ist, wie es mir gewesen und geworden ist, dann hast du mit ihm eine herrliche Aufgabe erfüllt. — Und nun ist wieder ein neues Buch im Entstehen?" — —

Brigitte selbst sich still hinaus. Sie fühlte sich überflüssig in dem frohen Kreis der Menschen, die so viel Gemeinsames miteinander hatten. Sie war Mittlerin gewesen, und nun stand sie abseits. Das Werk war gelungen, sie hatte es sozusagen abgeliefert und nun nichts weiter damit zu tun.

Bald würden ihre Eltern kommen: der feine, großzügige Vater, die besinnliche, stille, warmherzige Mutter. Oh, wie sie sich auf ihre liebsten Menschen freute . . .

***

Brigitte besaß die besondere Fähigkeit, Menschen, die in ihren Gesichtskreis getreten waren und irgendeinen Dienst von ihr erbeten hatten, nicht zu vergessen, und so vermißte sie auch seit einiger Zeit das aufgefrischte Gesicht jener alten Dame, die ihre Begleiterin auf der Fahrt nach Leuchterborn gewesen war: Frau Mine Dorker. Brigitte beschloß, in morgenfrüher Stunde einen Besuch im Badehaus zu machen.

Zu dieser Zeit hatte das Brunnenhaus seine großen Stunden. Die freundlichen Brunnenmädchen, mit Stilkleidern angetan, die ein guter Kunstgewerbler eigens als Tracht für sie entworfen hatte, schenkten immer wieder kleine und große Gläser ganz, halb und noch weniger voll Wasser, je nach der Vorschrift, die der einzelne einzuhalten hatte. Schluckweise trinkend, wandelten die Kurgäste in der großen Halle auf und nieder, blieben vor den Gemälden stehen, die ein einheimischer Maler ausgestellt und aufgehängt hatte und die verkäuflich waren, oder saßen in den behaglichen Sesseln, faulenzten gedankenlos und unterhielten sich mit den schnell gewonnenen Bekannten. Wie rasch war doch während einer Kurzeit in einem schönen, mittelgroßen Badeort alles eine Familie! Wie begrüßten sich alle in heller Freude, wie tauschte man Gedanken, Erwägungen und Erkenntnisse miteinander aus! Wie nahe kam man sich in dieser engen Gemeinschaft!

Brigitte durchquerte die Halle des Brunnenhauses — nach allen Seiten hin grüßend, von allen gegrüßt. Aus der Tür, die zum Badehaus führte, kam Elisabeth Barnekamp eilends heraus.

„Ich hatte ein Moorbad!" strahlte sie. „Ich fühle mich so erfrischt! — Wenn man es bedenkt, liebste Brigitte, welche ungeheuren Mächte im Moorboden liegen, muß man ja auch an Hilfe und Heilung glauben. Wir sind doch schließlich nur ein Teil jener Urflüssigkeit, die wir im Moorwasser vor uns sehen, und die in allen Pflanzen- und Tierfäften und auch im Blute wiederkehrt. Jonenaleichgewicht! Unser Körper braucht in allen Atomen eine bestimmte Jonengruppe. Sinkt sie, so ist es gefährlich für uns. Dieses Sinken aber behebt das Moorbad. Und ich fühle, daß es hilft! Ich habe ein solches Wonnegefühl, Brigitte!

Wissen Sie, daß der Brief schon fort ist, der meinen Klaus hierherruft? Vielleicht brauche ich ihn dann nicht mehr von mir fortzugehen. Vielleicht hat es sich bis dahin schon entschieden, ob ich Mitarbeiterin des Professors werden kann."

„Sprach er mit Ihnen darüber?" forschte Brigitte erfreut.

„Er machte verschiedene Andeutungen. Auch haben wir bereits allerhand nahelegende Fragen durchgesprochen." Elisabeth schien sehr zuversichtlich zu sein. „Uebrigens — morgen steigen die Burg-Festspiele endgültig."

„Ja, ich weiß." Brigitte war ein wenig befrückt.

„Freuen Sie sich etwa nicht?" fragte Elisabeth verwundert.

„Aber sicherlich freue ich mich", wich Brigitte aus. „Liebste Frau Elisabeth, ich muß aber jetzt weiter. Ich bin sozusagen dienstlich hier . . ."

„Und ich werde nach Hause eilen und an einer Skizze weiterschreiben!" „Alles in Elisabeth Barnekamp war ein einziger Jubel. Die tiefe Schwermut in ihrem Wesen hatte sich fast verloren. Ihre Augen strahlten einen ungeheuren Lebenswillen, eine unbeschreibliche Lebenskraft aus. „Uebermorgen schon kann Klaus hier sein!" —

Der nächste Bekannte, dem Brigitte begegnete, war Theobald Reusch. Auch er war sautere Zuversicht. Er hatte eine Behandlung im Zanderbad gehabt und hinterher eine lange Stunde in einer Ruhekabine zugebracht.

„Wir reisen nun bald", sagte er zu Brigitte, nachdem er ihre Hände betrachtet und geschüttelt hatte. „meine Frau ist unruhig wegen des Geschäftes, und mir geht es ja auch viel besser."

„Hat Ihre Frau sich aut unterhalten in Leuchterborn?" erkundigte sich Brigitte und gedachte ihrer Unterredung mit Frau Reusch. „Sie hatte doch eine Menge Pläne . . ."

Reusch erwiderte mit einer nachdenklichen Stimme: „Eigentlich hat sie gar nichts unternommen. Im Gegenteil, an sonst hat sie sich fast nur mir gewidmet. Es war eine seltene und schöne Zeit — wie seit langen Jahren nicht mehr. Wir sind uns wieder so nahe gekommen — —." Und nach einer Pause setzte er hinzu: „Was doch eine kleine Zeit der Ruhe ausmacht, ein Besinnen auf sich selbst!"

Brigitte drückte seine Hand und verabschiedete sich mit vielen Wünschen: Sie wußte besser, was Frau Reusch gewandelt hatte. —

Der Gemeinschafts-Inhalationsraum wurde eben geöffnet und entließ eine Anzahl der hier durch Dämpfe behandelten. Die meisten setzten jetzt die Kur am Sole-Zerstäuber im Park noch fort, der andauernd einen feinen Nebel von Solestaub erzeugte und die ganze Luft der Umgebung damit sättigte und den Kuraästen wundervolle Erquickung und Erleichterung verschaffte.

Brigitte betrat die Ruheräume. Auch hier fand sie keine Spur von Frau Dorker. Sie schritt über den langen, warmen Flur, an dessen Seiten rechts und links Badezellen lagen. Eine Bademeisterin begegnete ihr, einen Packen Tücher unter dem Arm. Nach Frau Dorker befragt, konnte sie die Auskunft geben, daß die alte Dame als bedeutend gebessert und voller Lebensfreude heute das Bad verlassen wollte. Ihre Kinder seien gekommen, die „Oma" abzuholen. Ueberall sei ihr Erstaunen und ihre Bewunderung über den guten Erfolg der Kur laut geworden.

Nun ging Brigitte sehr still zurück. Sie wußte nicht, was in sie gefahren war. Gewiß, Kuraäste reisten ab, mit denen man vertraut geworden war, und man sah sie nie mehr wieder. Was war das schon? Gehörte es sich nicht so? War das nicht der Lauf des Unabwendbaren? Neue Menschen kamen, neue Gesichter, neue Schicksale, neue Kümmernisse . . . Man erhielt von neuem Einblick in Geschicke. Man half ihnen, so gut man konnte, man gab von sich selber her, unablässig, unaufhörlich, und war zum Schluß wieder allein.

Welch ein Posten war es, den sie bekleidete!? Er war doch schwerer, größer und schicksalhafter, als sie geglaubt und geahnt hatte. War sie zu jung dazu? Fehlte ihr der Abstand? Stand sie zu wenig über den Dingen? Ließ sie sich vom Gefühl leiten — und nur von diesem?

Der Direktor betrachtete sie aufmerksam, als sie das Schreibzimmer der Kurverwaltung betrat.

„Sie sehen blaß aus, Brigitte! Fehlt Ihnen etwas?"

Brigitte verneinte sehr herzhaft.

„Sie arbeiten zuviel! Sie denken unermüdlich an — andere!"

„Ist es nicht mein Beruf, an und für andere zu denken?" verfuchte sie zu scherzen.

„Es ist ihre Aufgabe, ja, aber ich fürchte, sie erleben sie zu sehr."

„Ich kann nichts nur verstandesmäßig tun."

„Das dürfte auch zuviel gesagt sein. Aber — Sie dürfen nicht darunter leiden! Sehen Sie, Brigitte, als wir damals durch den Kurpark schritten, die Gäste und ich, und irgendeine Unbekannte den Ausspruch tat: ‚Da geht der Kurdirektor mit Frau und Tochter!' da war es mir plötzlich, als wäre das Wirklichkeit, was ich nie erlebt hatte: Lydia, meine Frau, ging neben mir her, mit mir und unserer großen Tochter. Als das Unglück geschah, war Edith so noch sehr klein . . . Ich bin ein das Gefühl lange nicht los geworden, Lydia an meiner Seite zu sehen gehen, frisch, lyrilhend als meine Mitarbeiterin. Ich habe fürchterlich gelitten, obwohl ich wußte, daß es ein Wahn war."

Das also erklärte seinen damals von ihr als so sonderbar empfundenen Blick. Brigitte atmete befreit auf. Leise sagte sie:

„Warum erzählen Sie mir das?"

„Weil ich sehe, daß Ihnen etwas fehlt!" entgegnete Richard Kern, trat plötzlich zu ihr und umfaßte ihre Schultern. Er tat es gütig und freundlich wie ein älterer Bruder. „Weil ich nicht will, daß Sie sich um etwas quälen, das niemals erreichbar sein wird. Kopf hoch, Brigitte! Sie haben so vielen Menschen geholfen, Sie sind uns allen ein vorbildlicher Kamerad gewesen. Sie haben auch dann noch einen Weg gefunden, wenn ich keinen mehr sah! Sie müssen mit sich selber fertig werden, kleine, für sich selbst viel zu junge Brigitte!"

„Wenn Sie schon so viel von mir wissen, wenn es mir so auf dem Gesicht geschrieben steht — —", Brigittes Stimme schwankte bedenklich, „dann sollen Sie auch erfahren, daß ich alles schon überwunden habe! Wirklich, ich werde mit mir fertig, Herr Direktor!"

Er schüttelte den Kopf, als sie gegangen war. Er glaubte noch nicht fest daran.

***

Ueber der lustigen Autofahrt zu den Festspielen auf der Leineburg stand wie ein Wimpel die ganze unbesorgte Heiterkeit und Fröhlichkeit der Menschen, die Ferien machen, einen wunderschönen Kuraufenthalt genießen und dabei gesund sind.

Erik Brassen war viel früher, als es verabredet war, bei Brigitte erschienen, um sie abzuholen. Er hatte ihr Kamelien mitgebracht; um diese Zeit eine kleine Kostbarkeit.

Nun mußten sie aber doch auf Elisabeth Barnekamp und Professor Kürthin warten, mit denen sie gemeinsam fahren wollten. Diese Zeit benutzten sie, um einen kleinen Spaziergang zu machen. Erik Brassen sah alles daran, Brigitte in ein Gespräch zu verwickeln; sie aber blieb still und einsilbig. Seine Fortschritte in der deutschen Sprache waren indes so beachtlich, daß Brigitte nicht genug wundern konnte, welche Begabung er dafür besaß.

„Sie müssen wissen", sagte er, „warum ich so früh gekommen bin. — Wir können leider nicht allein fahren. Nachdem man es fahren hat, wo ich mich aufhalte, fährt man mit nach. Und wer sollte es anders sein als mein — Veranstalter?!" Die große Welt streckt die Hände nach ihm aus und reißt ihn von allem hinweg, was ihm nahesteht', dachte Brigitte traurig. ‚Ob er denn niemals ein eigenes Leben hat . . .?'

„Ich werde eine Reise durch ganz Europa machen", fuhr Brassen fort, da sie keine Antwort auf seine Rede fand.

„Freuen Sie sich darauf?" Es war ihre erste Teilnahme an dem Gespräch.

„Ja", sagte er warm, „ich freue mich! Faulenzen kann ich nicht. Ich muß schaffen, ich muß gestalten. Nur — man ist manchmal einsam."

„Einsam?" wiederholte sie und meinte nicht recht gehört zu haben. „Das ist doch wohl nicht Ihr Ernst?"

Er sah sie an und hielt ihren Blick fest. „Das wissen Sie doch bestimmt genau so gut wie ich, daß man inmitten vieler Menschen allein und einsam sein kann; ja, gerade inmitten der vielen Menschen — ohne den einen Menschen, der nur zu einem gehört!"

Sie vergaß ihre Zurückhaltung, welche sie sich seit vielen Tagen ihm gegenüber auferlegt hatte. Aus ihrem Innersten heraus fragte sie leidenschaftlich:

„Auch Ihnen geht das so? Es sind viele Menschen da, alle Menschen sind lieb und nett zu Ihnen, ja, diese vielen Menschen wollen Sie geradezu, sie brauchen Sie. Und doch — —"

„Brigitta", sagte er bestürzt, „Ihr Leben ist nicht ausgefüllt!"

„Noch mehr?" Sie lächelte. „Ich danke; es ist gerade genug."

„Sie brauchen weniger und mehr!" fo harrte er und sagte seine Hand auf ihren Arm. Nicht so viel Zerstörtheit! Nein, etwas, das Bestand hat."

„Gibt es denn das?" fragte Brigitte stärker lächelnd, aber sie hätte viel lieber weinen mögen.

„Zum Beispiel — —" er zögerte eine Weile und fuhr dann plötzlich kühn fort: „die Liebe!"

„Auch wieder nicht alle Liebe! Aber recht haben Sie schon: Wenn ich an meine Eltern denke . . . Uebrigens kommen die in den nächsten Tagen her — eigens um Sie singen zu hören!"

Brassen horchte auf.

„Ihre Eltern kommen? Sie müssen mir viel von ihnen erzählen! Ich weiß nicht mehr, als daß Ihr Vater Arzt auf dem Lande ist." (Forts. folgt.)

Ob sie die Partie wohl gewonnen hat? Jedenfalls lassen die herrlichen Blumen darauf schließen! Und deshalb müssen wir

Lil Dagover

nicht nur für ihre Grüße an den „7. Tag" danken, sondern auch gleichzeitig gratulieren.

Das tun wir ja sooo gern!

NUMMER 30 DER 7. TAG JAHRGANG 7

Welt der Frau

Der Unterkavalier /

Von E. C. Christophé

Wir waren gerade drei Wochen verheiratet, da sagt meine frischgebadene Frau eines Morgens zu mir: „Heute gehe ich ins Kino."

Ich darauf: „Heute gehst du nicht ins Kino."

Sie darauf: „Heute gehe ich nun gerade ins Kino!"

Ich darauf: „Das werden wir sehen!"

Wir sahen es, denn sie ging ins Kino. Ich habe darauf volle acht Stunden nicht mit ihr gesprochen, weil ich schlafen gegangen war.

Aber dann am nächsten Morgen brach der Krach mit doppelter Heftigkeit los. Er brach so los, daß heißt, meine Frau erhielt so das Uebergewicht. Daß sie an den Schrank stürzte und meine kostbare Kristallbowle herausriß.

„Noch ein Wort", fauchte sie, und ich feuere das Ding auf die Erde, daß dir Hören und Sehen vergeht!"

Ich dachte, die Welt geht unter, öffnete meine Fenstaden und fluchte so greulich, daß sie das Gläserne Ding mit einem Radau obgleichen ließ. Wir verzogen uns am Abend darauf, indem ich ihr das Wirtschaftsgeld erstehte, damit sie zu einer neuen Bowle sparen konnte. Ich selbst aber hatte eine Lehre erhalten, die ich sobald nicht wieder vergaß.

Auch dann nicht, als es drei Wochen später abermals zu einem ausgewachsenen Krach kam. Meine Frau meinte, es schicke sich nicht, daß ich in Hemdsärmeln bei Tisch säße. Ich behauptete, es schicke sich doch, weil das Hemde modern und mit Reißverschluß versehen sei.

Als sie sagte, ich hätte von sonst keine Ahnung, weil er in einem solchen Falle tun würde. Er antwortete, daß es einem Gentleman nicht gestattet sei, eine Frau — auch auf eine solche Beleidigung hin — anständig zu verhauen, weil man einer Frau Respekt schulde sei. Aber er würde, sagte er und geriet ins Stottern, er würde vor Zorn brüllen wie ein Löwe oder miauen wie ein Kater.

Ich machte es anders. Ich dachte an die Bowle.

„Was", schrie ich, „du sagst, ich sei ein Unkavalier? Nimmst du das Wort zurück?"

„Im Gegenteil", stichte mein Ehegespons, „ich bin heilroh, daß mir dies Wort noch zur rechten Zeit eingefallen ist!"

Das brach dem Faß den Boden aus! Das war zuviel! Ich spürte, wie sich die feurigen Kreise vor meinen geschwollenen Augen zu Raketen verdichteten, ergriff die Schere und stichte ab. Auf den Korridor. Fand den Lichtschalter nicht gleich, aber den warmen, wolligen Stoff fand ich doch. Mitch — ratsch — machte die Schere und noch einmal ritsch — ratsch —. Dann hatte ich ein Stück schwarzen Stoffes von der Größe eines ausgewachsenen Männerkopfes in der Hand.

Zugleich der betrauschte meine Wut. Ich knallte die Tür ins Schloß und trank ein Bier in der nächsten Kneipe.

Ha, dachte ich, morgen wird sie es merken! Das war die Rache für meine Bowle. Morgen wird sie auf den Markt gehen und die Leute werden hinter ihr herlachen, weil ein männerhohgroßes Stück aus dem Rücken ihres neuen Wintermantels fehlt!

Am nächsten Morgen tat es mir eigentlich schon leid. Ich ging früh ins Büro. Doch ich sah kaum, daß mich der Chef schon zu sich bitten.

„Ich höre", sagte er, „daß Sie heute in geradezu lächerlichem Aufzug ins Büro gekommen sind!"

Wir war es, als fiele eisiger Schnee auf mein Gedächtnis.

„Sie haben", fuhr mein Chef fort, „in Ihrem Wintermantel ein männerhohgroßes Loch im Rücken. Mein Betrieb ist kein Karneval, mein Herr!" —

Am Abend des gleichen Tages gingen wir zu einem Schneider. Meine liebe Frau und ich. Aber als er uns fesien, dauerhaften Herrenwintermantelstoff vorlegte, brachte meine Frau, ob er nicht welchen mit Eisenbraht habe, ich beanspruchte meine Sachen immer so besonders stark!

Was ißt man in Amerika?

Speisekarte — von morgens bis abends

Die Europäerin, die zum ersten Male nach Amerika kommt, wundert sich zunächst einmal über die merkwürdigen Gerichte, die dort auf den Tisch kommen. Man ißt bedeutend mehr Obst und Gemüse in Amerika und bereitet dabei jede Frucht auf abwechslungsreiche Weise zu. Die Speisefolge wäre für den Neuling sehr bekömmlich, wenn nicht die vielen gesüßten Süßigkeiten wären.

Die erste Mahlzeit ist das „Breakfast", zu dem als Erstes die geteilte Grapefruit gereicht wird. Manchmal ist sie allerdings nur durch den aus ihr gepreßten Saft vertreten, dem sich noch reiner Tomatensaft zugesellt. Grapefruit ist auf nüchternen Magen gegessen ein natürliches und gesundes Anregungsmittel für den Stoffwechsel. Als erste Gabe den Magen Eiswasser zuzuführen, ist zwar auch amerikanisch, wird aber von kaum einem Besucher mitgemacht. Des weiteren ist diese erste Mahlzeit nirgendwo mehr so einfach wie in Amerika. Dafür kann man sich hier auf Getreidearten spezialisieren, die man sich sonst nur mühsam zusammenstellen kann. Da ist zum Beispiel der Cornflakes, der Getreideflocken, die mit Milch und Zucker gegessen werden. Ungeheuer beliebt ist auch der Shredded Wheat, der Weizenbrocken, die in Milch aufgeweicht werden. Unter den Salaten finden sich überraschende Zusammenstellungen, bei denen sich unsere Geschmacksnerven zu verrenken drohen. Es gibt beispielsweise eine Scheibe Ananas mit einer Prise gerieben Käse, der bepfeffert ist. Birnen mit Lattich und Mayonnaise, süße Früchte mit Remoulade, alles Sachen, die für uns anders aussehen, als sie schmecken und an die man sich erst gewöhnen muß. Als Zuspeise — anstatt unserer Knödel, Kartoffel, Spätzle usw. — werden ungesüßte Waffeln aus Maismehl, Hominy genannt, gereicht. Dazu Schinken und andere Beigaben verzehrt.

Hauptmahlzeit ist das „Dinner", die auf den Abend gelegt wird, weil man tagsüber kaum Zeit findet, sich mit Behagen dem Genuß des Essens hinzugeben. Auch hier gibt es seltsame Gerichte. Da sind die Soft Crabs, spinnenähnliche Krabben mit weicher Schale, an deren Anblick man sich erst gewöhnen muß, da ist der Sacramento-Lachs, die Sandlietsche (eine Fischart), der Abelone von der Küste des Pazifik, winzige Austern, die zum Volksnahrungsmittel geworden sind. Eine Fisch- und Muschelsuppe heißt „Clam-Chowder" und ist ein Gegenstück zur Bouillabaisse, eine dicke, kräftige Suppe.

Unter den Getreidearten spielt Mais eine besondere Rolle. Als Brotkuchen oder Brei gehört er schon zum ersten Frühstück. Sind die Kolben noch nicht vollreif, dann kocht man sie wie Spargel und ißt sie mit Butter. Ein Gericht aus Mais mit Tomatenbrei wird „Succotash" genannt. Unbekannt sind bei uns auch die süßen Kartoffeln, die dem Gericht eine besondere Note geben. Unzählige Früchte und Gemüse stehen auf der amerikanischen Speisekarte, die man in Europa kaum dem Namen nach nach kennt. Eierpflanzen und spanische Bohnen übernehmen die Rolle unserer braven Kartoffel. Dann ist da die Alligatorbirne, eine riesige, fleischige Feigenfrucht, die zerschnitten wird, worauf man sie mit Pfeffer und Salz bestreut und das ganze mit Essig und Oel anschmeckt, so daß man gewissermaßen den ferlegen Salat auf der harten Fruchtschale löffelt.

Schluß mit der Tütenwirtschaft

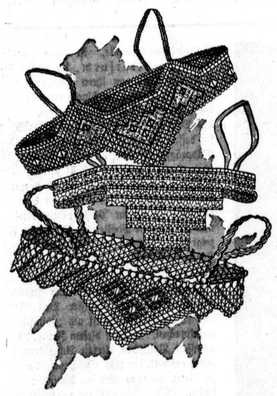
„Nein, daß wir gemeinsam die neue Speise bei mir ausprobieren. Hoffentlich gelingt sie uns gut, damit wir unseren Männern heute abend etwas Gutes vorsetzen können. Ich will schnell alles an Zutaten heranholen." Und nun hebt in Speisekammer und Küchenschrank eine Wirtschaft an — die reine Tütenwirtschaft! Jetzt geht das Suchen los: vier, fünf Tüten werden auf- und wieder zugemacht, bis in der sechsten das Gesuchte glücklich gefunden ist. Die Zuckertüte ist durch ihre blaue Farbe leicht erkenntlich, aber, o Lücke, unvermutet reißt sie ein; den das Häufige Auf- und Zumachen hat sie derart mürbe gemacht, daß nun der Zucker zur Hälfte auf dem Boden liegt. Und wie unanschnlich war sie inzwischen auch geworden!

Die andere der beiden jungen Frauen hat bis dahin stillschweigend zugesehen, nun legt sie den Arm um die etwas nervös gewordene Freundin: „Das darfst Du zukünftig nicht mehr so machen, Grete, vor allem Deinetwegen nicht; denn es steht schreckhaft unordentlich in Deinen Schränken aus. Diese Tütenwirtschaft macht Dir nur unnütze Arbeit, und obendrein hast Du noch Geldverluste, wie Du an dem soeben verschütteten Zucker siehst. Du mußt aber auch den „Kampf dem Verderb!" dabei bedenken; denn mit jeden Nahrungsmittel müssen wir Haushalten heute auf das sorgsamste und sparsamste umgehen."

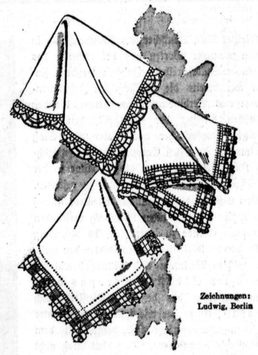
Und nun überlegen sie beide gemeinsam, wie diese vielen Tüten am besten aus den Schränken verschwinden können, bis sich Grete vielleicht einmal einen modernen Küchenschrank kaufen kann, in dem durch den Einbau von Vorratsbehältern das Nötige gut und sorgfältig untergebracht werden kann. Bei Grete's Mutter sind gerade eine ganze Menge Einmachgläser mit passenden Deckeln aufbewahrt worden, die zum Einmachen nicht mehr benutzt werden können, weil sie am Rand kleine Absplitterungen oder gar einen flüchtigen Sprung haben. Diese sind für Grete's Vorrats kammer zu verwenden. Es könnten auch Bleichdosen verwendet werden; nur müssen diese zweckmäßig beschriftet werden, damit ihr Inhalt leicht zu finden ist.

Handarbeiten

DIE FREUDE MACHEN

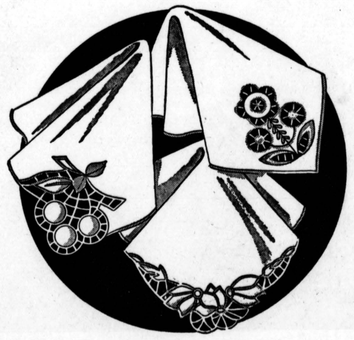


Taschentücher mit kleinen Handarbeiten, gleich ob gestickt oder mit schmalen handgehäkelten Spitzen umrandet, sowie handgearbeitete Häkelpassen aus hauchfeinen Garnen, sind stets beliebte Geschenke, die Freude machen. Gering sind die Ausgaben, die uns diese kleinen Geschenke bereiten, aber hoch und geschätzt ihr Wert. Für die Taschentücher kaufen wir ein Stückchen zarten, weißen Batist, weißes Stickgarn oder feines Häkelgarn Nr. 100 oder Nr. 80. Schenken wir mehrere Tücher, so geben wir jedem ein anderes Spitzchen und häkeln es verschieden in der Farbe, rosa, hellblau, weiß und zartgelb. Zieren wir sie dagegen mit Stickereien, so geben wir den Tüchlein verschiedene Muster. Mit den Wäschepassen halten wir's ebenso.



Zeichnungen: Ludwig, Berlin

Gehäkelte Wäschepassen wirken am schönsten, wenn sie aus ganz feinem Garn Nr. 100 oder Nr. 80 gearbeitet werden. Je nach der Art, wie wir sie anwenden, können wir dazu rosa, hellblaues oder weißes Garn wählen. Sie eignen sich zum Zieren von Hemden, Hemdhosen, Unterkleidern, auch Nachthemden, gleich, ob wir zur Wäsche Batist, Waschseide oder Trikotseide verwenden. • Von oben nach unten: Wäschepasse in Deltahäkelei aus weißem oder farbigem Garn. Ultra-Handarbeitsmuster, Kleinigkeit H 6776. • Hauchzarte Häkelpasse aus feinem weißem Garn. Hierzu Muster und Arbeitsbeschreibung in „Bunte Ultra-Hefte" Nr. 5, Seite 7, Abbildung 28. Außerdem Beschr. als Ultra-Handarb.-Kleinigkeit H 6825 erhältlich.



Die untere Häkelpasse ist ebenfalls ein Deltamuster. Sie ist auch rosa, weiß oder hellblau zu arbeiten. Hierzu Ultra-Handarbeitsmuster, Kleinigkeit, H 6776. • Mittes Drei Batisttaschentücher mit hübschen Ausschnittstickereien. Man kann die Tüchlein auch aus rosa oder hellblauem Batist arbeiten und in gleicher Farbe sticken. Hierzu Ultra-Bügelm., Kigt., H 6804 erhältlich. • Oben: Drei Batisttaschentücher mit schmalen gehäkelten Spitzen aus feinem Garn in Rosa, Hellblau, Weiß oder Zartgelb. Die Spitzchen können wir auch als kleinen Abschluß an Wäsche verwenden, auch sind sie ein hübscher Schmuck für Kinderwäsche und Babykleidchen. Hierzu Ultra-Handarbeitsmuster, Kleinigkeit, H 6773 und H 6775 erhältlich. eb.

Meister Veits deutsche Sendung

Der Weg des großen Künstlers von Nürnberg in den Osten Europas

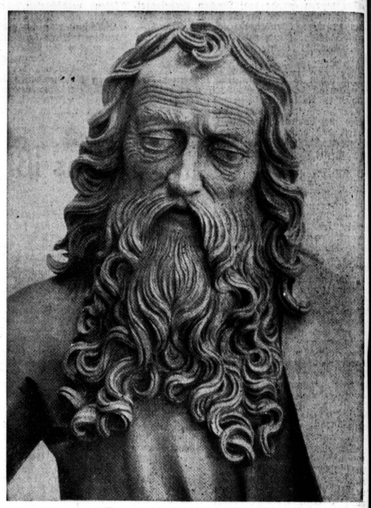


Bild links:
Kopf eines musizierenden Engels, Bamberger Altar
Bild rechts:
Kopf des Apostels Andreas, Nürnberg, St. Sebaldus
Bild unten:
Kopf des Johannes vom Krakauer Marienaltar

Ein Foto aus „Deutsche Kunst" (Propyläen-Verlag, Berlin)
Zwei Fotos aus „Künstlerschicksale" (Verlag H. Hugengubel, München)

Meister Veit, Deutscher aus Nürnberg" — in diesen wenigen Worten aus der Urkunde des Krakauer Stadtschreibers Johann Heydecke finden wir bereits die schicksalhaften Zusammenhänge und Verbindungen angedeutet, die den deutschen Meister der Spätgotik, den Bildschnitzer, Kupferstecher und Maler Veit Stoß bestimmten, im Osten Europas eine seiner größten Kunstschöpfungen, den großen Altar in der deutschen Marienkirche zu Krakau, zu gestalten.

Das Schicksal dieses deutschen Meisters ist auf das engste mit dem alten Nürnberg verbunden gewesen. Gerade zu jener Zeit, da Nürnberg unter den mittelalterlichen Großstädten den weitaus größten Wirkungs- und Geltungsbereich im Osten und Südosten Europas besaß, kann der Weg des deutschen Meisters nach Krakau, einem der wichtigsten Knotenpunkte für den Warenverkehr Nürnbergs mit dem Osten, nicht verwundern. Daß Veit Stoß nicht der einzige Nürnberger Meister gewesen ist, den der europäische Osten angezogen hat, unterstreicht nur die Tatsache, daß die von Nürnberg ausgehenden Kulturströmungen das östliche Siedlungsland wirksam befruchteten. Hans Pleydenwurff, Peter Vischer, Hans Sues von Kulmbach, Hans Dürer, der Bruder des Albrecht Dürer, das sind einige der hervorragendsten deutschen Meister, denen wir im Osten immer wieder begegnen.

Daß es immer wieder Krakau gewesen ist, das das südwestdeutsche Künstlertum mit Erfolg angezogen hat, entspricht der Bedeutung Krakaus als mittelalterlichem Handelsplatz. Krakau war damals noch Stadt nach deutschem Recht und verfügt über eine große deutsche Gemeinde, die, wie in fast allen Städten Polens jener Zeit, das Polentum weitaus überwog und das wirtschaftliche, geistige und kulturelle Leben bestimmte. Fern der deutschen Heimat, von dem andrängenden Polentum bedroht, entstand in den deutschen Gemeinden der Wunsch, durch besonders eindrucksvolle Leistungen der Kultur und Kunst, die völkische Ueberlegenheit und das Daseinsrecht unter Beweis zu stellen.

Von Freunden aus der deutschen Gemeinde zu Krakau gerufen, oder bereits in Nürnberg im Besitze des ehrenvollen Auftrages, gab der deutsche Meister Veit Stoß im Jahre 1477 das Bürgerrecht der Stadt Nürnberg auf, und noch im gleichen Jahre begann er mit den Arbeiten an dem großen Altar in der deutschen Marienkirche zu Krakau. Nürnberg, das zu jener Zeit reich an bildenden Künstlern gewesen ist, hatte dem damals noch jungen deutschen Meister nicht annähernd die Möglichkeit bieten können, wie es der unberührte Osten Europas vermochte.

Auf einem vom Nationalitätenkampf hart umstrittenen Gebiet konnte der deutsche Meister Veit Stoß in zwölf Jahren sein großes Meisterwerk, das bald die ganze mittelalterliche Welt mit seinem Ruhm erfüllte, erstellen. Was das polnische Bürgertum der Stadt nicht zu glauben vermochte, das großangelegte Werk war fertiggestellt und fand **aufrichtige Bewunderung.**

Die Kunst des deutschen Meisters ist nur im **Zusammenhang mit der großen süddeutschen Kulturbewegung des Mittelalters zu erklären,** der er in seinen Werken zu einer letzten Höhe verhalf, ehe von Süden her das Zeitalter der Renaissance heraufdämmerte. Schon der Flügelaltar, den er als Rahmen für seine wundervollen

Holzplastiken wählte, ist eine ausdrücklich **deutsche Altarform,** die von Süd- und Westdeutschland aus ihren Siegeszug bis weit in den Osten Europas hinein antrat. Noch eindringlicher offenbarte sich uns das Deutschtum des Meisters aber in seinem Bildwerk selbst, für dessen Hauptthema er ganz offensichtlich eine Bildprägung wählte, die wir in der älteren deutschen Kunst häufig dargestellt finden. Umstanden von den Aposteln ist die Gottesmutter in die Knie gesunken, das Gebet vor dem Tod zu sprechen. Nicht im Verfall ihrer Kräfte stellt uns der deutsche Meister die Sterbende dar. Er zeigt vielmehr durch die Darstellung ihrer letzten Lebenshandlung vor dem Tode seine echte deutsche Frömmigkeit.

Verschiedentlich ist der Versuch gemacht worden, den deutschen Meister Veit Stoß als „Polen" und seine Kunst als „polnische Kunst" anzusprechen. Auch in diesem Jahre, da sich das polnische Volk, den älteren Aufzeichnungen folgend, anschickt, den 500. Geburtstag des Meisters zu feiern, wird es nicht an ähnlichen Versuchen fehlen. Jeder Versuch einer solchen Deutung bricht aber allein schon zusammen, wenn man die Ammut der Gestalten, das leidenschaftliche Temperament in den Gebärden der Figuren, den reichen Faltenwurf der Gewänder betrachtet. Wo in jener Zeit hätte es in der polnischen Kunst diejenigen Vorbilder gegeben, die dem Meister zu solcher Größe hätten verhelfen können? — Nein, das Wirken des deutschen Meisters Veit Stoß im Osten ist mit der Bedeutung der Reichsstadt Nürnberg ebenso eng verknüpft, wie seine Kunst mit der mittelalterlichen Kulturbewegung in Süddeutschland.

Es war der geniale Meister, der, in seinem deutschen Volkstum wurzelnd, außerhalb der deutschen Reichsgrenze, auf vorgeschobenem Posten, eines seiner größten Werke schuf. Stoß war einer von vielen, die als **Kulturträger dem Osten deutsches Gepräge gaben.**

Si.

Haus, Hof und Garten

Mähen von Lagergetreide mit dem Bindemäher

Infolge des Landarbeitermangels werden viele Betriebe versuchen, möglichst alles Getreide mit dem Bindemäher zu mähen, auch dann, wenn es teilweise oder ganz lagert. Nachstehend sollen deshalb einige Winke gegeben werden.

Sofern das Getreide gleichmäßig lagert, muß stets gegen die Lagerrichtung gefahren werden. Mäht man von zwei Seiten, dann muß der Fahrwinkel gegen die Lagerrichtung an beiden Seiten etwas verschieden sein. Es empfiehlt sich in diesem Fall, die Ecke, an der die beiden Seiten zusammenstoßen, durch einen Mann mit der Sense weiter zurückmähen zu lassen. Ferner ist es wichtig, daß die Spindel am Binder genau eingestellt ist und zwar so, daß die Halme sämtlich auf die Fördertücher gelangen, ohne jedoch heruntergeschleudert zu werden. Beim Mähen gegen die Lagerrichtung werden die Halme mehr oder weniger von selbst auf den Tisch geschoben.

Wenn das Getreide quer vor der Maschine, und zwar mit den Aehren der Maschine abgewandt, lagert, ist das Mähen schwieriger. Man muß dann die Spindel weiter nach vorn bringen und in ihrer Höhe so einstellen, daß die Halme gerade vom Anschlagbrett der Spindel erfaßt und durch den Schwung richtig auf das untere Fördertuch geschleudert werden.

Das Mähen von Getreide, das nach verschiedenen Richtungen lagert, ist bekanntlich mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden. Das Bindemähen kann auch in diesem Fall angewandt werden, vorausgesetzt, daß das Getreide gut trocken und nicht, wie es beim Hafer häufig vorkommt, grün durchwachsen ist. Unter diesen Verhältnissen ist beim Mähen mit dem Selbstbinder folgendes zu beachten: die Stoppeln müssen so kurz wie möglich gehalten werden, um das Abschneiden von Aehren auf ein Mindestmaß zu beschränken. Die Garben müssen möglichst klein eingestellt werden. Das geschieht einmal dadurch, daß der „Löffel", der die Garben festhält und bei bestimmtem Druck die Bindevorrichtung auslöst, entsprechend höher gestellt wird. Um noch kleinere Garben zu erhalten, kann man diesen Löffel durch einen aufgelegten Gehalt ausfüllen. Durch diese Maßnahme werden Störungen an der Maschine verhindert und kleine, leichter trocknende Garben erzielt. Da es bei Lagergetreide und auch unter normalen Bedingungen an den Ecken kurz vor dem Ausrücken notwendig ist, die Bindevorrichtung willkürlich auslösen zu können, wird der vierkantige Schraubenkopf vor dem „Mitnehmer" mit einer Schnur oder einem Draht versehen, der bis zum Führersitz reicht. Durch Anziehen des Drahtes wird die Bindevorrichtung in Gang gesetzt.

Die meisten Störungen beim Mähen stark lagernden Getreides mit dem Selbstbinder entstehen dadurch, daß die Halme unregelmäßig auf die Bindertücher gelangen. Dadurch werden diese sowie die Bindevorrichtung zeitweise überlastet. In diesem Falle können entweder die Tücher die Halme nicht weiterschaffen oder die Bindernadel kommt an der Bindevorrichtung nicht hindurch; beides bewirkt den sofortigen Stillstand der Maschine. Hält man den Selbstbinder an, bevor das Getriebe zum Stillstand kommt, so kann die Störung durch Rückwärtsdrehen der Tücher mit Hilfe der Handkurbel leicht beseitigt werden. Auch beim Anfahren muß man vor allem darauf achten, daß das Getriebe bei der ersten Bewegung des Antriebsrades sofort in Gang kommt. Die Halme, die sich möglicherweise in der Bindevorrichtung befinden, müssen vor dem Anfahren zur Erleichterung des Betriebes entfernt sein. Wenn die Halme besonders bei sehr langem, stark durcheinander lagernden Roggen von der Spindel nicht genügend erfaßt und weitergefördert werden, wird die Spindel abgebaut und ein zweiter Sitz auf dem starken Mittelbalken der Maschine unweit vom vorderen Ende des Balkens angebracht. Von diesem Sitz führt ein Mann oder Bursche mit Hilfe eines Stabes oder eines flügelartigen Rechens das Getreide den Fördertüchern zu. Der zweite Sitz muß tief gebaut und nach hinten geneigt sein, damit der Mann sicher sitzt, da er sonst keinen weiteren Halt hat. Staatl. gepr. Landw. Noth.

Paratyphus der Tauben und seine Abwehr

Taubenkrankheiten sind im allgemeinen weniger eingehend erforscht worden als die Hühnerseuchen. Trotzdem liegen die Verhältnisse bei der am meisten verbreiteten, ansteckenden Krankheit der Tauben, dem Paratyphus, heute durchaus klar. Wie stark diese Krankheit in unseren Schlägen verbreitet ist, geht daraus hervor, daß jede fünfte Taube, die zur Feststellung der Todesursache an ein tierärztliches, wissenschaftliches Institut eingesandt wird, an Paratyphus zugrunde gegangen ist. Die Seuche kommt auch bei anderem Geflügel vor, z. B. bei den Enten, wo sie die Ursache der Enteneiergiftungen ist, die in letzter Zeit häufiger von sich reden gemacht haben. Bei Menschen kann sie der Urheber der sogenannten Fleisch- oder Lebensmittelvergiftungen sein. Bei Hühnern wird sie kaum beobachtet.

Paratyphus tritt in den verschiedensten Formen auf. Viele Taubenkrankheiten, die als „Flügellähme", „Jungtiersucht" usw. besonders bekannt und beschrieben sind, stellen in Wirklichkeit nichts anderes als besondere Formen des Paratyphus dar. Einmal tritt er häufig bei den jungen Tauben auf, und zwar meist bei solchen im Alter bis zu 10 Tagen. Der bei Jungtauben ebenfalls häufige „Soor" oder das „Gelbe Schwämmchen" befällt dagegen mehr Tiere von dreizehn Tagen bis vier Wochen. Die paratyphuskranken Tauben bekommen wässerigen Durchfall, atmen beschleunigt und gehen innerhalb weniger Stunden oder in ein bis zwei Tagen ein. Häufig behalten sie jedoch bis zum Schluß gute Freßlust. Diejenigen Tiere, die durchkommen, bleiben meistens zeitlebens Paratyphusträger, ohne selbst Krankheitserscheinungen zu zeigen. Sie scheiden aber die Erreger mit dem Kot aus und stecken damit andere Jungtauben und ausgewachsene Tiere an. Bei diesen kann der Paratyphus einmal in Form eines heftigen Durchfalls auftreten, der entweder in einigen Tagen zum Tod führt, oder chronisch wird und sich dann über Wochen hinzieht. Die Tiere magern dabei stark ab. Bei Gelenkentzündungen wird der Fibbel der erkrankten Seite nur schlaff im Körper getragen; er ist öfters in zitternder Bewegung. Nach zwei bis drei Tagen bildet sich eine immer größer werdende Anschwellung des erkrankten Gelenks heraus. Die Stelle ist heiß, man fühlt in der Geschwulst eine Flüssigkeit. Auch dieser Zustand kann chronisch werden und sich über Wochen und Monate hinziehen. Die Tiere sind flugunfähig. Leidlassen sich manche Rücker dazu verleiten, gerade diese flugunfähigen Tiere, die vorher gute Ausstellungstauben oder Flieger waren, weiter zur Zucht zu benutzen.

Eine Heilung beim Einzeltier ist kaum möglich. Jede Behandlung, das Einpinseln der Geschwülste usw., kann vielleicht die betreffende Krankheitserscheinung lindern, nicht aber die Krankheit an sich beheben. Sie steckt ja im Blut, im ganzen Körper. Wenn auch das einzelne Tier genesen sollte, so wird es doch ein Krankheitsträger und damit immer eine Ansteckungsgefahr für andere Tiere bleiben. Man kann des Paratyphus aber durch Blutuntersuchungen ziemlich sicher Herr werden. Die Blutproben werden durch den Tierarzt aus der Flügelvene entnommen und im Laboratorium untersucht. Diejenigen Tauben, die sich dabei als angesteckt erweisen, werden abgeschlachtet und vernichtet. Zu menschlichem Genuß sind sie wegen der Ansteckungsgefahr nicht geeignet. Die Blutproben müssen in Abständen von einigen Wochen mehrmals wiederholt werden, um alle angesteckten Tiere herauszufinden. Die Verbreitung der Seuche erfolgt vor allem durch Wettflüge, Ausstellungen usw., sowie durch das bei Liebhaberzüchtern verbreitete Austauschen und Zukaufen von Tieren. Tauben sollten zu Wettflügen, Ausstellungen usw. stets in eigenen Körben des Züchters, nie in Vereinskörben versichert werden. Die Körbe müssen einen Blechboden haben, der seitlich wenigstens 10 Zentimeter hoch ist, um beim Auseinanderstellen das Durchfallen von Kot und Streu zu vermeiden. Tauben, die von Wettflügen verspätet zurückkommen, also vermutlich andere Schläge aufgesucht haben, sollen genau wie neue hinzugekaufte Tiere behandelt und eine Zeitlang in Quarantäne gehalten werden.

Clemens Hoffbauer.

Grasflecke in der Wäsche, die sich gern mit Picknicks im Freien verbinden, beseitigen wir mit kochendem Wasser. Aus Keidern wäscht man sie mit mildem, lauen Seifenwasser unter etwas Salmiakzusatz. Sehr hartnäckige Grasflecke entfernt man mit etwas Zinnchlorid, das aber dann sorgsam ausgespült werden muß.

Butter wird bei Hitze schnell hart, wenn man sie in einen porösen Steintopf legt, ihn mit nassem Tuch umwickelt und dann in den Zug stellt. Auch unter fließendem kalten Wasser erhärtet Butter schnell. Ist sie aber im Kühlschrank zu hart geworden, dann hilft nur flüssiges Fett um sie schnell wieder geschmeidig zu machen.

Einmachen ohne Kochen der Gläser beschleunigt die Arbeit außerordentlich. Man bestreicht mit diesem Verfahren den Gummiring, füllt das gekochte heiße Obst oder Gemüse in die ge'äuberten warmen Gläser und nimmt einen Pappstreifen, dessen eines Ende mit Spiritus benetzt wird. Dann entzündet man es und hält die Flamme einige Sekunden zwischen Glas und Deckel. Nun wird der Deckel schnell fest auf den Ring gepreßt und damit ein hermetischer Verschluß hergestellt.

„Aus 7. Jorg" antwortet

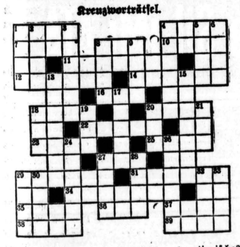
Ferkeldurchfall. (L. B. in M.) Meine Ferkel leiden häufig unter Durchfall. Welche Abhilfemaßnahmen kommen in Frage?

Antwort: Durchfall bei Ferkeln kann die verschiedensten Ursachen haben. Es kann an falscher Fütterung liegen, z. B. wenn verdorbene Futtermittel verabreicht werden. In diesem Fall muß das Futter geändert werden. Der Ferkeldurchfall kann weiter durch unzweckmäßige Haltung, insbesondere infolge von Erkältungen entstehen. Auch hier läßt sich die Ursache leicht abstellen. Wenn es sich um regelmäßige Durchfälle handelt, die immer wieder, auch bei neuen Würfen, auftreten, dann dürfte die Ursache ein Paratyphus-Erreger sein, insbesondere dann, wenn der Kot mit Blut durchsetzt ist. Eine genaue Feststellung der Erkrankung ist nur durch Untersuchung des Kadavers in einem Tiergesundheitsamt der Landesbauernschaft möglich. Zur Bekämpfung gibt es Impfstoffe, die der Tierarzt anordnet. Nicht selten sind Würmer die Ursache der Darmerkrankungen. Falls Sie Würmer in Kot feststellen, müssen wurmtreibende Mittel, die Sie in der nächsten Apotheke erhalten, zur Anwendung kommen.

Wirtelpilz-Welkekrankheit an Luzerne und Esparsette. Die durch den Wirtelpilz verursachte Welkekrankheit tritt im Gegensatz zu den meisten Pflanzenkrankheiten an den verschiedensten Pflanzenarten auf, bereits an über 70 Gattungen konnte sie nachgewiesen werden. Auffällig ist dabei, daß hierzu nur ganz wenige Schmetterlingsblütler gehören. Erst in den letzten Jahren konnte die Welkekrankheit, wie im Juli-Heft des „Nachrichtenblatt für den deutschen Pflanzenschutzdienst" mitgeteilt wird, vereinzelt an Luzerne und Esparsette festgestellt werden. Die Welkeerscheinungen traten kurz vor der Blüte auf, Stengel und Wurzeln der Pflanzen waren äußerlich völlig normal, im Innern der Wurzeln wurden dagegen die typischen braunen bis schwarzbraunen Verfärbungen der Gefäßbündel wahrgenommen. Da es immerhin möglich ist, daß die Luzernwelke schon eine gewisse Verbreitung gefunden hat, bittet die Biologische Reichsanstalt in Berlin-Dahlem alle Bauern und Landwirte, ihr von dem Auftreten verdächtiger Welkeerscheinungen Mitteilung zu machen und sorgfältig ausgegrabene kranke Pflanzen zur Untersuchung einzusenden.

Dürfen Sauen die Nachgeburt fressen? Die Ansichten über das Fressen der Nachgeburt sind geteilt, vielfach wird das Fressverleiten als Fehlerscheinung angesehen. Dr. Lenz, Direktor des Tierseuchenamtes der Landesbauernschaft Kurmark, hält das Auffressen der Nachgeburt für unschädlich, weder Verkalfungen noch Milchfieber, Euterentzündung und Verlosung treten als Folgeerscheinung auf (Nr. 28/1938, „Deutsche Landw. Presse"). Nach vielfachen Beobachtungen ist die Sau nach dem Fressen der Nachgeburt ruhiger und wühlt nicht, so daß die Gefahr des Erdrückens von Ferkeln nicht so groß ist. Im übrigen entspricht auch das Fressen der Nachgeburt den Gewohnheiten des Schweines vor der Haustierverwendung.

Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 1. Baustoff, 4. tierisches Fett, 7. Nebenfluß der Saale, 8. Begriff aus der chinesischen Religionsphilosophie, 10. morgenländischer Titel, 11. Musikinstrument, 12. Gepäckstück, 14. Verordnung, 16. Nebenfluß der Drau, 18. Verpackungsgewicht, 20. Teil der klassischen Oper, 22. innerer Drang, 23. Vorführung, 25. Futterbehälter, 27. alter türkischer Titel, 29. Gabe, 31. postalischer Begriff, 34. Kleidungsstück, 35. Gattin, 36. bedürftige Lage, 37. Stadt in Böhmen, 38. Stückwerk, 39. männlicher Vorname. — Senkrecht: 1. Flaschenverschluß, 2. Fluß in Italien, 3. amerikanischer Eingeborener, 4. Geschirrstück, 5. erdgeschichtlicher Zeitraum, 6. Futterpflanze, 8. Schachfigur, 9. Märchengestalt, 13. Flüssigkeitsbehälter, 15. nordamerikanischer Bundesstaat, 17. Stadt in Norditalien, 18. Genußmittel, 19. griechische Göttin, 20. geistlicher Würdenträger, 21. Maßeinheit in der Mechanik, 24. altrömischer Beamter, 26. bei Rindern beliebtes Fahrzeug, 27. Körperteil, 28. gesetzlicher Stoff, 29. Flüssigkeit, 30. Hautöffnung, 32. französischer Marschall im Krimkrieg, 33. Ansiedlung.

Silbenrätsel.

a — art — au — camp — chil — di — di — e — ei — elg — en — er — er — er — ex — gel — gel — gel — gel — han — hild — i — i — in — kriem — les — lett — mund — na — nat — ne — ni — ni — nis — or — reib — ru — sche — see — sen — sen — ser — spar — vi.

Aus vorstehenden 44 Silben sind 17 Wörter zu bilden, die in den Anfangsbuchstaben der ersten und zweiten Silbe, beide von oben nach unten gelesen, einen niederländischen Sinnspruch ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. Heldin aus dem Nibelungenlied, 2. Sonntagsname, 3. Ueberzug für Federbetten, 4. Mauerverbietung, 5. Raubvogel, 6. verkalkendes Bauwerk, 7. Amtstracht, 8. bedeutsame Begebenheit, 9. Stachelhäuter, 10. Frühjahrsgemüse, 11. Oper von Verdi, 12. Küchengerät, 13. heiße Springquelle, 14. Salatpflanze, 15. Sprache einer bestimmten Gegend, 16. Held der Trojasage, 17. bedeutender Schlachtenmaler des vorigen Jahrhunderts.

Zeptaugage.

Unter Hinzufügung der Silbe „li" als zweite in jedem Worte sollen aus nachstehenden 30 Silben 15 dreisilbige Wörter gebildet werden mit folgender Bedeutung:

1. Gartenzierblume, 2. homerisches Heldengedicht, 3. Heiltrank, 4. Soldatenweise, 5. Vorort von Danzig, 6. römischer Vorname (männlich), 7. Muse, 8. des Auserlesene, 9. Bedeutungslosigkeit, 10. innere Rohrweite bei Feuerwaffen, 11. Rolands Hiftborn, 12. bissige Bemerkung, 13. Sprengstoff, 14. weiblicher Vorname, 15. Stadt in Frankreich.

Die Wörter ergeben in ihren Anfangsbuchstaben einen Mahnruf an die Hausfrauen.

Die 30 Silben sind:

a — as — ber — ce — dah — e — e — e — e — ers — fant — i — ka — ma — me — mi — nal — nit — nul — o — o — se — tär — tät — te — tha — tul — ub — va — zier.

Kürzungsrätsel.

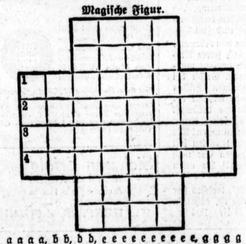
In den Wörtern:

Asas — Humus — Lenne — Spiegel — Melanie — Posse — Hegel — Porter — Kimono — Primus — Legat — Kursus — Irene

streiche man je zwei nebeneinanderstehende Buchstaben, so daß neue sinnvolle Wörter entstehen.

Die ersten Buchstaben dieser Buchstabenpaare ergeben dann, zeitlich hintereinander, einen Frühlingsruf der Gärtnerei.

Magische Figur.



a a a a, b b, d d, e e e e e e e e e e, g g g g, i i, l l l l, n n n n n n n n, o o, p p, r, s s, t.

Die Buchstaben ergeben, richtig eingesetzt, waagerecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung:

1. Zaubergewinde, 2. Stadt im Rheinland, 3. Pflanzung, 4. indische Landschaft.

Ein Buchstabe weniger.

Aus den elf Wörtern:

Lied — Meier — Riese — Gambe — Haima — Reigen — Stubbe — Oleander — Amare — Salat — Siegel

soll durch Streichen je eines Buchstabens ein neues Wort gebildet werden, während die gestrichenen Buchstaben, aneinandergereiht, ein beliebtes und erfrischendes Getränk uns nennen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Suchbild: Es befinden sich 15 Personen auf dem Bilde, und zwar: 3 voll sichtbar 3 auf dem Baume, 3 hinter dem Zaun (Hände, Hut und Fuß), 2 hinter dem linken Rand (Schatten und Hut), 4 hinter dem rechten Rand (Wagen, Bein, Hand mit Stock und Schirm).

Magischer Diamant: 1. l, 2. Met, 3. Maare, 4. Teutone 5. Troß 6. Ena, 7. e.

Schachaufgabe: 1. De1—f1 b6—b5: 2. De4—e5†, S×D (Kb5—c4): 3. Sd3—f4 (Le5—c3) matt; a) 1 Kb5×e5: 2. Df1—b5† beliebig; 3. T Ü oder e2—e4 matt. Auf 1... K×T folgt 2 Sb3—b2 usw. Drohung ist: 2 Sb3—f4† usw.

Silbenkreuzworträtsel: 1. Polemit, 4. Viole, 7. Slapf 8. Maria, 10. Marder, 11. Hero, 12. Rio 14. Poebene, 16. Oberecke, 18. Bolivien, 21. Ektomiby, 24. Goten 25. Sela, 26. Parma, 28. Einerlei 30. Dori 31. Tedeum, 32. Kritiker. — Senkrecht: 1. Postlippo. 2. Legel. 3. Bari. 5. Omar 6. Ledertasche, 8. Marone, 9. Arie 11. Hebe 13. Ober, 15. Eboli, 17. Elemi, 18. Bonaparte 19. Wigo. 20. Enterei, 21. Efeiel, 22. Stola, 23. Historiker, 27. Made, 29. Nervi, 30. Loti.

Magische Figur: 1. Haus, 2. Madras, 3. Harmonie, 4. Sansibar, 5. Signal, 6. Eber.

Kindliche Meinung

Auf einem Gutshofe ist eine Brieftaube zugeflogen, die einen Ring am Fuß trägt.

„Ach, Vati", bittet das kleine Töchterchen des Besitzers, „die mußt du wieder fliegen lassen, die ist doch verheiratet!"

*

Der kleine Hansel, Chauffeursohn, hat beim Heuen geholfen und sich dabei ungeschickterweise auf eine Heugabel gesetzt. Wird zum Doktor gebracht. „Na, Bub, wo fehlt es denn?" Der Kleine, seinen Schmerz tapfer verbeißend: „Nicht schlimm, Herr Doktor, nur der hintere Kotflügel ist etwas beschädigt."

*

„Wir haben gestern bei Klaus' Geburtstag nette Pfänderspiele gespielt. Auch Papa mußte ran, er mußte nämlich eine Stecknadel suchen."

„So? Hat er sie denn auch schnell gefunden?"

„Und wie! Genau in dem Augenblick, wo er sich draufsetzte."

Klassisch gebildet

Der Lehrer deklamiert aus Schillers Glocke: Wo Starkes sich und Mildes paarten, da gibt es einen guten Klang! Fritz ist dauernd unaufmerksam.

Lehrer: „Fritz, was habe ich gesagt?"

Fritz weiß von nichts. Fritz bekommt Prügel.

Lehrer: „Nun, weißt du's jetzt?"

Fritz: „Ja. Wo rohe Kräfte sinnlos walten, da kann sich kein Gebild gestalten!"

Seine Meinung

Hackl nimmt seine Sprößlinge zum sonntäglichen Frühschoppen mit. Schnell wird nebenbei ein Bierlein gedroschen. Staunt der Sprößling, während der Vater die Karten in seiner Hand mustert: „Seit wann sammelste denn Zigarettenbilder?"

Warum auch nicht?

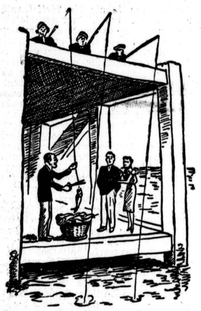
Der kleine Fritz kommt zum ersten Male in eine Zoologische Handlung und sieht die kleinen grünen Papageien. „Onkel, sind das unsere Kanarienvögel?"

*

Pichler saß im Lokal und trank immer noch einen. Ein Herr setzt sich zu ihm an den Tisch.

Pichler erhob sich schwankend: „Gestatten, meine Herren, Pichler!"

Lächelte der Herr: „Ja, ja, das merke ich!"



„Habe ich das nicht fein gemacht? Hier ist die Schere der beste Angelhaken."
(Humorist.)

Hitze-Pillen

„Eine Wahrsagerin prophezeite mir, in drei Monaten würde ich eine schwarzhaarige Dame heiraten!"
Hannesen—M.

*

Wenn ich Sie sehe, muß ich immer an einen berühmten Gelehrten denken."

„Sehr schmeichelhaft für mich. Und an wen denken Sie, wenn ich fragen darf."

„An Darwin und seine Theorie, nach der wir von den Affen abstammen sollten."
(II 420 Florenz.)

„Wir haben uns verlaufen — könnten Sie uns nicht sagen, wie man hier wieder heraus kommt?"

„Ich kann Ihnen keine Auskunft geben, Johann, ich habe vom Malen keine Ahnung"
(Happy Magazin.)

Undankbar

„Unerhört, der Gaul, den Sie mir verkauft haben, lahmt ja auf einem Bein . . ."

„Warum so aufgeregt?"

„Ich werde Sie verklagen, das ist ja Betrug!"

„Ich weiß nicht, warum Sie sich so über das eine lahme Bein aufregen. Freuen sie sich doch über die drei gesunden!"

„Wenn ich meine Memoiren schreiben wollte, könnte ich es unter dem Titel tun: Vom Millionär zum Bettler und vom Bettler zum Millionär!"

„Haben Sie so ein abenteuerliches Leben geführt?"

„Durchaus nicht. Ich bin Briefträger und komme von einem zum anderen."
(Berliner Ill. Zeitung.)

Leicht

Frau Buller zeigte dem jungen Mann eine Photographie ihrer Tochter. „Nun", meint sie stolz, „wie finden Sie meine Tochter?"

„Och", sagt der junge Mann, „das ist doch sehr leicht! Es ist doch weiter niemand drauf auf dem Bild!"

*

„Was denken Sie eigentlich, wenn Sie so den ganzen Tag am Fluß sitzen und angeln?"

„Ich denke, wenn nur einer anbeißen tät."

„So . . . . Und wenn nun einer angebissen hat, was denken Sie dann?"

„Dann denke ich: Aha."

Busse hält Brieftauben

„Meine Brieftauben fliegen in der Stunde hundert Kilometer", erzählt Busse, „jüngst habe ich eine von Budapest über Wien nach München fliegen lassen, das sind sechshundert Kilometer — die Taube war in zehn Stunden da."

Der Freund schüttelt den Kopf.

„Wenn sie hundert Kilometer fliegen würde, wäre sie doch nur sechs Stunden geflogen?"

„Das ist sie auch."

„Und die restlichen vier Stunden?"

„Kann man's ihr übelnehmen? Wien hat sie sich angesehen!"

Möglichkeit

„Wissen Sie, der Mummer hat gestern den Führerschein bekommen und gleich in der ersten Stunde mit seinem Wagen vier andere Wagen angerannt!"

„Nanu, das muß er ja vorher direkt geübt haben!"

*

Ja, lieber Freund, an deinem Unglück ist nur der verdammte Alkohol schuld!"

„Ich danke dir —, endlich mal einer, der sagt, daß ich nicht selber an meinem Unglück schuld habe." (Gstrradladet.)

Grund zum Kummer

Der Loisl wollte für ein Jahr aus dem Dorfe fort, weil er sich in der Stadt in seinem Beruf weiterbilden wollte. Eine Stellung bei einem Schlossermeister war bereits ausgemacht, und es hätte alles sehr schön gehen können, wenn nicht die Zenzi, die Braut vom Loisl, so mordsmäßig gebeult hätte.

„In an Jahr bin i da sch wieder dahoam!" wollte sie der Loisl trösten.

„Dös sagst so", erwiderte Zenzi schluchzend, „Wann du nachher z'ruckkimmst, nachher hab' i scho' lang an andern!"

*

Der Vater kam heim und sagte streng: „Gerd, ich habe deinen Lehrer getroffen! Er meinte, du würdest wohl nicht versetzt werden!"

Murrte Gerd: „Wem erzählt er das eigentlich alles!"

*

„Sag mal, Hänschen, wie alt ist eigentlich deine große Schwester?"

„Fünfundzwanzig Jahre!"

„Was, fünfundzwanzig Jahre? Mir sagte sie, daß sie erst zwanzig wäre."

„So? Na, das kommt sicher daher, daß sie erst von fünf Jahren ab zählen konnte."

Elle mit Welle

Vor der Fernsprechzelle wartet mit allen Zeichen von Ungeduld ein Herr. Schließlich dauerts ihm da drinnen zu lange. Er reißt die Tür auf und ruft: „Können Sie denn nicht lesen, was da steht: ‚Hasse dich kurz!' Ich stehe hier seit zehn Minuten und sehe immer nur, daß Sie im Verzeichnis blättern. Finden Sie denn Ihre Nummer nicht?"

„Nummer? Ich suche ja gar keine Nummer, ich suche einen hübschen Vornamen für meinen Jüngsten."

Muskelrheumatismus
verursachte unaufhörliche Schmerzen.
„Durch unschädliches Mittel wieder wohl und frei."

Frau Hedwig Fischer, Frankfurt-Heddernheim, Severusstraße 12, berichtet uns am 24. März 1938: „Im Oktober 1936 litt ich erst unmerklich an Schmerzen im linken Armmuskel. Ich gab aber weiter nichts darauf, bis es schlimmer wurde und sich als Muskelrheumatismus erwies. Ich versuchte verschiedenes, doch wurde der Arm anstatt besser fast vollkommen steif. Ich plagte mich nun schon über ein halbes Jahr mit unaufhörlichen Schmerzen herum, hatte ohne Betäubungsmittel keinen Schlaf und brachte die Nacht mehr in der Küche als im Bett zu. Ich wußte vor Schmerzen nicht mehr ein noch aus, da ging ich zur Apotheke und kaufte Togal. Die ersten Tage nahm ich 10 Tabletten, dieselben haben mir gar nicht geschadet und ich dankte dem Himmel für die Schmerzlinderung. Ich setzte die Kur volle 4 Wochen durch und fühle mich wieder wohl und frei."

Togal hat Unzähligen, die von Rheuma, Gicht, Ischias, Hexenschuß sowie Nerven- und Kopfschmerzen geplagt wurden, rasche Hilfe gebracht. Selbst bei veralteten und hartnäckigen Fällen wurden oft überraschende Erfolge erzielt! Bei Erkältungskrankheiten, Influenza und Grippe bekämpft Togal die Krankheitserreger, wirkt bakterientötend und beseitigt damit diese Uebel in der Wurzel. Keine schädlichen Nebenerscheinungen! Die hervorragende Wirkung des Togal ist von Aerzten und Kliniken seit Jahren bestätigt. Haben auch Sie Vertrauen und machen Sie noch heute einen Versuch — aber nehmen Sie nur Togal! In allen Apotheken Mk. 1.24.

Das aufklärende Buch „Der Kampf gegen den Schmerz", welches für Kranke sowohl wie für Gesunde von größtem Interesse ist, erhalten Sie auf Wunsch kostenlos vom Togalwerk München 27 U/ 204

Zum Waschen und zum Reinemachen nimm die bewährten Henkelsachen: Persil · Henko · Sil · iMi · ATA

WECK garantiert für jedes Glas!

Hausfrauen gebt acht! Alle Gläser, Gummiringe und Geräte müssen das Schutz- und Garantiezeichen Marke WECK in der Erdbeere enthalten!

Nur dann übernimmt WECK die Garantie!

Rezepte kostenlos! Preisliste über Vorratsgläser Marke PONCET, die treuen Küchenhelfer, gratis! J. WECK & CO., Oetlingen (Baden)

Sicheren Erfolg verbürgt die **Kleine Anzeige** hier in unserer Zeitung

Heiraten

Landarbeit., 37 J., kath., in fest. Arbeit, ruh., Natur, sucht häusl. Mädchen o. Lande im Alter von 28 Jahr. kennen zu lernen zwecks

Heirat

Vertrauenso. Angebote m. Bild u. Nr. 1143/1 an „Der 7. Tag", Paderb.

„DER 7. TAG"
Auflage I. Vj. 38: 27 653

HEIRATS-WUNSCHE

finden weiteste Verbreitung in allen Kreisen durch unsere Sonntagszeitung **„Der 7. Tag"** Bis Montag früh eingehende vorausbezahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe.

Recht deutliche Schrift erbitten wir bei Anzeigen-Manuskripten

Anzeigenpreise

Jeder 1 mm hohe u. 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf., für kleine einsp. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erfüllung v. Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl. Volksblatt GmbH, Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt Paderborn. Postscheck-Konto: Westfäl Volksbl. Paderb. Hannover 3504.

Damenbart von versch. Aerzten erprobt. Gold. Medaille. Groß. Preis Brüssel Sept. 32, London März 33. Dankerfüllte Zuschriften z. T. üb. Dauererfolge. (Ausbleib. d. Nachwuchses). Marke Helwaka m. Stern, reichspatent. Wz. 40509 schützt vor Enttäuschungen. Kleinkur RM 2.75, stark 3.25, Lgröß. Fläch. 5.50 u. 6.50, Nachn. Helwaka-Köln 114

Sichere Entfernung lästr. Haare d. d. weltbek. Helwaka-Kur. Sehr bewährt u. ä.

Der fortschrittliche Kaufmann bedient sich zu seiner Werbung in allererster Linie der **Zeitungsanzeige!**

Nerven in Not Die Hast des Alltags, Aufregung, Sorge, Beruf — alles zerrt an den Nerven. Nehmen Sie rechtzeitig als wirksamen Kraft- und Aufbaustoff regelmäßig **Quick** mit Lezithin für Herz und Nerven

Pckg. RM 0.30 u. 1.15, Kurpck. 4.- in Apotheken u. Drogerien

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Joh. Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Jos. Joh. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; f. d. Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck u. Verlag: Westfäl. Volksblatt GmbH., Paderborn. Verlagsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. — „Der 7. Tag": 2. Vj. 38: 27 653. Zurzeit ist Preisliste Nr. 8 gültig.

7. Jahrg. – Nr. 31 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 31. Juli 1938
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)
Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Die Straße im Dorf

Der Straßen in der Stadt sind viele: sie haben die verschiedensten Namen, aber sie bleiben sich mehr oder minder gleich. Anders die Dorfstraßen.

Jedes Haus hat Stallung und Scheune, dort noch eine Werkstatt, einen Laden. Und der alte Mann, der die fremden Gänse mit der Peitsche vom Hof jagt, die Kinder, die unter der Dorflinde einen Reigen tanzen, als sei außer ihnen und dem jahrhundertealten Baum, der sie beschirmt, niemand auf der Welt, die junge Frau, die in einem Zuber blaue Arbeitshemden wäscht, gestreifte Schürzen und bunte Kleider, winzige Söckchen, Kopftücher, sie leben allesamt auf der Straße des Dorfes und nehmen sie in ihr Sein auf. Und du staunst an einem schönen Giebel empor: dies sollte das Haus sein, in dem du zur Welt gekommen, und du beneidest den kräftigen Dierziger, der eben hemdärmelig auf einem Wagen Klee vom Felde kommt, die Zügel in den Fäusten und sein Liedchen pfeift.

Am Eingang des Dorfes dreht die Mühle ihr uraltes Rad. Der Müller steht weißbestäubt auf der Treppe. Gleich daneben leuchtet die Flamme des Schmieds, der auf dem Hofe mit seinem Gesellen einen Reifen aufsieht, kurrt schräg gegenüber die Kreissäge, Gehöfte kommen, kleine und große, alle sauber, mit blanken Scheiben, ein Gärtchen vor dem Haus. Baum und Bank. Dazwischen ist das Haus des Bürgermeisters. Das Rad des Landjägers steht vor der Tür. Drüben die Kirche, alt, klein, gebückt, mit Schieferturm, gotischen Fenstern und alten geheimnisvollen Zeichen über dem Türsturz. Aus der Schule dringt Gesang. Der junge Lehrer steht am offenen Fenster und streicht dazu die Geige.

Und wieder Gehöfte, große und kleine. Und dazwischen ein schmächtiges, zwar keine Hütte, aber auch kein rechtes Haus. Dem Bauern auf dem Wagen schlägt das Herz. Unter dieser Tür mußte er sich bücken, doch sie, ja, sie paßte gerade in ihren Rahmen. Er sieht sie noch immer dastehen mit den ganz hellen Haaren, und er muß an einen Sommersonntag denken, damals, ehe er fortzog. Da stand sie in der Tür, so klein und zierlich in einem blauen Kleid und ein klein wenig Rot an den Aermeln, am Gürtel und am Kragen. Und sie hatte so große Augen und einen so roten Mund und blinkweiße Zähne. Damals hinkte sie ein wenig, weil sie sich beim Beerenlesen eine Glasscherbe in den Fuß gerannt hatte. Und er sieht sie dastehen, als wenn es heute wäre. Er ist mit vielen damals im August in den Krieg gezogen. Aber als er aus dem Felde heimkam, da fand er sie nirgends mehr. Sie war an der Grippe gestorben, und sie hatten es ihm verheimlicht.

Immer wieder kommt er in Versuchung, mit der Peitsche zu schnicken; das hatte sie gerne. Aber er sieht starr geradeaus und nennt leise einen lieben Namen. Sie war arm, und er hatte harte Eltern. Dort ist die Schenke mit dem Tanzsaal. Alle Fenster sind geöffnet.

Er fährt beim Sattler vorbei und beim Händler. Im Kramlädchen geht die Klingel. Bald ist die Dorfstraße zu Ende.

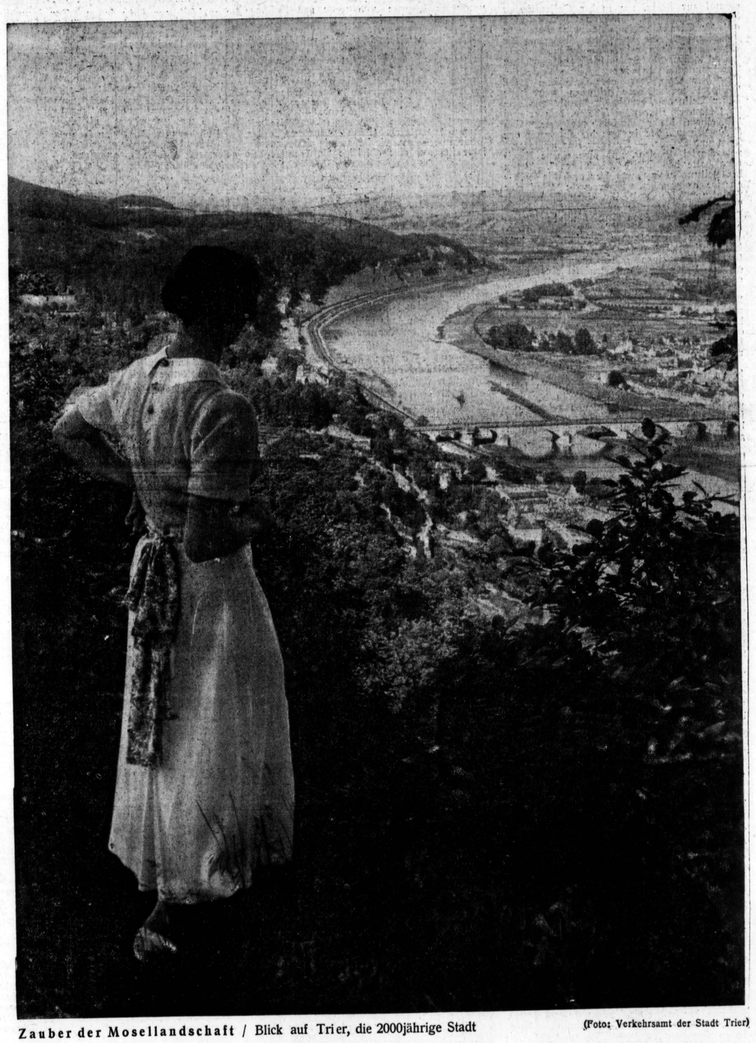
Nun biegt der Wagen mit Klee in einen stattlichen Hof ein. Aus dem Schornstein weht ein blaues Wölkchen und noch eins an den Morgenhimmel. Die Hühner gackern und der Hahn kräht, und der Rappe wiehert aus dem Derschlag. Die Kühe antworten aus dem Stall. Langsam steigt der Bauer vom Wagen und schirrt die Pferde ab, als wir vorübergehen.

Hinter seinem Anwesen beginnt der Friedhof; eine Hecke mit mannshohen Tannen wallt ihn ei t.

Der Postwagen begegnet uns, und sein Tuten mischt sich mit dem Horn des Saubirten und dem Geklapper der Mühle, deren Dach zwischen den Bäumen hervorblinkt.

In einem sanften Bogen schlang sich die Landstraße, die nun ihr weißes Band in ein still sich breitendes Tal zwischen Getreidefelder und Wiesen, Hecken und Rübenäcker legt, durch ein Dorf. Und weit drüben wird sie sich wieder verwandeln. Und wir mit ihr. —

K. E.



Zauber der Mosellandschaft / Blick auf Trier, die 2000jährige Stadt (Foto: Verkehrsamt der Stadt Trier)

Moselblick / Von Josef Johannes Link

Im Tal geborgen ruht das Land.
- Die Augen wandern weit -
hell blitzt des Flusses Silberband
Und bis zum fernen Himmelsrand
Ist alles heiterkeit.-

Breit durch die bunten Dörfer rinnt
Des Lebens Strom daher.
Um stolze Burgen geht der Wind,
Die Trauben an den Hängen sind
Von Wein und Sonne schwer.

Auf Wellenschimmer wandert leicht
Ein kleines Boot landein . . . .
Wenn nun zum Fluß der Abend neigt,
Im Berg der Ruf der Winzer schweigt,
Strahlt Sonne noch im Wein.-

Haberls ganz großer Tag

Erzählung von Julius Kreis

Josef Haberl, Oberaktuar, kam dem Schicksal nicht unbescheiden mit Zielen oder Wünschen.

Als er in der Mitte der Fünfzig stand, brachte eine böse Grippe Unordnung in sein Leben. Von seiner Krankheit erholte sich Haberl wieder, nicht aber von der Unordnung. Ein kleiner Herzknacks war zurückgeblieben. Seine Amtsstelle wurde vom Sparkommissar eingeschränkt, und er bekam seine Abbau-Verfügung. Haberl war nicht weiter traurig darüber; die kleine Pension genügte für ihn. den Junggesellen. Einen großen Teil des Tages verbrachte er mit der sorgfältigen Lektüre seiner Zeitung und ärgerte wohl selbst einmal zur Rose, um in der Öffentlichkeit darauf hinzuweisen, daß man Obstkerne nicht auf die Straße werfen soll, oder rügte jene Leichtsinnigen, die bei kalter Witterung die Straßenbahnfenster offenstehen lassen.

Das größte Interesse brachte Haberl den Personennachrichten der Zeitung entgegen. Wer hier Geburtstag oder Jubiläum hatte, befördert wurde oder gestorben war, war seiner Teilnahme gewiß. Er kannte aus dem Amt manchen klingenden Namen, dem er nun bei einem dieser Anlässe begegnete. Von Mindestbeinen lehrte in ihr die Ehrfurcht vor Titel und Würde. — Er hatte eine wohlgeordnete Kartei angelegt, und eine eigene Abteilung hatte das Schild „Verblichene". Neben der Zeitungsnotiz wurde hier auch die Todesanzeige aufbewahrt. Mehr noch: War eine Bestattungsfeierlichkeit für einen Mann von Rang und Bedeutung angekündigt, so daß sich Haberl zur rechten Stunde auf den Friedhof.

Er legte seinen langen Schoßrock an, trug den Zylinder, das schwarze Plastron und konnte für einen tadellosen Trauergast gelten. Unter den Hunderten fiel einer mehr oder weniger nicht auf.

Haberl stand dann mit ernsten, gemessenen Mienen unter Erstellungen, Geheimräten, Generälen und Präsidenten und hörte, ohne zudringlich zu sein, aus erster Quelle, was bedeutende Männer über den Verblichenen im besonderen wie über Leben und Tod im allgemeinen sagten.

Auch vernahm man bei solchen Gelegenheiten diese und jene Meinung oder Neuigkeit aus Politik, Gesellschaft, und man lebte als Trauergast für eine Stunde in der vornehmsten Atmosphäre. Hin und wieder geschah es, daß vor Haberl ein Herr verbindlich den Zylinder hob, weil er einen Bekannten zu erkennen glaubte.

Haberl wurde immer vertrauter und fand sogar den Mut, hin und wieder seinerseits respektvoll vor einem Großen den Hut zu ziehen, als vor einem Bekannten.

Als er eines Tages vom Grabe des Generaldirektors, der Exzellenz Schwingshoff, dem Friedhofsausgang zuschritt, noch ganz in dem Gedanken an seine Zugehörigkeit, da grüßte ihn ein vorbeigehender Herr. Der Herr wandte sich bei seinem Gruß nach ihm um und verbeugte sich mit respektvoller Verbindlichkeit. Haberl grüßte betroffen und verwirrt wieder. Der fremde Herr trat nun an Haberl heran und stellte sich vor: „Hofrat von Eckheim", und Haberl murmelte, im tiefsten verwirrt, leise und undeutlich seinen Namen, worauf der Fremde ihm seine Hand entgegenhielt und teilnahmsvoll sagte: „Es war auch für Sie, Herr Geheimrat, ein schwerer Verlust. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen mein Beileid zum Ausdruck bringe."

Haberl war zu betroffen, um den Mut zur Aufklärung eines Irrtums zu finden. Die Stimme blieb ihm weg. So nahm denn der Fremde sein verwirrtes Schweigen als Zeichen schwerer seelischer Depression und ehrte es durch Schweigen. Sie gingen einige Schritte nebeneinander. Der Hofrat von Eckheim räusperte sich; denn auch er war verlegen und sagte dann: „Ich hatte die Ehre, Ihnen vor Jahresfrist bei Ihrer Frau Kusine, der Exzellenz Schwingsholl, vorgestellt zu werden. Herr Geheimrat werden sich meiner bei dem großen Bekanntenkreis kaum erinnern." Haberl sah nunmehr keinen Ausweg aus der Situation und stotterte: „Doch, doch, Herr Hofrat."

„Ein selten wertvoller Mensch ist mit der Exzellenz von uns gegangen. — Ich hatte das Glück, als junger Rat unter ihm zu arbeiten. Herr Geheimrat kannte ja den Verstorbenen sicher besser als wir alle. Ein Charakter!"

„Ja, ein Charakter", bestätigte Haberl mit umflorter Stimme und nickte voll Resignation. „Man wird schwer Ersatz für ihn finden!"

Sie gingen wieder schweigend nebeneinander dem Ausgang zu. Haberl fühlte unter seinem Hut den Schweiß perlen, und sein Fuß ging unsicher auf dem harten Kiesweg wie auf schwankem Moosboden. Am Tor zog der Hofrat den Hut, verbeugte sich nochmal tief: „Herr Geheimrat." Ein herzlicher warmer Händedruck. Der Hofrat entschwand. — Der Geheimrat Haberl sah ihm noch eine Weile mit starren Augen nach. Dann trocknete er sich die Stirn und spürte, wie seine Knie zitterten. Er setzte sich auf eine abseitige Bank unter den Kastanien an der Friedhofsmauer, und es war ein eigenes Glück in ihm. Das ließ sich nicht wegdeuten: Der Hofrat von Eckheim hatte ihn persönlich zum Friedhofsausgang geleitet, und dieser sein Mund hatte hier gesagt: Man wird schwer Ersatz für ihn finden, schwer Ersatz für die Exzellenz Schwingsholl!

Das meinten Männer wie Geheimrat Haberl, die bei ihrer Kusine, der Exzellenz Schwingsholl . . .

Haberl griff sich an die Stirn . . . Wo war er denn wieder . . . Er zog den schwarzledernen Handschuh von der heißen, feuchten Hand. Sein Fragen scheuerte. Weiß Gott, warum der heute so eng war. — Ein Mann saß neben ihm und sagte freundlich: „So einen heißen Tag haben wir schon lange nicht mehr gehabt! Schon lange nicht mehr . . ."

Und der Geheimrat Haberl sagte ganz weit weg: „Man wird schwer Ersatz für so einen finden . . ."

Dann neigte sich der Herr Aktuar Haberl etwas zur Seite, und seine Finke lief den Handschuh zur Erde fallen. Der freundliche Nachbar hob ihn auf und wollte das Verlorene dem Eigentümer zurückgeben. Aber der schlief fest und für immer.

Daheim auf dem kleinen Schreibtischtisch lag noch säuberlich auf Karton geklebt eine ausgeschnittene Todesanzeige — schon für die Redaktion zurecht gemacht:

. . . Sr. Exzellenz Heinrich von Schwingsholl, Generaldirektor und Ritter hoher Orden, schnell und unerwartet verschieden . . .

Und darunter stand von Haberls sorgfältigster Kalligraphenhand mit roter Tinte der gewohnte Vermerk: Persönlich amwesend.

Mozart nimmt Abschied

Anekdote von Hans Gälgen

Mozart ist zwanzig Jahre alt. — Er ist klein und schmächtig, hat blasse Farben. Viel sitzt er am Klavier und arbeitet oft ganze Nächte hindurch.

Die Mädchen lachen hinter ihm her, wenn er, oft wie im Traum, durch die Straßen Salzburgs geht.

Da gibt es andere, stattliche Männer, die ihnen gefallen, aber der unscheinbare Musikant, über ihn lachen sie.

Mozart fühlt es und wird noch einsamer. — Um eine tut es ihm leid, um Elisabeth Haffner. Sie ist anders als ihre Freundinnen, stiller, ernster . . .

Eines Tages kommt Mozarts Freund, Franz Xaver Späth.

„Wolfgang, du mußt mir eine Serenade schreiben, im Juli will ich heiraten."

„Heiraten willst du, bist du denn schon verlobt?" „Ja, gestern haben wir uns versprochen, Elisabeth und ich."

„Elisabeth?"

„Ja, du kennst sie doch auch, Elisabeth Haffner, die Tochter vom Bürgermeister."

Etwas zerbricht in Wolfgang, aber er läßt sich nichts merken: „Da wünsche ich euch alles Glück, dir und Elisabeth." „Und die Serenade schreibst du uns?"

„Ja . . . gern . . ."

Mozart ist wieder allein. Der Freund ist gegangen. Ein Verlobter hat keine Zeit für seine Freunde . . .

Es ist ein warmer Hochsommerabend. Die Vögel sind zur Ruhe gegangen, nun sollen die Geigen und Flöten singen zu Ehren Elisabeth Haffners und ihres Verlobten, die morgen Hochzeit haben.

In den Fenstern liegen die Leute, auf der Straße stehen sie dicht.

Nun kommen die Musikanten mit ihren Oboen, Hörnern und Trompeten, mit Flöten und Fagotts.

Als die Familie des Bürgermeisters am offenen Fenster erschienen ist, gibt Wolfgang das Zeichen zum Beginn.

Er ist noch bleicher als sonst.

Im Fackelschein liegt die Straße. Irre Lichter wechseln mit Schatten. Und zuweilen kommt der Duft der Sommergärten in die Stadt. Mozart spielt die obligate Violine.

Er spielt für Elisabeth.

In sein Spiel legt er seine stille, unbekannte Liebe, sein Hoffen, sein Entsagen.

Sein ganzes Herz klingt auf in der Geige, seine Einsamkeit, sein Leid.

Er wirbt um Elisabeth mit den Tönen, er vergißt Stunde und Menschen, löst sich von den Musikanten und tritt unter das Fenster, an dem Elisabeth steht.

Er sieht nur sie, sieht nicht den Freund, die Eltern.

Und er geigt, daß Frauen weinen und Stille herrscht, wie in einer Kirche.

Als das Spiel zu Ende, der letzte Ton der Serenade verklungen ist, wirft Mozart die Geige hin und taucht unter in der Menge.

Sie wollen ihn heraufholen, ihm danken . . .

Sie finden ihn nicht.

Vielleicht ist er bei den Sternen . . . Keiner weiß es . . .

Die anonyme Anzeige /

Von E. C. Christophé

Fritz Gundel fiel seit je aus der Rolle, deshalb wunderte sich niemand in der Registratur, daß der Personalchef ihn persönlich zu sprechen wünschte.

Fritz Gundel war noch nie ein Freund von Traurigkeit gewesen, deshalb pfiff er sich eins, als er den Telefonanruf aus dem Personalbüro bekam, tippte aus Langeweile, klappte seine Aktendeckel zu und schritt die Treppe hinab.

Etwas später betrat er in Begleitung des Sachberaters das Zimmer des Chefs.

Der deutete schweigend auf einen Sessel, nachdem er ein Aktenstück, in dem seine Zeitung lag, zugeklappt hatte.

Ein Wink mit den Augen, und der Sachberater begann:

„Herr Gundel", sagte er, „Ihrer vorgesetzten Dienststelle ist zu Ohren gekommen, daß Ihr Lebenslauf sich nicht mit den Pflichten verträgt, die Ihnen als einem Mann zukommen, der in der Registratur unseres Amtes eine geachtete Stellung einnimmt. Was haben Sie dazu zu sagen?"

Gundel blickte mit plötzlich etwas starr gewordenen Augen erst den Sachberater, dann seinen Chef an.

„Und so einen Blödsinn glauben Sie?" fragte er in maßlosem Erstaunen.

Der Chef zog die Augenbrauen etwas in die Höhe. „Ob wir etwas glauben oder nicht, ist ganz gleichgültig", antwortete er mit Schärfe, „man hat uns etwas angezeigt, und wir haben die Pflicht, der Anzeige nachzugehen. Im übrigen möchte ich Sie bitten, Herr Gundel, solche Ausdrücke wie Blödsinn in diesem Raum zu unterlassen!"

Fritz Gundel preßte die Lippen aufeinander.

„Fahren Sie fort", befahl der Personalchef seinem Sachbearbeiter.

Der Sachbearbeiter fuhr fort: „Man hat festgestellt, daß Sie sich in der letzten Zeit in merkwürdiger Gesellschaft befanden . . ."

„Sie sind, wie wir aus den Akten wissen, seit bald fünfundzwanzig Jahren verheiratet, Herr Gundel", unterbrach der Personalchef seinen Sachbearbeiter, „es schickt sich nicht, mit fremden Frauen auf der Straße zu flirten. Einer Ihrer Kollegen fühlte sich durch dieses Benehmen in seiner Sittlichkeit verletzt. Er sieht die Würde unseres Amtes bedroht, wenn Sie nicht wieder auf den rechten Pfad der Tugend zurückkehren."

Fritz Gundel klappte mit den Kiefern wie ein Krokodil. Aber da klang auch schon die verhängnisvolle Frage an sein Ohr:

„Ich frage Sie hierdurch ausdrücklich, Herr Gundel, entspricht die Anzeige, daß Sie mit einer jungen Frauensperson, die nicht Ihre Frau und anscheinend Angestellte in einem großen Industriewerk ist, unterwegs auf die Straßen gehen, den Laufgehen?"

Der Personalchef funkelte durch seine Brille, und der Sachbearbeiter hielt den Kopf gerekt. Ja oder nein, das war jetzt hier die Frage.

Fritz Gundel hatte einen knallroten Kopf. Er kämpfte mit sich selbst. Aber dann bot er den Wirt frei einen. „Ja", sagte er leise, „was angezeigt wurde, stimmt. Neulich waren wir sogar im Kino."

Der Personalchef stieß einen kleinen, spitzen Ton aus, der klang, als beabsichtige ein nicht mehr ganz junges, aber zähes Huhn eines plötzlichen Todes zu sterben. In den Augen des Sachbearbeiters glänzte der Triumph.

„So", sagte er. „Sie geben also alles zu?"

„Gewiß", erwiderte Fritz Gundel und starrte zu Boden.

„Auch", schloß der Sachbearbeiter seinen Vortrag, „daß diese junge Frauensperson Sie neulich im Park umarmt hat und gesagt, ich danke dir herzlich für das schöne Armband? Auch diesen Satz geben Sie zu?"

„Auch diesen Satz", bestätigte Fritz Gundel, „sie sagte sogar noch ein Wort hinterher."

„Das interessiert uns weiter nicht", schloß der Sachbearbeiter seine Akten, „Sie werden das Weitere von uns hören."

„Vielleicht interessiert Sie dieses Wort doch, es kommt manchmal auf ein Wort an", beharrte Fritz Gundel eigensinnig.

„Nun, dann sagen Sie es uns meinethalben", knurrte der Personalchef ungehalten, „wie hieß das Wort?"

„Papa", lächelte Fritz Gundel, „ich danke dir herzlich für das schöne Armband, Papa, sagte meine Tochter neulich. Sie ist nämlich zwanzig Jahre alt und Stenotypistin in einem großen Industriewerk, von dem Sie vorhin sprachen."

Der Personalchef und sein Sachbearbeiter atmeten heftig.

„Aber jetzt", sagte Fritz Gundel und erhob sich zu ganzer Länge, „jetzt sind Sie wohl so freundlich und nennen mir auf der Stelle den Lumpen, der die Anzeige erstattet hat. Wer war es?" Dabei funkelten seine Augen so drohend, daß der Personalchef es für geraten hielt, etwas mehr hinter seinen Schreibtisch zu rücken.

„Es war . . .", stotterte der Sachbearbeiter, „es war, es tut uns ja leid, aber es war eine anonyme Anzeige."

„So", knurrte Fritz Gundel, „so, also eine anonyme Anzeige. Und der muß ja von amtswegen nachgegangen werden, auch wenn es sich um einen Mann handelt, den man lange genug kennt. Wissen Sie, meine Herren, neulich war ich mit meiner Familie im Theater. Ich habe da ein Stück gesehen, und einen Mann in diesem Stück erlebt, dessen Antworten auf viele Fälle des menschlichen Lebens passen, wie die Faust aufs Auge. Auch auf diesen Fall. Wissen Sie, wen ich meine?"

Die beiden Herren wußten es wohl, aber da sie beharrlich schwiegen, sagte Fritz Gundel laut, ehe er die Tür hinter sich zuschmetterte:

„Ich meine Götz von Berlichingen, meine Herren."

Dies nebenbei

Nennen Sie das Glück, wenn ein junges Mädchen mit ihrem funkelnagelneuen Wagen gegen einen Baum fährt und sich die Nase dabei völlig zerschmettert? Und doch war es das für Miß Edith, die dadurch auf eine gerade nicht alltägliche Art und Weise zu ihrem Lebensglück kam. Natürlich war sie zunächst untröstlich, denn wer wird schon ein Mädchen heiraten, daß keine Nase im Gesicht hat, und wenn es mit Dollars auch noch so sehr gesegnet ist? Doch die Aerzte wagten das Aeußerste, um Miß Edith wieder in den Besitz einer Nase zu bringen. Sie erklärten sich bereit, ihr eine neue Nase anzusetzen, aus einer — menschlichen Rippe. Wer opfert nun eine Rippe für Miß Edith? Nicht umsonst, sondern für 250 Dollar! Die sind kein Pappenstiel, und so meldete sich Mister Richard Roberts, seines Zeichens Architekt ohne Aufträge, und bot Miß Edith eine seiner Rippen an. Die Operation glückte, auch die 250 Dollar kamen über. Inzwischen aber war etwas anderes noch geschehen. Miß Edith hatte sich in ihren hochherzigen „Spender" verliebt. Und was tat ein Architekt, wenn er keine Aufträge hat? Er heiratet (wenn sich die Gelegenheit bietet!) eine Dollarprinzessin.

*

Aber noch eine andere nette Sache über Nasen ist da zu berichten; auch sie hängt mit der Liebe zusammen, aber mit ihrer furchtbarsten Krankheit, der Eifersucht. Manche Ehemänner haben sehr drastische Mittel, ihre Frauen im Falle einer Treueverletzung zu strafen. Keines aber dürfte so grausam sein, wie das der Männer von Waziristan, die ihren Frauen in rasender Eifersucht einfach — die Nase abschneiden. Natürlich tut es sehr vielen Ehemännern hinterher leid, denn schließlich müssen sie selbst ja mit dieser Frau ohne Nase weiterleben. Ein geschäftstüchtiger Handelsmann hat daraus nun Kapital zu schlagen versucht. Er wandte sich an eine Londoner Firma mit der Bitte, künstliche Nasen herzustellen, sie würden in Waziristan reißenden Absatz finden. Die Kiste Nasen kam. Aber o Schreck! Der Handelsmann setzte sich schleunigst an seinen Schreibtisch und sandte an die Firma folgenden Brief, der nicht ohne Humor zu lesen ist. Er hatte folgenden Wortlaut:

„Sir, indem ich für die Ausführung meiner Bestellung danke, ersuche ich, eine Sendung mit 50 weiteren künstlichen Nasen zum Preise von 2 Pfund pro Stück nach Bannu zu leiten. Es wäre jedoch gut, wenn die Nasen gleich in brauner Farbe hergestellt würden, da Nasen für Weiße schlecht in das Gesicht der eingeborenen Frauen von Waziristan passen und daher nur Aufsehen erregen. Zahlreiche Krieger von Waziristan bedauern ihr voreiliges Handeln und möchten die Frauen, die sie bestraften, gerne wieder mit ihren Nasen ausgestattet sehen. Mit hochachtungsvollen Grüßen bin ich Ihr ergebener

Nehru Motilal, Bannu, Waziristen."

Hatte die Londoner Firma gedacht, daß die Nasen für Engländerinnen sein sollten . . .?

*

Man sagt „Geld fällt nicht vom Himmel", aber wie jedes Sprichwort, so hat auch dies eine Ausnahme. So ging beispielsweise in Managua (Nikaragua) im Garten eines Villenbesitzers ein riesiger Meteorstein nieder. Das sah sich zunächst nicht gerade angenehm an, denn ein großes Stück des Gartens war durch den Luftdruck völlig verwüstet. Bei näherer Untersuchung des Steins aber ergab sich, daß er aus hochwertigem Nickeleisen bestand. Sofort meldete sich eine amerikanische Gesellschaft, die dafür den ansehnlichen Preis von einer Million Dollar zahlte. Sehen Sie also zu, daß ein Meteorstein auch in Ihren Garten fällt!

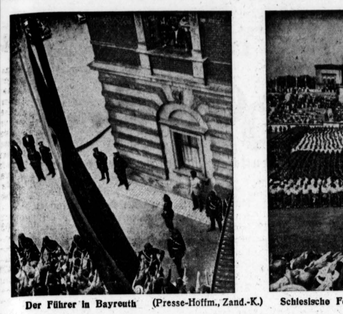
*

Wenn wir schon einmal von wertvollen Steinen sprechen, liegt die Frage nahe, wieviel Diamanten es eigentlich auf der Erde gibt. Das auszurechnen hat man schon wiederholt versucht. Im Jahre 1919 wurde ermittelt, daß die Gesamtmenge aller bis zu diesem Jahre gefundenen Diamanten 188 Millionen Karat betrug. Da nun ein Karat etwa 0.2 Gramm wiegt, hätte das Gesamtgewicht der Diamanten etwa 37 000 Kilogramm betragen, und man hätte mit dieser glitzernden Ausbeute nicht weniger als 740 Zentnersäcke füllen können. Heute sind natürlich die Mengen erheblich größer geworden; vor allem ist die Produktion der Industriediamanten, der zu technischen Zwecken verwendet wird, auf jährlich 6 bis 8 Millionen Karat angewachsen. So kann man schätzen, daß alle heute auf der Erde befindlichen Diamanten zusammen bereits über tausend Zentner betragen. Wenn wir nur ein kleines Bißchen davon mithätten, nicht wahr? —

*

„Wer zuletzt lacht, lacht am besten." Dies Sprichwort trifft auch auf den gärtnerischen Versuch des dänischen Gutsbesitzers Uttendal zu, der es unternahm, auf seiner nordischen Erde Bananen zu züchten. Alles lachte natürlich und hielt den Gutsbesitzer für einen Narren. Das Gelächter wurde noch größer, als die Bananenpflanzen zwar aufgingen, aber kümmerliche und völlig ungenießbare Früchte trugen. Aber der dänische Gutsbesitzer ließ sich nicht beirren, und seine Geduld wurde belohnt: In diesem Jahre kann er bereits gut und normal entwickelte Früchte ernten, die auch vorzüglich munden. Lediglich der Geschmack dieser Bananen ist ein wenig anders, aber nicht einmal schlechter; die Früchte schmecken etwas herber und weniger süß. Nun lacht natürlich der Plantagenbesitzer Uttendal. Wenn dieser Versuch auch vielleicht nicht verallgemeinert werden kann, so zeigt er doch, daß Fleiß und Geduld vieles fertigbringen, was man von vornherein nicht gleich für möglich hält. —

Jo-Jo.



Der Führer in Bayreuth (Presse-Hoffm., Zand.-K.)

Schlesische Feierstunde auf dem Schloßplatz in Breslau (Presse-Bild-Zentrale, Zand.-Mult.-K.)

Aus sieben Tagen

Im Mittelpunkt des Interesses standen in der vergangenen Woche neben den Salzburger Festspielen die Jubiläums-Festspiele in Bayreuth und das Deutsche Turn- und Sportfest in Breslau. Die Bayreuther Veranstaltungen erhielten durch die Anwesenheit des Führers eine besondere festliche Note. — Vom Breslauer Turn- und Sportfest hat uns die Kamera einen Blick auf den Schloßplatz festgehalten. — Am Sonntag haben Millionen die dramatischen Kämpfe auf dem Nürburgring im Rundfunk miterlebt. Seaman gewann den Ehrenpreis des Führers; unser Bild zeigt ihn mit dem Lorbeerkranz geschmückt, während Korpsführer Hühnlein Hermann Lang beglückwünscht, der Zweiter wurde. Darüber sehen wir den brennenden Wagen von Manfred von Brauchitsch. — Von den politischen Ereignissen im Ausland kommt dem Staatsbesuch des englischen Königspaares in Paris Bedeutung zu; auf unserem Bilde trägt König Georg von England sich in das Goldene Buch der Stadt Paris ein. Rechts sieht man die Königin. — Deutsche Bergsteiger haben die bisher als unmöglich geltende Bezwingung der Eiger-Nordwand vollbracht und sind wohlbehalten im Hotel Eiger-Gletscher wieder angelangt. Unser Bild gibt einen Ueberblick über die Nordwand des Eisriesen. — Nach fast einhalbjähriger Abwesenheit und einem 45-km-Flug über 20 Staaten Süd- und Nordamerikas ist auch das Rekordflugzeug „Tai Lun" wieder in Berlin eingetroffen. Der Organisator des Fluges Horst von Salomon (links), die „Kamerafrau" der Expedition, Inge Stölting, und der Führer des Flugzeuges, Brindinger, stellen sich vor. — Aus Weinbergen und Getreidefeldern ragen im Wiener Becken 42 m hohe riesige Bohrtürme aus der Erde empor; dem hochklassigen Oel, das hier gewonnen wird, kommt im neuen großdeutschen Reich große Bedeutung zu. — Ein Riesenbrand nicht alltäglicher Art ereignete sich in Emden: dort fiel die Gastkanns-Kirche, ein wertvolles aus dem 14. Jahrhundert stammendes gotisches Kulturdenkmal einer rasenden Feuersbrunst zum Opfer. Hier hat die Kamera den Augenblick festgehalten, wo der große Turm mit lautem Getöse zusammenbrach. — In Griechenland hat ein Erdbeben in der Provinz Attika mehrere Ortschaften zerstört. Auf unserer Aufnahme suchen Einwohner nach den Resten ihrer Habe. — Ein eigenartiges Bild hat uns der Kameramann aus China gesandt. Chinesische Zivilisten benutzen einen Militärzug, um auf dessen Dächern vor den Japanern zu fliehen. — In Amerika wurde ein begeisterter Empfang den amerikanischen Weltrekordfliegern, mit Howard Hughes an der Spitze, bereitet. — Welch ungeheure Fortschritte Franco im Bürgerkrieg gemacht hat, zeigen die Karten.

Der deutsche Erfolg auf dem Nürburgring (Presse-Hoffmann)

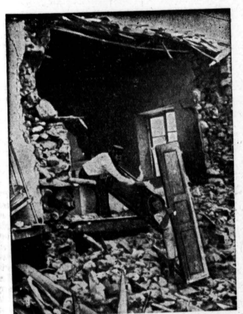
Ein Kirchturm stürzt (Scherl Bilderdienst) Oelfelder im Wiener Becken (Presse-Bild-Zentr.)

Staatsbesuch des englischen Königspaares in Paris (Weltbild)

Eishölle der Eiger Nordwand bezwungen (Pressephoto, Zand.-K)

Die Tallun-Expedition wieder in der Heimat (Hoffmann, Zand.-K.)

So schritt die nationale Erhebung in Spanien vorwärts: Juli 1936 — Juli 1937 — heute (Kartendienst, Zander-Mult.-K.)



Erdbebenkatastrophe in Griechenland (Pressephoto)

Chinesen auf der Flucht nach Hankau (Associated Preß, Zander-Mult.-K.)

Stürmischer Empfang in Newyork (Scherl)

Deutsche Bergsteiger am Nanga Parbat

„Wir glauben an unser Glück ..."

Erster Originalbericht von Dr. Bruno Balke — Teilnehmer der Deutschen Himalaja-Expedition 1938

1932 kamen zum ersten Mal deutsche Bergsteiger zum Nanga Parbat, dem gewaltigen Riesenberg des westlichen Himalaja. Zwei weitere Expeditionen folgten 1934 und 1937, die beide unglücklich endeten; zwölf Deutsche und sechzehn Eingeborene ruhen an den einigen Flanken des Unglücksberges. Heuer ist nun unter der Führung von Paul Bauer eine neue Mannschaft ausgezogen, die die Besteigung versuchen will. Die Bergsteiger werden dabei unterstützt von einem Flugzeug, das durch Abwurf von Lasten bei den Hochlagern die schwierige Transportfrage zu erleichtern hilft. Die Hauptschwierigkeit bei diesen Himalajaunternehmungen ist die Ungunst des Wetters, Schneefälle und Kälte, und besonders die sauerstoffarme Luft in den großen Höhen, bei 5000 Meter beträgt der Sauerstoffgehalt der Luft noch die Hälfte des Normalen, bei 8000 Meter gar nur mehr ein Drittel. Aus diesen Gründen ist die Eroberung der Berge, die über 8000 Meter hoch sind, das letzte und schwierigste Problem, das die Erdoberfläche bietet. Noch ist keiner von diesen Bergen bestiegen worden, aber im Laufe der vielen Expeditionen wurden Erkenntnisse und Erfahrungen gewonnen, die auch auf anderen Gebieten wertvoll sind. Die Deutschen haben einen hervorragenden Anteil an diesen Unternehmungen. — Im folgenden Artikel schildert einer der Teilnehmer für die Leser des „7. Tages" den ersten Abschnitt der Nanga Parbat Expedition.

*

Hauptlager, 21. Juni 1938.

Vor zehn Wochen verließen wir, die diesjährige deutsche Himalaja-Mannschaft, auf dem Hansa-Frachtschiff „Reichenfels" in Antwerpen das europäische Festland. Unser Ziel ist der Nanga Parbat, im Volksmund genannt „Diamir", d. h. „König der Berge." Und ein König ist er auch wirklich unter der großen Anzahl seiner Trabanten, die höchsten überragt er um mehr als tausend Meter.

Der Anmarsch

begann am 17. Mai in Balakot, das etwa 200 Kilometer nördlich von Rawalpindi, mit Auto erreicht wurde. Wir nahmen diesmal unseren Weg nicht über Kaschmir. In diesem selbständigen Staate ist in jedem Jahr nur einer Expedition der Durchmarsch gestattet, weil des erhöhlichen Trägerbedarfs wegen das wirtschaftliche Leben zu sehr gestört wird. In diesem Jahr zieht aber bereits eine amerikanische Mannschaft nach dem Karakorum durch Kaschmir. Die englische Regierung hat uns deshalb in entgegenkommender Weise erstmalig einen anderen Weg, der durch das Nord-West-Territorium führt, freigegeben. Dieser Weg ist etwas kürzer und führt über nur einen Hochpaß, den 4150 Meter hohen Babusar-Paß, in das Industal.

Diese Tage zogen wir am Kunharfluß entlang aufwärts. Der reißende Fluß hat sich ein tiefes, schluchtartiges Bett gegraben. An unheimlich steilen Hängen führt unser Weg entlang. Zu bewundern sind die Bergbauern, die hier aus den abschüssigen Bergflanken, oft dicht am Abgrund, ihre kleinen Aecker terassenförmig mit dem uralten Holzpflug herausarbeiten.

Da wir höher und höher in das Tal hinaufkommen, sind wir bald von Schnee und eisgepanzerten Riesen umgeben. In weichen und in kühnsten Formen steigen sie hoch in das Blau des Himmels hinein. Die Vegetation geht nicht weit oberhalb der 3000 Meter Grenze zu Ende. Unsere Träger müssen deshalb zusätzlich mit Holz für die Lagerfeuer belastet werden. Seitdem der Weg über zahlreiche Lawinenkegel und schließlich durch Schnee führt, werden unsere Lasten nicht mehr von kleinen Maultieren, sondern von Männern dieses Tales getragen. Da die Trägerverhältnisse infolge großen Altersunterschiedes sehr von einander abweichen, zieht sich die Kolonne von über 200 Mann oft kilometerweit in die Länge. Auf dem letzten Tagesabschnitt vor dem Babusar-Paß müssen um die Mittagszeit reißende, tiefe Schmelzbäche durchwatet oder auf schwankenden Brückstein überschritten werden. Der Weg zur Paßhöhe hinauf ist selbst fast schneefrei. Auf der anderen Seite kann man dagegen lange, je nach Temperament, stehend oder sitzend auf dem Schnee abfahren. Die Träger rodeln vielfach hinter ihren Lasten her.

Aus Schnee und Eis gelangen wir in kürzester Zeit in ein blühendes Tal und dann hinab in die Sand- und Steinwüste am Indus. Zwei Tage lang reiten wir hier auf einem Wege, der an Kühnheit der Wegführung und an Aussetzheit nichts zu wünschen übrig läßt, flußaufwärts. Die hohen steilen Hänge sind vollständig kahl, ganz selten nur sieht ein kleines Rinnsal zu Tale. An einer Stelle ist eine Oase, hier hat der Mensch durch kluge Bewässerung ein grünes, tropisches Idyll aus der Wüste gezaubert, ein hochwillkommener Ruhetag. Eine romantische und sehr angenehme Nacht verbringen wir in einer Gegend, die uns tagsüber fast als Hölle erschien: über den rauschenden Fluten des Indus haben wir mitten auf der Rakiot-Hängebrücke unter dem weiten Sternenhimmel unser Nachtlager aufgeschlagen. Kein Sandfloh quält uns und keine Fliege, ein angenehmer Wind kühlt die Tageshitze vergessen! Mein Fieberthermometer war tagsüber bis zum Höchstanschlag angestiegen!

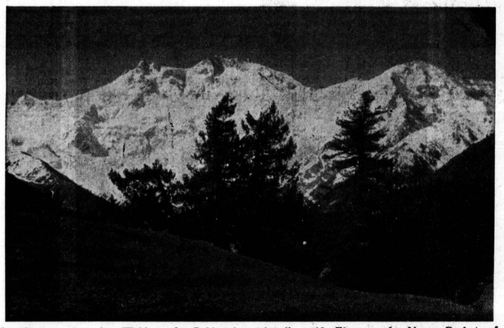
Von diesem wenig gastlichen Platze geht es nun steil aufwärts in das Rakiottal, unserem recht nahen Ziel entgegen. Und nach einiger Zeit können wir ihn in früher Morgenstunde zum ersten Male sehen:

den Nanga, herrlich weiß ... in majestätischer Höhe!

Wir kommen als vierte Mannschaft, den Berg aus seiner Einsamkeit zu reißen. Im Jahre 1932 wurde auf der ersten Rundfahrt der beste und sicherste Anstiegsweg ausfindig gemacht. Fritz Bechtold, der diesmal zum vierten Male mit dabei ist, erzählt, daß damals nur noch zwei „Sahibs" so weit in Form waren, um bis zum Rakiotsattel (7000 Meter) vorzudringen. Da alle anderen wegen Krankheit oder anderer Dinge ausfielen, konnte an ein weiteres Vordringen nicht mehr gedacht werden.

1934 holte der Berg zu seinem ersten großen Schlage aus. Bald nachdem ein Teilnehmer in einem Hochlager an Lungenentzündung verstorben war, blieben drei der besten deutschen Bergsteiger, mit ihnen 7 treue Sherpa-Träger, im furchtbarsten Schneesturm, oben auf dem Grat zwischen Rakiot-Peak und Silbersattel. Der Berg gab sie bis heute nicht frei.

In alter Erinnerung ist das gewaltige Unglück des Vorjahres! Eine riesige Eislawine



Unmittelbar über den Wäldern des Rakiottales steigt die weiße Eismauer des Nanga Parbat auf

verschüttete in einer Nacht, als fast die ganze Mannschaft für den kommenden Gipfelsturm beisammen war und friedlich in den Zelten schlief, das an und für sich so sicher gelegene Lager 4. Sieben deutsche Bergsteiger und neun einheimische Träger verloren ihr Leben. Damit hatte der Nanga zum dritten Male die Angreifer abgewehrt. Diese Tragödie, die auch im Film festgehalten wurde, konnte aber den Tatendrang deutscher Bergsteiger nicht abschrecken. Es liegt im Sinne derer, die der Berg behielt, daß ihr Werk, das ihnen letzter Lebensinhalt war, von anderen fortgeführt werde. Darum sind wir bereits ein Jahr später wieder unterwegs!

Am 1. Juni erreichten wir

d'e Märchenwiese

Es wirkt wie ein großes Wunder, wenn man an einem Tage aus der glühenden Hölle der Wüste auf eine herrliche Alm, die sich in nichts von Almböden in unseren heimischen Alpen unterscheidet, hinaufgelangt, und dazu auch gleich die über viertausend Meter hohe eisgepanzerte Riesenwand des „Königs der Berge" in nächster Nähe vor sich sieht. Gibt es größere Gegensätze?

Die Schneeverhältnisse in diesem Jahr waren besser als je zuvor. Noch keine Expedition konnte vordem sofort bis an das Hauptlager vorrücken, alle mußten wegen tiefen Schnees tiefer unten ein vorläufiges Hauptlager beziehen. Wir trafen den Weg und den Platz des Ausgangslagers schneefrei an und konnten dort am 2. Juni in fast 4000 Meter Höhe unsere Zelte aufschlagen. In den ersten Tagen war das Wetter schön. Nur um die Mittagszeit setzten die Gipfel Wolkenkappen auf. Wir brennen darauf, loszugehen. Aber erst muß das Hauptlager eingerichtet, der Proviant und die Ausrüstung zu Trägerlasten von je 27 Kilogramm zusammengestellt werden. Am 7. Juni wird auf der großen Moräne in 4400 Meter das Lager 1 bezogen und am folgenden Tage findet der Vortrupp auf dem zerrissenen Rakiotgletscher bereits den Weg zum Lager 2. An dieser Stelle fließt das Eis über eine Steilstufe herab, es ist daher in tausend Spalten und Trümmer zersplittert. Es ist ein kleines strategisches Kunststück, durch dieses Labyrinth an einem Tage zu dem Lager 2 durchzufinden, das in 5300 Meter Höhe liegt und das eigentliche erste Hochlager ist. Am 9. Juni werden hier die ersten Zelte aufgeschlagen und der Vortrupp mit Bechtold an der Spitze zieht ein. Die Zelte stehen auf einer Terasse, die das Eis oberhalb des Bruches bildet. In den nächsten Tagen soll ein Weg durch die großen Eisabbrüche und Seracs zum Lager 3 gesucht werden. Auf dieser Strecke ist der Gletscher noch besonders zerrissen und haushohe „Seracs" — Eistürme von frauwürdiger Bauart drohen jederzeit zusammen und zu zerbersten umzufallen. Beim ersten Versuch schon dringt der Vortrupp zwar bis zu der Stelle vor, wo das Lager 3 geplant ist, aber der Weg ist zu schwer und für unsere Träger ungangbar.

Dann ist zwei Tage lang schlechtes Wetter, der Angriff kommt zum Stillstand. Am 11. Juni geht unser Mannschaftsführer, Bauer, nach vorne. Mühsam spuren wir den Weg zwischen Lager 1 und 2 neu. Bauer bleibt mit Bechtold und Schmaderer oben, zwei Mann kehren wegen geringer gesundheitlicher Störungen ins Hauptlager zurück. Ruths und ich bleiben im Lager 1, um den Lastennachschub weiterzuleiten. Aber nur am folgenden Tage ist das noch möglich. Am 13. Juni, am Tage da wir beide auch in das Lager 2 umziehen sollen, bricht ein Unwetter herein und macht sämtliche Unternehmen unmöglich.

Tiefer Neuschnee liegt schon ab Lager 1, als ich mit Uli Luft am 15. Juni abermals aufwärts spure. Wir haben die eingetroffene Post und Frischobst bei uns. Gleich beim Betreten des Gletschers schickt uns der Berg seinen Morgengruß in Gestalt einer

riesigen Eislavine,

die eine mächtige Pulverschneewolke in rasender Geschwindigkeit vor sich hertreibt. Wir springen schnell hinter Felsblöcke auf der Moräne zurück, und sehen dem heranbrausenden Chaos so lange entgegen, bis finstere Nacht um uns ist, gleichzeitig packt uns ein Schnee- und Eissturkan wütender an und nimmt uns die Luft zum Atmen. Das Gesicht in den Hut gepreßt, keuchen wir so lange, bis allmählich die Ruhe eintritt. Von einer 2—3 Zentimeter dicken Eisschicht überzogen, gehen wir heil und froher Dinge aus diesem Erlebnis heraus. Am Weiterweg müssen wir über die letzten Ausläufer dieser 800 Meter höher abgebrochenen Eisbrocken hinwegsteigen. Im letzten Drittel des Weges kommt uns Bauer entgegengespurt. Trotzdem müssen wir in dem grundlosen Pulverschnee regelrecht aufsäkris schwimmen. Leider treffen wir die übrige Lagerbesatzung nicht an und können so die Freude über die von uns mitgebrachten Leckerbissen nicht miterleben. Bechtold und Schmaderer haben heute bereits den Weg zum Lager 3 gespurt! Mit Weisungen für die nächsten Tage steigen wir beiden Doktorsch wieder ab.

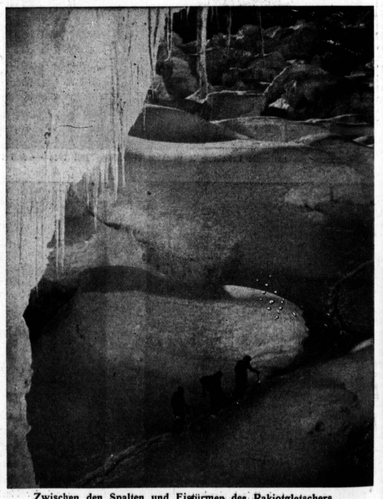
Am nächsten Tage bleiben drei weitere „Sahibs", nachdem sie den lästigen Lastentransport hinaufgeführt haben, im Lager 2. Das Lager 3 wird am 17. Juni bezogen. Bei ausnächst gutem Wetter, dem man aber ansieht, daß es nicht lange aushalten wird, steigen 5 Sahibs mit 6 Trägern in guter fester Spur hinauf bis knapp an die sechstausend Meter. Ein ganz neues Bild tut sich hier auf, wir sehen dem Weiterweg bis in die höchsten Höhen unmittelbar gegenüber. Steil und eisig steht die Rakiot-Eiswand da, eisig alänzt der Silbersattel. Es werden verschiedene Wegumleaungen erwogen.

Mit 4 Sherpaträgern eile ich zum Lager 2 zurück. Am nächsten Tage wollen wir weitere Lasten nachschieben. Aber dieses Wollen geht unter in einem bereits am Nachmittag einsetzenden Schneesturm, der ganz lieblich anhält. Zu Mittag des nächsten Tages kommt sogar die Besatzung des Lagers 3 herab, denn Bauer hat den Entschluß gefaßt, vor der einsetzenden Schlechtwetterperiode den Angriff zurückzunehmen. Wir steigen beschalb am selben Tage noch alle ins Hauptlager ab.

Hier bauen wir nun schon seit zwei Tagen Steinhäuser mit Feuerstellen. Der Schnee reicht bis herunter, und so oft auch ab und zu hervorbrechende Sonnenstrahlen die weiße Schneedecke wegfressen, sie erneut sich immer wieder. Wir Aerzte sind über diese Zwangspause sogar etwas erfreut, weil wir ein wenig für die Wissenschaft tun können. Vor etwa 8 bis 10 Tagen haben wir die letzten Blutuntersuchungen gemacht und indessen waren die meisten von uns schon in den verschiedenen Hochlagern. Die Ergebnisse zeigen, daß bei allen Teilnehmern schon eine erstaunliche Anpassung eingetreten ist.

Wettermeldungen aus Peshawar besagen, daß wir es mit einer mehrtägigen, durch den Monsum bedingten Wetterstörung zu tun haben. Wir müssen warten — und tun es in der Hoffnung, daß wir dann um so länger Schönwetter haben werden. Der „König der Berge" soll uns diesmal gnädig sein!

Wir glauben an unser Glück!

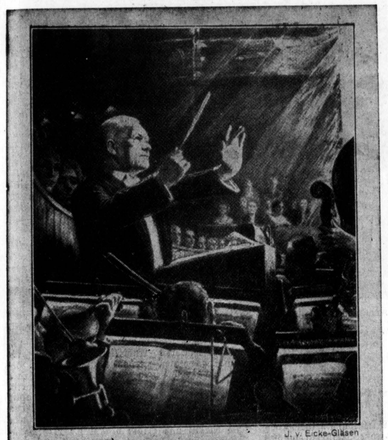


Zwischen den Spalten und Eistürmen des Rakiotgletschers windet sich der Weg nach Lager II hinauf

ALLE WELT LIEBT

Franz Lehár

Ein Gruß kam aus Bad Ischl



J. v. Ecke-Glissen

Franz Lehár dirigiert

Der Künstler am Dirigentenpult

Unter den Operettenkomponisten der Gegenwart erfreut sich niemand einer so großen und sich immer gleichbleibenden Beliebtheit wie Franz Lehár. Kein Tag, an dem nicht der Rundfunk Werke aus seiner Feder zu Gehör bringt und auch seine Woche sieht uns Land, in der nicht einige seiner Operetten über die Bretter gehen.

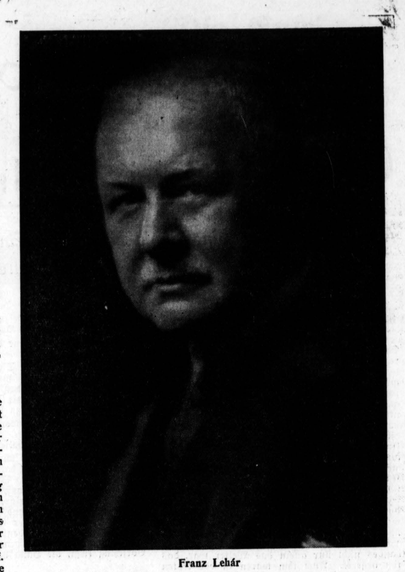
Wenn man danach fragt, worin der Grund zu suchen ist, daß dieser Franz Lehár stets aufs Neue sein so großes Publikum begeistert, so wird man nur sagen können: dieser Komponist gehört zu den ganz wenigen, die erstaunlich vom Schicksal dazu erlesen sind, die Notenfeder zu führen. In Lehárs Tonschöpfungen, die inzwischen zu einer stattlichen Zahl angewachsen sind, paart sich musikantische Ehrlichkeit, aufrichtiges künstlerisches Wollen mit einem in dieser Art ganz seltenem Reichtum an zündenden Melodien. Dabei hat Franz Lehár den Ehrgeiz, die Operette über das landesübliche Schema mit seinen stereotypen Wendungen zu steigern. Welches Werk seiner Feder man auch immer vornehmen mag, stets aufs Neue kann man die Feststellung treffen, daß dieser Künstler in den heute mit Recht als Welt verlieb ist, darauf hinzielt, daß musikalische Singspiel der Spieloper anzunähern. Wenn ihm dies in so erfreulicher Art und Weise gelingt, dann ist die Voraussetzung dafür seine wahrhaft geniale Begabung. Nicht nur, daß er herrliche Melodien zu Papier bringt, er hat auch das Zeug dazu, rein technisch seine Partitur so auszugestalten, daß nur derjenige armselige Kritiker an ihnen etwas aussetzen kann, der neidisch darauf ist, von den Musen nicht ebenso gesegnet zu sein wie dieser Franz Lehár. Eine blühende Instrumentation, die sich geradezu wohltuend abhebt von dem Operetteneinerlei und den vielen Eintagsfliegen dieser Gattung, eine überquellende, von tiefer künstlerischer Einsicht in das tonliche Geschehen geborene Harmonik und dazu eine vorbildliche thematische Arbeit, das sind jene Kennzeichen, die unfehlbar, was die Operettenkunst anbelangt, auf Franz Lehár schließen lassen. Was er niederschreibt, ist nicht immer leicht zum Vortrag zu bringen. Davon können vor allen Dingen die Sänger und Sängerinnen ein „Liedchen singen". So aber mag es denn auch kommen, daß sich die besten Kräfte der Oper und des Konzertsaales liebwoll mit Franz Lehár beschäftigen und Werke seines Geistes mit Freuden in ihr Programm aufnehmen.

Nicht nur Deutschland liebt diesen Lehár. Ueberall auf der Welt zeigen sich die Hörer begeistert, wenn eine seiner herrlichen Weisen aufklingt. Als Meister seines Faches ist er daher recht eigentlich jener Musiker, der — das gilt vor allen Dingen von der rein künstlerischen Seite — das Operettenschaffen der Gegenwart repräsentiert.

Wie bei allen großen Künstlern war auch Franz Lehárs Weg zum Erfolg nicht leicht. 1870 in Komorn geboren, hatte er das große Glück bei dem Komponisten Smetana und Dvorak musikalische Studien betreiben zu können. Später war er dann Marinekapellmeister in Pola, eine Art der künstlerischen Betätigung, über die zwar der Vater beruhigt aufatmete, die aber den jungen Franz in schwere Konflikte hineinbrachte. Sein Genius trieb ihn vom reproduzierenden zum schaffenden Künstler, er gab daher die Stelle auf, um künftig und unabhängig von jedermann komponieren zu können.

Seine Sturm- und Drangperiode beginnt. Jahre eines gemürbenden und besonders für die Mutter des Künstlers schmerzlichen künstlerischen Werdens, schrieb diese gütige Frau, die mit so unendlicher Liebe an ihrem Franz hing und die ihn Jahre hindurch gehegt und gepflegt hat aus Budapest an ihren zweiten Sohn (Anton Freiherr von Lehár) einmal folgendes:

„Es ist eine dringende Arbeit gekommen. Die Aufführung (der Tatjana) in Leipzig hängt davon ab, ob die Stimmen rechtzeitig korrigiert und in Druck gegeben werden. Und was tut Franz? Er steht um 8 Uhr vormittags auf. Badet. Liest die Zeitung. Dann frühstückt er. Arbeitet dann kaum eine halbe Stunde. Gabelfrühstück. Dann liest er wieder. Etwas Arbeit. Mittagessen. Dann schläft er bis 4 Uhr nachmittags. Tuschbad. Arbeit ganz ohne Animo. Einmal schreibt er die Nächte durch. Dann bekommt er einen Anfall vom Starrkrampf in den Fingern und hat wüste Träume und wacht mit furchtbaren Kopfschmerzen auf. Dann kommen wieder Zeiten, wo er gar nichts arbeitet. Franz will weder dem Direktor der Budapester Oper, Kaldy, schreiben, noch nach Wien zum Verleger Hofbauer gehen. Es soll alles von selbst kommen. Er träumt von 100 000den, da wird er sich aber sehr täuschen. Daß er leichtsinnig gewirtschaftet hat, kannst Du Dir denken. Er hat sein Klavier und die Violine verkauft und Schulden! Alles ist drauf gegangen ..."

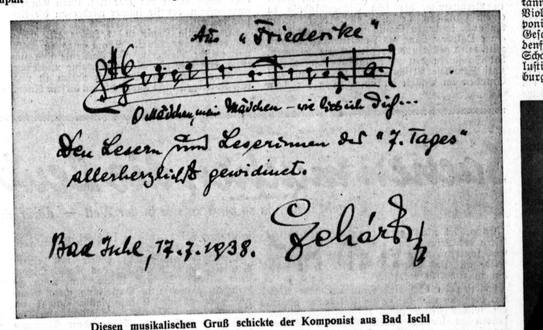


Franz Lehár

Indessen hat sich der so stürmische junge Franz bald gefunden und sich frei gemacht von den überschäumenden Temperamentsausbrüchen der Jugend. In fleißiger Arbeit schafft er den ersten großen Welterfolg „Die lustige Witwe" und immer weiter klimmt er den Gipfel der Berühmtheit hinan. Seiner Mutter aber macht er die größte Freude ihres an Entbehrungen so reichen Lebens. Als das Jahr 1906 heraugebrochen ist, sieht sich die treusorgende Frau in der glücklichen Lage, an ihren Sohn Toni, der unterdessen hoher Offizier geworden ist, folgendes zu schreiben:

„In der Wohnung von Franz sieht es jetzt herrlich aus. Wo man hinsieht, findet man Kränze und Blumen mit sinnigen Widmungen. Ganze Bäume Flieder und Rosen. Als ich den Salon betrat, überwältigte mich der Anblick. Die Beleuchtung war wie im Feenland. Alles so wohlig durchwärmt. Franz war im Salonanzug, da er geladen ist. Wir gingen von einem Zimmer ins andere. Franz zeigte mir alles. Mit seiner unnachahmbaren herzgewinnenden Liebenswürdigkeit. Da kam mir mein Kind wie ein König vor. Ob Franz wohl ahnte, was in meinem Herzen vorging. Ich wäre am liebsten niedergekniet, um Gott zu danken für so viel Glück, Dir darf ich das alles sagen, denn Du fühlst mit mir und begreifst, was Deine Mutter empfindet ..."

Inzwischen steht Franz Lehár, der die große Liebenswürdigkeit hatte, von Bad Ischl aus den Lesern des „7. Tages" ein paar freundliche Grüße zu schicken, auf der Höhe seines Ruhmes. Er darf die Gewißheit haben, daß sein künstlerisches Schaffen, dem er mit der ganzen Glut des großen Musikers ergeben ist, die schönsten Früchte gezeitigt hat. Denn wen auf dieser Welt sollte es noch geben, der nicht Lehár singt, pfeift oder vor sich hinträllert. Daß er es im Zenit seiner Beliebtheit nie verlernt hat, von liebenswürdigem Zauber und echter Bescheidenheit zu sein, ist wieder ein Beweis dafür, daß Lehár die Verehrung aller voll verdient hat! Dem nunmehr 68jährigen aber, der an die 30 Operetten, unzählige Lieder, Walzer und Märsche und — was nur wenig bekannt ist — auch symphonische Dichtungen, ein Violinkonzert, sowie die Oper „Rhodita" komponierte, wünschen wir, daß ihm ein gütiges Geschick auch weiterhin treu bleiben möge. Jedenfalls hat es ihn in der langen Zeit seines Schaffens nie verlassen. Das beweisen „Die lustige Witwe" (1906), „Der Graf von Luxemburg" (1909), „Zigeunerliebe", „Eva", „Der



Diesen musikalischen Gruß schickte der Komponist aus Bad Ischl

Der kleine Franz mit seiner Mutter

Lehárs Gattin

ideale Gatte", „Wo die Lerche singt", „Frasquita", „Zanagini", „Der Zarewitsch", „Friederike", „Das Land des Lächelns", „Schön ist die Welt" und vieles andere. Wir dürfen gewiß sagen, alles, was Franz Lehár der Welt schenkte, ist um einen seiner unsterblichen Walzer zu zitieren, wahrlich „Gold und Silber".

Dr. Gustav Röttger.

Die Fotos auf dieser Seite wurden dem Buch „Unsere Mutter" entnommen, das der Bruder des Komponisten, Anton Freiherr von Lehár, im Wiener Bohème-Verlag herausbrachte. Die Schrift, die wertvolles biographisches Material aus erster Quelle vermittelt, sei allen Lehár-Freunden zur Lektüre empfohlen.

Udo Wolter

Eiskönigin Sonja wird Filmstar

Aufstieg und Wandlung Sonja Henies. – Ein Leben voller Kampf und rauschender Erfolge

Eine Schülerin für Siyrud

Es begann bereits wieder zu schneien..... Seit Jahren hatte Oslo nicht einen so unregelmäßigen und launischen Februar erlebt wie im Jahre 1922. Martin Siyrud, norwegischer Meister im Eislaufsport, der bis jetzt, beobachtet von zahlreichen Neugierigen, auf dem Platz des „Oslo Skötteklubb" trainiert hatte, sah mißbilligend auf das Eis, über dem sich eine wässrige, weiße Schicht bildete, ging hinüber zu dem kleinen Umkleidehäuschen und begann sich die Schuhe auszuziehen. Norwegen hatte es verdammt nötig, der Welt wieder einmal etwas im Kunstlaufen zu beweisen, die Wiener hatten sich sehr in den Vordergrund geschoben, und jetzt wurde ihm das Training fast jeden Tag durch das Wetter verdorben. Ein wenig mißmutig zog er sich die warme Klubjacke über, sah zu dem dunkelgrauen Himmel empor ... Er war so ehrlich, sich einzugestehen, daß es nicht nur allein das Wetter war, das ihn ärgerte. Auch ihm waren in der letzten Zeit die großen Erfolge gegenüber der internationalen Klasse verjagt geblieben, es war bitter, sich das eingestehen zu müssen ... Nicht weil es ihm um den eigenen Ruhm ging... Aber er wußte, was Norwegen von ihm erwartete, und manchmal glaubte er verzagen zu müssen, wenn er an die Gegner dachte, die ihn jetzt drüben in St. Moritz erwarteten... Aber was half es, es galt sich eben durchzukämpfen, und er war der Letzte, der so schnell nachgab....

Ein Anruf schreckte ihn aus seinem Grübeln auf. Der Präsident des Klubs kam zu dem Platz herab. Siyrud mußte ein wenig lächeln, wie er den schon etwas beleibten und älteren Herrn vorsichtig durch die Pfützen kommen sah. Es war selten, daß der Präsident hier erschien, welche Gründe mochte er heute dafür haben...? Kaum daß er auf das kleine Persönchen achtete, das dem dicken Herrn auf dem Fuße folgte.

„Das ist sie ..."

Der Präsident begrüßte Siyrud, zog den Mantel ein wenig enger. „Verdammtes Wetter", murmelte er, dann kam er ohne Uebergang auf sein Anliegen zu sprechen. „Habe einen Schüler für Sie, Siyrud, um den es sich lohnt, eine Schülerin sozusagen, aber ich glaube, daß sie einmal dem Klub Ehre einlegen wird." Er griff hinter sich und zog ein winziges Etwas in einer blauen Pudelmütze heran.

„Das ist sie ..." sagte er aufatmend. „Sie werden sie sich mal tüchtig vorknüpfen müssen, Siyrud ..."

Martin Siyrud sah ungläubig auf das kleine Mädel herab. Acht Jahre mochte sie sein, vielleicht ein wenig älter, unter der Mütze quoll dichtes, blondes Haar hervor, eine freche Stupsnase in dem runden Gesicht paßte wenig zu den ängstlichen Augen, mit denen die Kleine zu dem berühmten Meister emporsah. Martin Siyrud wußte nicht, ob er lachen sollte, wenn sich der Präsident verbindlich vor ihm gestanden hätte, hätte er alles für einen Witz genommen.

„Ein Klubkamerad hat sie laufen sehen", sagt der Präsident. „Es sei allerneuen auf, wie gut sie lief, irgendwo auf einer dieser großen Pfützen von der Ueberschwemmung ... Sie riß vor ihm aus, als er sie ansprach, er ging ihr nach. Der Vater ist der Kaufmann Henie, wissen Sie, der Rodrennfahrer, der damals einmal die Amateur-Weltmeisterschaft gewann... Lieut schon ein wenig zurück, 1904 glaube ich, ist war damals auch zweiundzwanzige Jahre wie er und habe oft mit ihm zusammen gelübt..." Er lachte ein wenig. „Also da ist der Nachwuchs, wenn auch auf anderem Gebiet, die Kleine hat erst zum letzten Weihnachtsfeste die ersten Schlittschuhe bekommen, niemand hat ihr das Laufen beigebracht, und nun lassen Sie sich mal etwas von ihr zeigen..." Er wandte sich zurück an das Mädel, das jetzt schüchtern ihre Schlittschuhe anzuschnallen begann und auf das nasse Eis lief.

Erster Beifall für die ersten Figuren

Einige Neugierige waren nach von dem Training Siyruds zurückgeblieben, sahen der Kleinen zu. Noch hatte sie kaum die ersten Figuren gelaufen, als bereits Beifall aufklang. Martin Siyrud kniff die Augen ein wenig zusammen, auch er war überrascht. Gewiß, die Figuren waren kindlich, unbeholfen und erschöpften sich in einigen Bogen... Aber das war es auch nicht... Mit einem seltsamen Erstaunen sah der Meister, mit welcher unerhörten Leichtigkeit und Grazie dieses Kind sich auf dem Eise bewegte und seine einfachen Uebungen lief. Es gab viele Kinder in Oslo, die Schlittschuhe liefen, es gehörte sozusagen zu der Stadt, aber so etwas hatte er denn doch noch nicht gesehen. Es war unmöglich, daß die Kleine noch keinen Unterricht gehabt hatte.

Er winkte sie heran. Sie kam auf ihn zu, jetzt bereits ein wenig zutraulicher, es war fast, als ob er spürte, daß sie gefallen hatte. Ihr gesundes Gesicht mit der herausfordernden Stupsnase hob sich zu ihm empor.

„Du hast das alles selber gelernt?"

Sie nickte.

„Und niemand hat geholfen?"

„Vater einmal, als ich Weihnachten die Schlittschuhe bekommen hatte. Aber da fiel ich noch mächtig hin." Sie sprach altklug, fast ein wenig selbstbewußt, ihre Schüchternheit hat sich gänzlich verloren. Martin Siyrud muß ein wenig lachen, und sie gibt ihm dieses Lächeln zurück, so daß er ihr mit einem kurzen Blick auf dem Präsidenten, in dem bereits sein Einverständnis zu dem vorher gemachten Vorschlag liegt, die Hand hinstreckt.

Mißt Du bei mir lernen?"

Sie nickt.

„Und wollen wir Freunde werden?"

„Ja, sagt sie.

„Ich heiße Sonja..." Sie nimmt ernsthaft seine Hand und schüttelt sie, sie haben beide sehr schnell und schon in diesem Augenblick Freundschaft geschlossen.

Bereits am nächsten Tage, im Februar 1920, nimmt Martin Siyrud das Training mit der 9jährigen Sonja Henie auf.

Anmutig und vollendet — Sonja Henie beim Sprung

Photo: Schirner

Der erste große Wurf

Es kommt Siyrud zustatte, daß Wilhelm Henie seiner Tochter bereits eine sportliche Ausbildung angedeihen, sie auch auf die Balletschule geschickt hat. Immer wieder muß der erfahrene Meister die erstaunliche Grazie seiner kleinen Schülerin bewundern, erkennt bald, wie sicher und rhythmisch sie nach der Musik der Eiskonzerte zu laufen versteht. Musik scheint es ihr überhaupt angetan zu haben, einmal applaudiert ihr bei einem Eiswalzer eine hundertköpfige Menge, obwohl sie niemand kennt. In kurzer Zeit beherrscht Sonja die übliche Technik in hervorragendem Maße, gewinnt bereits einige kleinere Wettbewerbe. Martin Siyrud beginnt allmählich die Größe seiner Verpflichtung zu erkennen, die er mit der Ausbildung seiner kleinen Schülerin übernommen hat, aber gerade darum wird er immer unnachgiebiger und härter. Er setzt sich mit Wilhelm Henie in Verbindung, der sein Einverständnis zu einem ständigen Training gibt, drei Jahre ohne Ausnahme. Papa Henie, den jetzt auch der Ehrgeiz gepackt hat, achtet selber auf die Einhaltung des Pensums, erscheint auf dem Eisplatz, läßt sich die Ausbildung seiner Tochter, aus der er eine große Meisterin machen will, so wie er selber einmal im Radsport ein großer Mann war, Zeit und nicht zuletzt, da es ihm seine Mittel erlauben, auch Geld kosten. Selbst wenn es auf das im nördlichsten Norwegen liegende Gut Finsen-Bahnen geht, auf dem Wilhelm Henie seiner geliebten Schneehühnerjagd nachgeht, wird eine Tenne in der größten Scheune eingeräumt und gespritzt, so daß Sonja auch hier, falls das Eis in den Fjorden draußen zu verharscht, zu sehr mit Schnee überlagert oder wenn es zu stürmisch ist, üben kann. Manchmal bekommt die kleine Sonja die Sache satt, manchmal mault sie, aber Papa Henie hat eine Art, ihren Ehrgeiz anzustacheln, der sie immer wieder an die Arbeit treibt.

1924, Sonja Henie ist 11 Jahre alt, glückt der erste große Wurf. Sonja wird in Oslo norwegische Meisterin, alle Fachleute sind sich einig, daß hier ein Eiswunder, eine unerhörte Begabung auf dem Weg zum Ruhm ist und daß Norwegen nicht ausreicht, um diesem Ruhm und der weiteren Ausbildung, die nur im Kampf gewonnen werden kann, Raum zu geben. Sonja soll nach Europa, in die Zentrale des Winter- und Eissports, nach St. Moritz. Ohne Ueberlegen erklären sich die Eltern damit einverstanden, begleiten die Tochter und Siyrud bei dem ersten Ausflug in eine Welt, die ihnen bald darauf und Jahre hindurch zur Gewohnheit werden soll. Sonja Henie stellt sich zum ersten Kampf.

Auf dem See von St. Moritz ...

Als sie zum erstenmal auf dem See von St. Moritz erscheint, bilden sich hunderte von Zuschauern um sie. In kurzer Zeit hat sie ihren ersten Spitznamen „Die kleine Eisfee", erhält sie Geschenke und Blumen, Dinge, die Vater Henie in Empfang nimmt und oft vor der Tochter zurückhält, damit sie nicht zu früh verwöhnt wird. Auch Siyrud zieht die Leine fester, aus den zwei Uebungsstunden werden drei, vier und fünf, eine einzige Figur muß täglich sechzig bis siebzig Mal hintereinander gelaufen werden. Aber Sonja klagt nicht ... Es ist überhaupt selt sam, welchen Ehrgeiz die Kleine nach dem Gewinn ihrer ersten Meisterschaft zeigt, wie sie immer bereit ist, ihre Kunst mit anderen zu messen.

(Forts. folgt.)

Sachen machen die Leute, Sachen...

Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele:

Es gehört nicht gerade zu den Alltäglichkeiten des Lebens, daß eine Frau deshalb ihre Ehe scheiden lassen will, weil ihr Mann zu solide ist. Und doch hat sich dieser Fall letzthin in Amerika ereignet.

Erschien da doch eine Frau vor dem Richter, die hoch und heilig die Erklärung abgab, ein solches Leben ganz einfach nicht weiter führen zu können. Mein Mann ist kein Mann, so sagte sie. Er arbeitet acht Stunden und hat dann hinterher für nichts mehr Interesse als nur für seine Ruhe. Kommt er nach Hause, dann zieht er sich um, setzt sich in einen Großvaterstuhl, liest mit geradezu teuflischer Verbissenheit, um dann um 10 Uhr in das Bett zu gehen. Er trinkt nicht, er raucht nicht, er geht in kein Kino, er geht in kein Theater, er geht überhaupt nicht aus, und außerdem verbietet er mir es, allein spazieren zu gehen.

Nicht mit Unrecht entgegnete der Richter, daß es auf dieser Welt Millionen Frauen gäbe, die einen Mann dieser Art sehr schätzen würden. „Er mißhandelt Sie doch nicht?" „Nein, im Gegenteil", rief die temperamentvolle Frau, er tut alles, was ich will. Vor kurzem hat er mir sogar bei der Wäsche geholfen, nur damit seine Ruhe nicht allzu lange durch die Waschfrau gestört würde. Wenn er doch einmal über die Stränge schläge, einmal beschimpft nach Hause käme, dann würde das Leben für mich viel interessanter und abwechslungsreicher. Aber so bekomme ich vor Langweile!" (Die arme Frau).

Der Ehemann ließ sich ankanas auf gar nichts ein, er gab dem Richter zu verstehen, daß er durchaus kein Bedürfnis nach weiterhin der Fröhlichkeit habe, er sei stola auf seinen Radioapparat und auf sein Grammophon, zwei Dinge, die ihm genug von dieser Welt erzählten. Im übrigen gäbe es im Büro so großen Aerger, daß er froh sei, wenn er zu Hause seine Ruhe hätte.

Der Scheidungsprozeß endete mit einem Vergleich. Die Frau hat das Recht, monatlich einmal in der Woche ein Kino zu besuchen, entweder in Begleitung ihres Mannes oder allein. Ebenso sollte einmal im Monat ein Theater aufgesucht werden. Außerdem haben der Mann den Ehemann das Versprechen ab, daß er alle zwei Wochen mit seiner Frau einen Wochenendausflug unternimmt. Als der Ehemann dann noch die Erklärung brachte, daß die Ehefrau fortan keine Gesellschaften im gemeinsamen Heim abhalten dürfe, seufzte er schwer. Die Frau hingegen strahlte über das ganze Gesicht und nahm ihren langweiligen Brummbären zärtlich bei der Hand, um ihn noch Hause zu begleiten. Sowas kommt davon, wenn man zu solide und zu brav ist. Also Vorsicht! Ihr Männer!

***

Bis jetzt waren wir der Ansicht, daß die Pantoffelheiden im Austerben begriffen sind. Dem ist nicht so, denn eine große Pariser Zeitung meldet folgendes:

Vor einigen Tagen wurde ein Polizeirevier in Paris telefonisch angerufen und aufgefordert, sofort Beamte nach einer ganz bestimmten Wohnung zu senden. Die Polizisten des Ueberfallkommandos sprangen in die Wagen und rasten wie besessen davon. Wer konnte wissen, was geschehen war? Als nämlich die Polizisten endeatich an die ihnen beschriebene Tür klopften, trat ein Dienstmädchen in Erscheinung, das sich vor Lachen ganz einfach nicht mehr halten konnte. Aber dies zu monieren ließen um so weniger am Platze, weil aus einem Raum fortwährend das Wort „Hilfe" gerufen wurde. Das Schauspiel, das sich um den Beamten der Polizei darbot, war ein wirklich außergewöhnliches. An einem Tisch stand ein nur mit einem Nachthemd bekleideter Mann, der einen Telefonhörer in der Hand hielt, in den er ununterbrochen hineinrief, daß er ermordet würde. Neben dem kläglichen Ehemann hatte sich seine auch nicht übermäßig bekleidete Ehehälfte postiert. Sie schlug in fortgesetzter Handlung mit einer Teppichbürste auf ihren Lebensgefährten ein und drohte ihm noch zu.

Für seine wenig stramme Haltung erhielt der Pantoffelheld außer allem Hohn und Spott, mit dem man ihn bedachte, noch eine hohe Geldstrafe, denn er wurde ihm auf der Polizei bedeutet, daß man geneigt sei, seinen Anruf und seine Bitte um Entsendung des Ueberfallkommandos als falschen Alarm zu bezeichnen. Hoffentlich ist nun volle geworden und lenkt die sonderbaren Leidenschaften seiner Frau in andere Bahnen.

***

Kein Tag ohne Sensation, das scheint die Parole in USA zu sein. Jetzt ist ein junger Chemiker auf den Gedanken gekommen Socken zu erfinden, die Leute, Socken! — das Sensationsbedürfnis der amerikanischen Damen dadurch zu befriedigen, daß er den Strumpfwaren-Artikel durch irgend eine Chemikalie färbt. Nach den Auslassungen des Erfinders soll es möglich sein, alle Farbtöne des Regenbogens mit diesen besonderen präparierten Strümpfen herzustellen. Die elegantesten Amerikanerinnen haben es dann auch nicht unterlassen, sich freudig zu dieser Modeerfindung zu bekennen. So gibt es denn eine ganze Farbensymphonie von Strumpfbeinen zu sehen. Man raucht rot, gelb, pechschwarz ...

Wie in Europa bleiben lieber bei der alten Methode: Wenn es gar nicht mehr anders geht, machen sich einige Herrschaften gelegentlich ein bischen blauen Dunst vor. In diesem Sinne bitten wir um Feuer.

Xaver Xanten.

9. Fortsetzung

ROMAN VON CHRISTEL BROEHL-DELHAES

„Sie lernen so viele Menschen kennen; was soll Ihnen da so ein kleiner Landarzt und seine Familie?"

Brassens Gesicht veränderte sich so, wie Brigitte es noch nie gesehen hatte. War das der liebenswürdige, mit allem zufriedene, höfliche Mann, der ihr den Hof machte? In seinem ernsten und verschlossenen Gesicht stritten sich Zorn und Schmerz.

„Ja, das glauben die Menschen, wenn man berühmt ist. Sie glauben, man brauche dann keinen einzelnen Menschen, man habe kein persönliches Geschick, kein alleiniges Erlebnis. An allem wünschen sie teilzunehmen, alles gehört auch ihnen, nichts uns allein. — Sie verstehen doch so vieles, Sie müssen also auch begreifen, daß unsereins besonders etwas braucht: einen nahen Menschen!"

„Ist das nicht Kürthins Wagen?" sagte Brigitte plötzlich, und ihr Mund zuckte. Sie gingen auf einem Wege am äußersten Rande des Kurparks spazieren und konnten einen Blick auf die Straße tun.

„Warum sind Sie so aufgeregt, Brigitta? Er holt nun zuerst Frau Barnekamp ab. Wir haben noch Zeit. — Was fehlt Ihnen denn Brigitta?" Er sah sie aufmerksam an. „Kommen Sie, wir fahren jetzt sehr vergnügt und lustig zu den Festspielen. Mein Veranstalter wird Ihnen von der Kunstreise erzählen. Was es da alles gibt, und wie es uns manchmal geht . .. Es ist sehr lustig und Sie werden nur noch lachen!" Er nahm einfach ihren Arm und führte sie zum Kurhaus zurück.

Elisabeth und Kürthin waren wirklich schon da. Mit einem ganz jungen, glücklichen Lächeln ging Elisabeth auf Brigitte zu.

„Lydia Kern läßt Sie schön grüßen und Ihnen mitteilen, daß Sie doch Ihre Mission nicht als beendet betrachten möchten. Seit Tagen hätten Sie sich nicht mehr sehen lassen."

„Ich werde vieles offen lassen und manche Mission nicht zu Ende führen können", erwiderte Brigitte — ebenfalls mit einem Lächeln, aber in einer Art, die Elisabeth aufhorchen ließ.

„Fräulein Brigitta denkt, ihre Zeit sei hier nicht recht ausgefüllt", wandte Brassen ein. „Sie braucht einen Posten, der höhere Anforderungen stellt."

„Wollen Sie mich um meine Stellung bringen?" zürnte Brigitte. Und sie richtet das Wort an Kürthin. „Nun Professor, was sagen die Sterne?"

„Günstige Zusammenstellung", er ahmte eine Stelle aus einem bekannten Schauspiel nach, „Venus und Jupiter einander zugeneigt. Man sollte sich zu diesem Zeitpunkt verloben oder gar verheiraten!"

„Ich denke, die sind alls eingefleischter Junggeselle solchen Erwägungen gegenüber taub?"

„So etwas, mein liebes, gnädiges Fräulein, kann sich alle Tage ändern."

„Ich bin überrascht, lieber Professor!"

„Vielleicht werden Sie eines Tages noch überrascht sein." Und sein Blick ging — wieder seinen Willen — zu Elisabeth hinüber, die mit Brassen in ein Gespräch verwickelt war und keine Silbe dieser Unterhaltung gehört hatte.

Brigitte war sehr verwundert. Sollten Elisabeth und Kürthin — —? Nein, es war unmöglich bei Elisabeth, die mit aller Leidenschaft immer wieder erklärt hatte, nur für Klaus leben zu wollen, für sein Wohl, für seine Zukunft. Und dieses Leben würde ihr sogar weniger schwerfallen als jedem anderen Menschen: ihr Ausgleich war ihre Kunst. In ihr litt sie, in ihr beruhigte sie sich, in ihrer höheren Welt überwand sie das Wirkliche. — Und doch würde es nicht schlecht sein, wenn dieses gehetzte, sehnsüchtige Herz Ruhe fände, dies Herz, das doch — bei aller Kunst, die es auszuüben vermochte — ganz weiblich war und als Weib Sehnsucht trug. Hm, Professor Kürthin und . . .?

Elisabeth Barnekamp sprach von Klaus und immer wieder von ihm. Dazwischen von den Aufgaben, die sie in ihrem Leben noch zu erfüllen hoffte. Sie wollte schaffen für ihr Kind. Klaus sollte viel werden, Klaus sollte alles werden! Ach, wieviel flechten doch Eltern in die Zukunft ihrer Kinder von dem ein, was ihnen selbst versagt geblieben ist. — — —

„Auf Lydia Kathners Veranlassung spiele ich wieder", erzählte Elisabeth strahlend. „Ich hatte so lange keinen Mut dazu. Oh, es ist furchtbar, sich nach etwas zu sehnen und es nicht ausführen zu können. Lydia Kathner, die es vermochte, der die Fähigkeit gegeben war, wurde daran gehindert. Das Schicksal der Menschen ist oft unbegreiflich."

Brigitte mischte sich ein und meinte: „Es muß ein hohes Glück für Frau Kern sein, jetzt wieder die Musik zu hören, die ihr von Kindheit und Jugend an vertraut war."

„Ja, und ich bin erstaunt, daß sie es so leicht nimmt, jemand spielen zu hören, während sie selbst doch so tragisch verzichten muß. Aber sie gönnt mir neidlos meine Freude und machte sie zu der ihren."

Hier wandte Kürthin ein: „Es ist eine Freude, Mäuschen zu spielen und Frau Barnekamp spielen zu hören, und es ist erquicklich, wenn sie so begliickt davon redet. Aber —gnädige Frau, wir müssen abfahren, wenn wir nicht den Beginn der Spiele versäumen wollen."

„Um Gottes willen nicht", erschrak Elisabeth, „ich muß dieses zauberhafte Mädchen von Anfang an sehen, wenn es so demütig und verklärt ‚mein hoher Herr' sagt."

„Wie geschaffen ist das Kätbchen von Heilbronn' für die Leineburg; ich habe viel Freude und Erwartung."

Brassen schimpfte auf seinen Veranstalter. Er hielt seine Uhr in der Hand und gab zornig immer noch eine Minute zu.

„Wenn er aber jetzt nicht antritt, fahren wir ab", prophezeite Kürthin. „Dann müssen Sie nachkommen und Ihrem Herrn Veranstalter seine Unpünktlichkeit abgewöhnen!

— Auf Wiedersehen!"

Wirklich, Kürthin warf den Wagenschlag zu, gab Gas und tat durchaus nicht so, als mache er nur Spaß. Der Wagen lief, und der Professor reckte grüßend eine Hand hoch.

„Bald nachkommen!" rief er noch. „Eile tut not."

„Ich fahre dafür nachher, daß Sie zu fliegen meinen", verbieß Brassen, sich zu Brigitte beugend. „Aber dort hinten, sehen Sie den dicken Mann, der dort gelaufen kommt? — das ist er!"

Der „dicke Mann" wurde heftig vorgestellt, in den Wagen gedrängt und dann nicht mehr beachtet. Brassen fuhr schon innerhalb des Ortes in einer fast wahnsinnigen Geschwindigkeit. Brigitte sagte kein Wort dazu, während der Mann hinter ihr seufzte, ächzte, bat und beschwor. Ihr war alles einerlei. Nur immer so weiterfahren wollte sie, hergauf, bergab, bald in schwindelnder Höhe mit wunderbarer Fernsicht, bald tief im Tal, wo aus Wald und Wiesen die Klüfte der kommenden Nacht herauszog. Die Fahrt in den hochgelegenen Kurven, dicht am Abhang vorbei, gab wirklich das Gefühl des Fliegens. Man saß in einem Flugzeug und glitt unter den Wolken her.

„Ich möchte fliegen", flüsterte Brigitte — mehr zu sich selbst und ganz die Umwelt vergessend.

„In wenigen Tagen fliege ich über Wien nach Budapest." Brassen riß das Steuer herum und wich einem Wagen aus, der unvorschriftsmäßig fuhr.

„Das ist schön", Brigitte dachte im ersten Augenblick nicht daran, daß sie ihn ja verlor, wenn er nach Budapest flog; sie stellte sich nur den Flug vor und bewunderte ihn.

„So. Sie finden es also schön, wenn ich abreise?" erwiderte er — und diesmal nicht scherzhaft, nein, mit einem tiefen, merkwürdigen Ernst.

Sie erwachte, sah ihn an und stammelte dann: „Nein, aber es muß ja einmal sein."

„Daß ich Leuchterborn verlasse — ja! Daß wir uns trennen — nein!"

Er sprach wiederum französisch; schwierige und schwerwiegende Sätze vermochte er in der deutschen Sprache noch nicht auszudrücken. Sie aber verstand jeden Laut, ihr Herz schlug ihr bis in den Hals hinauf, die Hände zitterten ihr.

„Sie scherzen mit mir", flüsterte sie — unsäglich, länger die Unbeteiligte, die Beherrschte zu spielen, „und das sollten Sie nicht tun."

Ihre Antwort ernüchterte ihn unsäglich. Er warf den Kopf zurück und sagte: „Ich nahm an, daß Sie Scherze vertragen können!"

Nun war die Reise, sich zu entfernen, an ihr. Ihre Blicke flohen vor ihm, vor dem Spott in seiner Stimme. Sie hatte sich nie etwas vorgemacht, sie hatte immer gewußt, daß er nur ein kleines, niedliches Spiel mit ihr trieb, und daß es zu Ende war, wenn er den Kurort wieder verließ; aber diesen Hohn ertrug sie nicht.

„Mein Beruf fordert von mir, stets zum Scherzen aufgelegt zu sein", sagte sie, es steht sozusagen in meinem Vertrag. Ich beforge es weidlich."

„Ich merke es", entgegnete er.

Täuschte sie sich, oder fuhr er mit einem Male weniger sicher? Die Kurve wurde zu kurz genommen, das rechte Hinterrad streifte den Felsen. Der „dicke Mann" auf dem Platz hinter Brigitte rang die Hände. Das Mädchen wandte sich nach ihm um und lächelte in sein verzweifeltes Gesicht.

„In zehn Minuten haben wir es geschafft", tröstete sie ihn.

„Ich bestelle mir für die Rückfahrt einen Mietwagen", stöhnte der Konzert-Veranstalter.

„Das sagt er schon fünf Jahre", lachte Brassen, „aber er hat es doch noch nie getan."

„Wie soralos er lachen kann', dachte Brigitte mit Grauen.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Verkehr auf der Straße wurde stärker. Von allen Seiten strömten Fahrer und Fußgänger herbei. Eine weiche, blaue Dämmerung senkte sich auf den verblassenden Himmel über die Landschaft und den festlichen Burgplatz inmitten der großen Ruine. Die vielen Stuhlreihen, die besonders für die Festspiele angebracht worden waren, hatten bereits eine erwartungsvolle, festlich gestimmte Menge aufgenommen. Die Beleuchter der Freilichtbühne verfuchten die Erhellung der ersten Szene. Tiefrotes Licht funkelte auf. Die Feme-Szene. Ein paar Statisten, die an der falschen Stelle aestanden hatten, liefen eilig über den verdunkelten Platz, um am Toreingang Aufstellung zu nehmen. Ein Reiterzug trappelte über die Hänaebrücke.

Den Pelz um ihre Schultern, denn es wurde kühl zur Nacht, stand Elisabeth Barnekamp hoch aufgerichtet an ihrem Platz und winkte mit einem kleinen Tuch. Man hatte die Plätze nebeneinander genommen, man konnte sich ansehen, den Abglanz der eigenen Freude im Auge des andern wahrnehmen. Immer wieder ging Brigittes Blick zu Elisabeth hinüber. Welch eine Veränderung war mit der stillen, erst fast etwas bedrückten Frau vor sich gegangen. War es die Aussicht auf eine gute, feste Stellung. War es — mehr?

Das Spiel nahm seinen Anfang. Welch ein Erlebnis! Eine jede Rolle, selbst die kleinste und scheinbar unwichtigste, war mit einer ersten Kraft besetzt. In solchem Zusammenspiel der bewußten Könner war ein jeder einmalig, niemand fiel aus dem Rahmen, niemand drängte sich vor, einer wirkte dem andern die glänzenden Uebergänge zu, einer stützte sich auf den anderen. Es war ein Genuß, da zuzusehen, alles geschah ohne Wirkungssucht, ohne Aufdringlichkeit. Niemand versuchte zu glänzen, jeder lebte nur den Menschen, den er darzustellen hatte.

In der Pause hatten die Herren sich sehr viel zu sagen. Elisabeth nahm dafür Brigitte beiseite.

„Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen nur danken soll, daß Sie es damals in die Wege leiteten, Professor Kürthin auf mich aufmerksam zu machen", sagte sie inbrünstig. „Ich habe so viele Hoffnungen! Der Professor kommt mir immer näher. Wenn ich seine Mitarbeiterin würde — — wieviel könnte ich für Klaus tun."

„Klaus und immer nur Klaus!" Brigitte lächelte zu den begeisterten Worten. „Denken Sie denn nie an sich?"

„Indem ich für Klaus schaffe, tue ich alles für mich, was denkbar ist", antwortete Elisabeth fast mit Feierlichkeit. „Es gibt nichts Erstrebenswerteres für mich, als Klaus' Zukunft einigermaßen sicherzustellen."

Das Glockenzeichen rief auf die Plätze zurück: das Spiel nahm seinen Fortgang. Brassen drückte Brigittes Arm an sich.

„Es ist schwer für mich, alles zu verstehen. Was ich nicht erfosse, müssen Sie mir nachher erzählen, Brigitta."

Sie nickte. Es würde schwer sein, Erik Brassen die zarte Liebesgeschichte vom Kätbchen und dem Grafen Wetter vom Strahl zu erzählen. Alle Innigkeit des deutschen Gemüts war in diesem ritterlichen Spiel eingefangen, alle Süße deutscher Liebe und Sehnsucht, alle Demut und alle Hingabe.

Die Zuschauer, die während des Spiels vor Ergriffenheit und Entzücken keine Aeußerung der Anerkennung gewagt hatten, brachen nach Kätbchens prunkvoller und königlicher Hochzeit in einen nicht aufhörenden Beifall aus.

Elisabeth wandte jetzt ihr strahlendes Gesicht Brigitte zu und sah, daß dieser die schweren Tränen ungehindert über das blasse Gesicht rannen. — Schweigend, mit gesenkten Häuptern, schritten sie alle dem Ausgang zu. Ein Mond war aufgegangen, der zur Kätbchen-Szenerie gepaßt hätte. Nachtvögel strichen aufgeregt um das Gemäuer; hin und wieder krächzten sie schrill.

Kürthin fuhr wieder mit Elisabeth Barnekamp voran. Erik schien es gar nicht zu eilen, den Wagen einzuholen.

„Das war der Höhepunkt meines Aufenthaltes in Leuchterborn", sagte er, „nun kommt noch mein Konzert und dann — —"

Immer wieder begann er von der Sache, vor der Brigitte doch am liebsten meilenweit geflohen wäre. Wenn er — wie er betont hatte — alles als Scherz anlah, warum spielte er damit in so grausamer Freude? Was wollte er von ihr?

Der Wagen flog durch die Nacht. Der Veranstalter, der eine weite Reise hinter sich hatte, war im Rücksitz eingeschlafen. Mit übergroßen Augen sah Brigitte neben dem Führersitz und starrte auf das Licht, das die Scheinwerfer in das Dunkel schossen.

„Sie sind mehr für mich, Brigitte, als irgend ein anderer Mensch", sagte Erik Brassen plötzlich leise. „Ihre Schlichtheit, Ihre

Die „Eule" mit Weltruhm

Zur Zeit, da Musikfreunde aus vielen Ländern zu den Richard Wagner-Festspielen in Bayreuth weilen, ist die „Eule", das weltbekannte Künstlerlokal der Hügelstadt, wieder der Treffpunkt aller Festspiel-Berühmtheiten.

Wer augenblicklich mit wachsamen Ohren durch die idyllischen Gassen und Straßen Bayreuths geht, wird aus den vielen Fragen, die in den Zungen aller Länder von dem Schwarm der Festspielbesucher an die Einheimischen gerichtet werden, immer wieder eine Frage heraushören: „Wo geht's zur Eule?" Ja, wo geht's zur „Eule"? Die Fremden, die von weither, oftmals von Uebersee, kamen, um die weihevollen Klänge der Wagnerschen Musik auf sich wirken zu lassen, wollen sich nicht nur als Zuschauer im Theater von der mächtigen Persönlichkeit des großen deutschen Tondichters gefangen nehmen lassen, nein, sie wollen auch von der ganz privaten Atmosphäre Richard Wagners einen Hauch verspüren, und wo könnten sie das besser, als in der „Eule", dem weltbekannten Künstlerlokal, in der sich alle Festspiel-Berühmtheiten ein Stelldichein geben!

Niemand versäumt, diesen vielgerühmten Gasthof aufzusuchen, dessen im vorigen Jahr verstorbener Besitzer den Meister noch persönlich gekannt hatte. Diese lebende Wahnfried-Chronik ist tot, seine „Eule" aber erzählt noch mit vielen Erinnerungsstücken vom Werden der Festspiele, erzählt noch Musikgeschichte.

Das Gästebuch des Künstlerlokals weist Unterschriften und Einträge auf, die den Stolz jeder ernsthaften Autographensammlung bilden würden. Die klingendsten Namen aus den Bezirken der Kunst, der Wissenschaft, der Diplomatie und der Hochfinanz sind darin vertreten, der König von Bulgarien nicht minder als der amerikanische Automobilkönig Henry Ford, weltberühmte Dirigenten ebenso, wie Ritter vom hohen C, von denen man in allen Opernheatern und Konzertsälen der Erde nur mit größter Ehrfurcht spricht. Dieses Buch ist ein beredter Zeuge für das Wort Richard Wagners, als der Meister am Anfang seiner Kämpfe einmal sagte, daß er aus dem unbekannten Landstädtchen Bayreuth einen Ort machen wolle, der die ganze Welt anziehe.

Das Eulenwirtes besondere Verehrung galt auch dem Sohn Richard Wagners. Zu seinem Gedächtnis richtete er in der Gaststätte ein Siegfried-Wagner-Zimmer ein, das ausschließlich dem Naehkommen des großen Tonschöpfers und seinen engsten Freunden zur Verfügung stand. Die Wände des Raumes zieren wundervolle Bilder mit Darstellungen von Szenen aus Opern Siegfried Wagners, die Franz Stassen gemalt hat. Oft ist das schlichte Zimmer zu einem Forum der deutschen Kunst geworden, wurden hier doch nicht selten Pläne gefaßt, die für die Ausgestaltung der Bayreuther Festspiele von Bedeutung waren.

Wie oft begleiten doch kleine Schankstätten die große Geschichte! Hauff hat seinen Bremer Ratskeller, Menzel sein Weinhaus, Luther und Wegener und Bayreuth seine „Eule". Diese Stätten, in denen uns das Genie zum Menschen wird, bringen uns durch unscheinbare Alltagsdinge die Großen nahe: ein Stuhl, ein Glas, ein Bild. Daran wird es liegen, daß kaum ein Festspielbesucher versäumt, diesen Bayreuther Gasthof zu betreten, in dem uns der Atem einer Jahrhundertpersönlichkeit entgegen zu schlagen scheint.

Einfachheit, Ihr selbstverständliches und beruhigendes Wesen wirken wohltuend auf mich. Ich könnte mir vorstellen, daß ich Sie immer um mich herum hätte."

Ach, das also ist es, dachte Brigitte und glaubte plötzlich klar zu sehen: er hatte mit dem Gedanken gespielt, sie als — Sekretärin anzustellen. Deshalb die Bemerkung vom Umsitzsein einer Trennung? Deshalb die vielen Anspielungen auf ihren Posten. Aber nein, um Himmels willen, nein! Nur nicht seine Angestellte werden, nachdem er ihr so über alles — lieb geworden war.

Mit ihrer kühlsten Stimme antwortete sie — fest und ohne das leiseste Zittern:

„Mein Posten ist mir über die Maßen lieb! ich würde ihn für nichts in der Welt aufgeben."

Nach diesen Worten, vor denen sie selber erschrak, lag eine böse Spannung in der Luft.

Brassen fragte ohne Betonung: „Für nichts in der Welt?"

„Nein!" sagte Brigitte.

Die Tränen liefen ihr über das blasse Gesicht. Es war so dunkel. Niemand konnte es sehen. — —

*

Man hatte vor der Abfahrt von der Leineburg verabredet, im Kurhaus noch einen kleinen Trunk zu sich zu nehmen. Kürthins Wagen stand auch wirklich vor dem Parkeingang. Der Professor saß am Steuer ohne Eile, als habe er schon lange so dagesessen und sei nicht abgeneigt, auch noch länger so zu verharren.

„Wo ist Frau Barnekamp?" fragte Brassen erstaunt.

Brigitte sah in sein Gesicht; es war blaß und sehr ernst.

Der Professor hob seine Blicke und sah Brigitte an, als sehe er sie zum ersten Male.

„Frau Barnekamp? Ach so, natürlich, sie hat mich, Ihnen zu bestellen, daß sie sich nicht wohl fühle und deshalb die Verabredung nicht einhalten könne."

„Sie fühlt sich nicht wohl?" wiederholte Brigitte. „Die strahlende, überglückliche Elisabeth? Was ist denn geschehen? Haben Sie einen Zwischenfall mit dem Wagen gehabt? — Es ist ihr doch nichts zugestoßen?" Brigitte fühlte heftige Angst in sich hochsteigen. „Gerade heute war sie doch so glänzend aufgelegt."

„Trotzdem wurde ihr übel, und sie hat mich, sie sofort an ihrer Wohnung abzuliefern."

Welch ein Segen, daß Elisabeth erst mit dem kommenden Tage, an dem Klaus ankam, ganz zu Kerns übersiedeln wollte! Nun konnte man zu ihr gehen und nach ihr sehen.

„In diesem Falle bitte ich Sie, auch mich zu entschuldigen", sagte sie. „Die Herren leisten sich wohl noch zu einem Gläschen Wein Gesellschaft?"

Der Professor fuhr hoch und stieß hervor: „Nein, bitte, rechnen Sie nicht auf mich! Ich will morgen sehr früh abreisen."

„Sie — reisen ab?" Brigitte war ganz bestürzt. „Davon haben Sie aber doch gar nichts verlauten lassen."

„Doch, doch, die Nachricht kam heute im Laufe des Nachmittags. Ich will wieder arbeiten; ich freue mich auf die Arbeit."

Wenn sich jemand so sehr auf Arbeit freut, dann ist etwas Erschütterndes vorangegangen. Arme Elisabeth, welch ein Zwischenfall mochte geschehen sein . . .?

Erik hielt zum Abschied Brigittes Hand. Ein großer Schmerz stand in seinen Augen.

„Auf Wiedersehen!" sagte er, und dieser deutsche Gruß klang rührend, fast kindlich in seinem Tonfall.

„Auf Wiedersehen!" antwortete sie herzlich und sah ihn an. „Ja, auf baldiges Wiedersehen!"

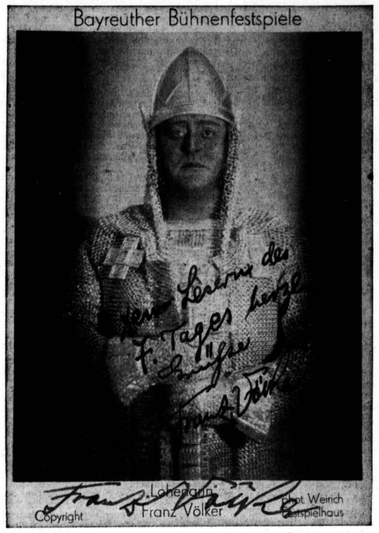
„Ich bringe Sie mit meinem Wagen hin," warf er noch ein.

„Aber nein, die paar Schritte . . ."

„Wie schade, daß der schöne Abend so verläuft!"

„Es kommen noch mehr schöne Abende."

„Aber nicht für mich", sagte Erik Brassen.



Einer der besten Sänger, die in diesem Jahre in Bayreuth zu hören sind,

Franz Völker,

hatte die Freundlichkeit, den Lesern des „7. Tages" vom Festspielhügel aus freundliche Grüße zu senden.

„Leuchterborn ist ein Paradies und wird es immer für mich bleiben."

*

Ja, in Elisabeths Zimmer war Licht, ein schwaches, abgedämpftes Licht. Brigitte, die sonst so rücksichtsvolle Brigitte, klingelte am Hause. Nichts regte sich. Das matte, abgedämpfte Licht sah trostlos aus.

„Elisabeth Barnekamp!" rief Brigitte leise vor dem Balkon. „Hören Sie doch! Elisabeth!"

Nach einer Weile trat die Schriftstellerin oben wirklich heraus und beugte sich über die Brüstung.

„Sie, Brigittekind?" Ihre Stimme war sanft und leise.

„Kürthin sagte mir, Sie seien nicht wohl. Und da wollte ich sehen . . ."

„Liebes Brigittekind, es ist nicht so schlimm. Morgen ist's wieder vorbei.

„Nein, die Stimme gefällt mir nicht! Sie waren doch heute in so herrlicher Laune! Was ist denn geschehen? Ach, bitte, darf ich noch eine Weile zu Ihnen kommen?"

Elisabeth schien eine kleine Weile zu zögern, dann sagte sie:

„Gut, ich komme herunter und mache Ihnen auf. Aber — Sie sollten lieber schlafen gehen, als sich mit den Leiden und Freuden anderer Menschen beschäftigen."

Sie ging schnell ins Zimmer zurück. Brigitte hörte sie auf der Treppe laufen und dann an der Tür schließen. Es war kein Licht im Treppenhaus. Elisabeth beleuchtete die Stiegen mit einer kleinen Taschenlampe.

„Nehmen Sie damit vorlieb und ersparen Sie mir das grelle Licht! Ich habe unerträgliche Kopfschmerzen."

Sie betraten Elisabeths Zimmer. Trotz der Dämmerung, die hier herrschte, erkannte Brigitte Elisabeths Blässe. Verfallen und um Jahre gealtert erschien ihr das vertraute, geliebte Gesicht der Schriftstellerin.

„Auch — Kürthin war so verstört", begann Brigitte. „Haben Sie einen Unfall gehabt?"

Elisabeth gab keine Antwort darauf. Sie ging um den Tisch herum und nahm ein Bild von ihrem Schreibtisch und betrachtete es so eingehend, als sehe sie es zum erstenmal.

„Morgen kommt Klaus!" sagte sie flüsternd. „Mein Junge kommt! Dann bin ich nicht mehr allein."

„Der Professor sagt, er reise morgen früh ab! Haben Sie es abgelehnt, seine Mitarbeiterin zu werden?" fuhr Brigitte unbarmherzig fort. Sie mußte einfach die Wahrheit wissen.

Elisabeth ging mit kleinen Schritten durch das Zimmer auf und ab, lautlos schritt sie in ihren weichen Pantöffelchen.

„Eine frohe Hoffnung ist zerstört, kluges, hellsichtiges Brigittemädchen: Ich werde nicht die Mitarbeiterin Professor Kürthins."

Obwohl sie es halb und halb geahnt hatte, packte Brigitte es doch. Sie wußte zu sehr, wieviel für Elisabeth damit auf dem Spiel gestanden hatte.

„Wie ist das möglich? Ich glaubte so fest, daß alles zum Klappen käme."

„Ich hoffte es auch, ich war so zuversichtlich. Mit einem Mann zusammenzuarbeiten, der nicht die Frau in mir sieht, sondern den brauchbaren Kameraden, war stets mein Traum. Doch hier kam alles anders. Vorbin auf der Fahrt . . . Er hat mir gesagt, daß ich ihm nicht gleichgültig sei, daß er mich liebe, daß er — —" Sie wandte das genaußte Gesicht ab. „Wozu weiter davon sprechen? Es ist geschehen und nicht mehr zu ändern, und mit der Mitarbeit ist es aus."

Längere Zeit war es still zwischen den beiden Frauen. Dann sagte Brigitte behutsam:

„Sie waren so strahlend, Frau Elisabeth, so überglücklich, zehn Jahre jünger als sonst, und so schön, so schön! Ich habe selbst gedacht, es könne sich da etwas mehr anspinnen als bloße Zusammenarbeit."

„So, das haben also auch Sie gedacht? Ich habe ihn also unbewußt in seiner Annahme bestärkt, daß er mir etwas bedeute!" Das habe ich nicht gewollt. Ich war nur glücklich über mein Leben, das bald in gesunde Bahnen kommen sollte, ich sah schon ganz sicher im Sattel: Das feste Einkommen und daneben meine schriftstellerischen Arbeiten . . . Und ich weiß, dann wären es wirklich dichterische Leistungen geworden — ohne den dauernden Zwang zum Arbeiten um des Brotes willen, ohne das hetzende Muß. Wie schön wäre es für Klaus geworden."

Brigitte hielt Elisabeth fest, als sie auf ihrer ruheloser Wanderung durch das Zimmer an ihr vorüberkam.

„Und — wäre das wirklich so furchtbar, wenn Sie — Frau Professor Kürthin geworden wären?" Alle Güte und Wärme, die nur tiefste Freundschaft verschenken kann, schwang in ihrer Stimme.

Elisabeth löste sich mit herber Bewegung von Brigitte.

„Nein", sagte sie, „so etwas käme niemals in Frage! Ich heirate nie wieder! Nie wieder!!"

Brigitte konnte und wollte nicht tiefer dringen; der leidenschaftliche Ausruf duldete keine neue Frage.

„Aber jetzt beginnt es wieder von neuem: die Suche nach der Lebenssicherheit, die Angst vor dem Versagen und Versäumen. Ich fühle, daß ich nicht dauernd so weiterschreiten kann, endlos und ziellos, ich brauche Ruhe dazwischen, Sammlung, Frieden, völlige Entspannung — und kann sie mir nicht erlauben um des täglichen Brotes willen. Es ist furchtbar, es ist furchtbar!"

Brigittes große Augen schimmerten feucht. „Frau Elisabeth, ich habe eine Lösung gefunden."

Elisabeth hielt inne in ihrer Wanderung und sah Brigitte an. Wie sah denn das Mädchen aus? Größer, reifer und doch merkwürdig kindlich, viel kindlicher als sonst. Eine tiefe Zärtlichkeit erfaßte Elisabeth.

„Es würde mich nicht wundern, Brigittekind. Bis jetzt sah ich Sie noch nie versagen! Es ist erstaunlich bei Ihrer großen Jugend."

„Doch", sagte Brigitte, und sie bewegte kaum die Lippen, „ich versage! Ich versage so gründlich, daß ich Sie bitten möchte, meine Stellung zu übernehmen! Direktor Kern wird keine Schwierigkeiten machen, er wird nicht nur einen Ersatz, er wird eine weit bessere Kraft finden. Denn Sie stehen so sehr über den Dingen, wie es der Posten verlangt. Es ist schon richtig, daß ich zu jung bin . . ."

Um Elisabeth Barnekamp drehte sich alles. Diese Stellung? Ein Wunschtraum langer Jahre war es, in solcher Weise zu walten! Und nun kam dieses Mädchen da und legte den Posten vor sie hin, ganz einfach, ganz bescheiden, ja, fast demütig.

„Brigitte!" ein leuchtender Laut, „das ist doch niemals Ihr Ernst?"

„Mein voller Ernst und mein unabänderlicher Entschluß!"

Wie aufatmt und hart dieses junge Mädchen plötzlich auslas.

„Ich habe doch schon mehrere Male solche Andeutungen gemacht!"

Das mußte Elisabeth zugeben, gewiß, aber sie hatte trotzdem geglaubt, daß Brigitte mit aller Liebe an ihrer schönen Aufgabe hänge. Jetzt aber sah es nicht aus, als bedeute der Posten ihnen das halbe Leben."

„Das war auch so", gestand Brigitte, „bis etwas kam, mir zum ganzen Leben wurde."

„Sie lieben, Brigitte!"

Tränen kamen endlich als Erlösung. Brigitte weinte sich an Elisabeths Schulter aus.

„Und nun will ich Ihnen etwas sagen", erklärte Elisabeth. „In diesem Zustand lasse ich Sie nicht allein. Sie bleiben hier! Wo wollen Sie schlafen? Auf dem Diwan oder im Bett?" — —

In dieser Nacht kamen die beiden kaum zur Ruhe. Die Dunkelheit war so tröstlich und öffnete alle Herzenspforten. Mitteilsam und offen teilte sich Brigitte der anderen mit. Und in Elisabeth festigte sich der Wille immer mehr, mit Brassen zu sprechen und ihm darzutun, was er angerichtet hatte. Erst gegen Morgen schlief Brigitte ein, und sie fand dann einen glücklichen Schlaf, der sie tief und erquickend umfangen hielt.

Sie schlief noch, als Elisabeth leise das Zimmer verließ, um die junge Freundin bei der Kurverwaltung zu entschuldigen. Als Elisabeth den Kurpark betrat, dachte sie unwillkürlich darüber nach, ob der Himmel wohl für einen Kurort besonderes Wetter ausgab. Immer war dieser Ozean über den Beeten, den Strauch- und Baumgruppen. Immer lockte das Orchester mit den schönsten Weisen des Morgenkonzerts. Immer fanden sich lachende, erfreute, befriedigte Menschen zusammen. Wenn wirklich einmal Regen kam, empfand man ihn nicht als 'lästiges Wetter', man nahm ihn als willkommene Abkühlung, Erfrischung und Abwechslung hin. Es war ja auch so schön, bei warmem, leise rieselnden Regen unter dem hochgewölbten Dach der Wandelhallen einherzugehen, Heilbrunnen zu trinken, sich zu ausgen und kleine Unterhaltungen anzuknüpfen.

Die Kurdiener liefen mit frischen Klebezetteln umher. Elisabeth erhaschte die Aufschrift.

„Erik Brassen sinat in den großen Konzertsallen!" Das wird eine Aufreauna für Leuchterborn werden, freudige Ueberraschung für die Leidenden, Genuß für die Gesunden. Und daneben — in alter Stille — für einen einzigen Menschen Verzweiflung. Und dieser eine Mensch ist die sonnige, sonst alles meisternde Brigitte', dachte Elisabeth beklommert.

Der Kurdirektor war schon auf seinem Posten. Dieser Mann war erfüllt von einer erstaunlichen Arbeitskraft. Er begrüßte die Freundin seiner Frau herzlich wie eine alte Bekannte.

„Ich wollte Brigitte Ach entschuldigen", sagte Elisabeth, als sie den angebotenen Platz eingenommen hatte. „Sie ruht noch ein wenig, sie fühlt sich nicht wohl."

Der Direktor sah auf die Platte seines Schreibtisches und blätterte mit der Rechten lässig in einer Zeitung. Es schienen ihn Fragen zu bewegen, für die er nicht den rechten Ausdruck fand. Er hob den Blick zu Elisabeth und fragte plötzlich:

(Fortsetzung folgt.)

Welt der Frau

Auf die Essigmutter kommt es an

Ein kleines Kapitel über die älteste unserer bekannten Säuren

Immer, wenn die Früchte reifen, ist auch die große Zeit für den Essig gekommen; er ist das älteste und beliebteste Konservierungsmittel für Obst und Gemüse, und selbstverständlich auch für Fische und Fleisch jeder Art. Schon den Aegyptern war bekannt, daß der Saft von Früchten, der Luft ausgesetzt, eine sauerschmeckende Flüssigkeit ergab — den Essig, der außerdem die Eigenschaft hatte, auf gewisse Gesteinsarten unter Aufbrausen lösend zu wirken. Die römischen Soldaten tranken bereits rötliches Essigwasser zum Stillen des Durstes. Die Essigbereitung reicht also bis in die ältesten Zeiten zurück — und der Unterschied ist vielleicht nur, daß sie früher in sehr einfacher Weise, oft im einzelnen Haushalt, vor sich ging — während wir heute zur rationellen Ausbeutung gut durchdachte Geräte benutzen.

Was ist Essig?

Der Chemiker beantwortet diese Frage, indem er ausführt, daß Essig sich immer dann bildet, wenn mit Wasser verdünnter Alkohol bei erhöhter Temperatur mit Stoffen in Berührung gebracht werden, die den Sauerstoff der Luft an sich ziehen und ihn in den Stand setzen, sich mit dem Alkohol zu verbinden. Wie bekannt, haben aber auch Fruchtsäfte die Eigenschaft, wenn sie längere Zeit der Luft ausgesetzt sind, sich in Essig zu verwandeln. Das läßt sich so erklären. Alle Fruchtsäfte haben ein Kohlehydrat, den Zucker gemeinsam. Dieser Zucker vergärt zunächst zu Alkohol, der dann durch Sauerstoffübertragung in Essigsäure übergeht. In den Haushaltungen früherer Tage wurde auf diese Weise gewöhnlich Essig gewonnen und zwar meist aus Früchten minderer Qualität. Bei der Herstellung im großen geht man der Einfachheit halber gleich von dem Alkohol aus. Solche alkoholischen Flüssigkeiten, die für die Essigbereitung in Frage kommen, sind z. B. Wein, Obstwein, Bier oder Branntwein. Der Wein, der den besten und aromatischten Essig liefert, dient vor allem in Weingegenden als Ausgangsmaterial zur Essigherstellung.

Der Essigpilz und die Essiggälchen

Die Uebertragung des Sauerstoffes der Luft auf den Alkohol, also die Verwandlung zu Essigsäure, übernimmt der Essigsäurepilz. Dieses unscheinbare Gewächs ist nur lebenstätig und wirksam in alkoholischen Flüssigkeiten von bestimmter Konzentration (nicht über 10 Prozent Alkohol) und innerhalb gewisser Temperaturgrenzen. Werden diese nicht eingehalten, so stirbt der Essigpilz ab und die Essigbildung hört auf. Auf diese Dinge also muß der Hersteller seine größte Aufmerksamkeit richten. Nun hat der Essigsäurepilz aber auch seine Feinde, z. B. die Essigälchen. Diese winzigen fadenförmigen Wesen von etwa 2 mm Länge sammeln sich an den Wandungen der Gefäße; erhalten sie durch die Poren der Gefäße nicht mehr den für ihr Fortbestehen nötigen Sauerstoff, so bewegen sie sich an die Oberfläche der Flüssigkeit, die von dem Essigpilz mit einer zusammenhängenden Schicht, dem Pilzrasen, überzogen ist. Die Aale beginnen jetzt mit dem Pilz zu kämpfen, indem sie sich an die Oberfläche drängen und den Pilz nach unten zu drücken suchen. Siegen die Aelchen, so hört die Essigbildung auf, da der Pilz nur an der Oberfläche, wo er in Berührung mit dem Sauerstoff bleibt, lebensfähig und wirksam ist. Diese Pilzschicht, eine gallertartige Masse, ist die sogenannte Essigmutter, die nach einiger Zeit abgeschöpft wird und immer wieder zur Essigbereitung benutzt wird.

Feld oder Stube?

Die Einrichtung einer älteren Weinessig-Fabrik besteht hauptsächlich aus zwei Reihen übereinandergelagerter Fässer, die entweder im Freien, dem Essigfeld, oder in einem riesigen geschlossenen Raum, der Essigstube, untergebracht sind. Diese Fässer werden zu dreivierte, mit Wein von minderer Qualität gefüllt. Ueber der Oberfläche der Flüssigkeit befindet sich in den Fässern ein Loch, das gleich dem Spundloch, offen bleibt. Durch diese Oeffnung wird die Essigmutter dem Wein zugesetzt und Leginnt sofort ihre Tätigkeit. Der spezifisch leichtere Essig sinkt im Faß zu Boden und schwerere Essig sinkt im Faß zu Boden und schwerere Essig steigt nach oben und unterliegt jetzt der Einwirkung der Essigmutter. Bei diesem Prozeß entsteht im Faß eine Temperaturerhöhung: die warme Luft steigt nach oben, entweicht durch das Spundloch und neue sauerstoffhaltige Luft tritt durch ein seitliches Zugloch ein. Ist der Prozeß beendet, was an dem Sinken der Temperatur im Faß zu erkennen ist, so wird ein Teil des fertigen Essigs abgezogen und dieser Teil durch die gleiche Menge frischen Weins ersetzt. Solch ein Essigfeld im Freien ist nur im Sommer betriebsfähig, da ja die Temperatur eine wichtige Rolle spielt; eine Essigstube wird dagegen das ganze Jahr hindurch arbeiten, da ihre Temperatur durch eine geeignete Heizvorrichtung geregelt werden kann. In gleiche Weise wie beim Wein kann die Herstellung des Essigs auch aus dem mit Wasser verdünnten Branntwein oder Sprit erfolgen.

Essig im Schnellverfahren

Gewöhnlich wird aber nach dem sogenannten Schnellessigverfahren gearbeitet, das in viel kürzerer Zeit Essig liefert, als die oben erwähnte Methode, bei der immerhin mehrere Tage bis zur Fertigstellung des Essigs vergehen. Die hier benutzten Essigbilder sind hohe Gefäße aus Eichenholz, die im Innern einen oberen und einen unteren siebartig durchlochten Einsatz haben. Beide Einsätze sind etwa ein viertel Meter vom Boden oder vom Deckel entfernt. Der Raum zwischen ihnen ist mit gut ausgekochtem und mit heißem Essig getränkten Buchenholzspänen gefüllt, in deren Mitte ein Thermometer zur Temperaturkontrolle hineinragt. Das Essiggut, der entsprechend verdünnte Branntwein, tropft durch den oberen Siebboden auf die Späne und wird hier schnell von der Essigmutter infolge der großen Oberfläche der Späne in Essig verwandelt. Die am Boden abgezogene Flüssigkeit muß noch einen zweiten Apparat passieren, da beim erstenmal noch nicht der ganze Alkoholgehalt in Essig umgewandelt ist. Anstelle der Buchenholzspäne werden auch senkrecht zueinander stehende Schichten von dünnem Buchenholz verwendet. Die ganze Essigbereitung ist an und für sich außerordentlich einfach, erfordert jedoch gute Kenntnis der Materie und peinliche Aufmerksamkeit, um Verluste auszuschließen.

Kennen Sie den „Knollenblätterpilz?"

Pilze sammeln — vergnüglich, Pilze essen — billig und nahrhaft?

Noch immer ist ein großer Teil der alljährlichen Pilzernte ungenutzt. Das liegt zum Teil daran, daß die meisten Hausfrauen nicht überflüssigen Essig liefert, dient vor allem in Weingegenden als Ausgangsmaterial zur Essigherstellung.

Sie schlief noch, als Elisabeth leise das Zimmer verließ, um die junge Freundin bei der Kurverwaltung zu entschuldigen. Als Elisabeth den Kurpark betrat, dachte sie unwillkürlich darüber nach, ob der Himmel wohl für einen Kurort besonderes Wetter ausgab. Immer war dieser Ozean über den Beeten, den Strauch- und Baumgruppen. Immer lockte das Orchester mit den schönsten Weisen des Morgenkonzerts. Immer fanden sich lachende, erfreute, befriedigte Menschen zusammen. Wenn wirklich einmal Regen kam, empfand man ihn nicht als 'lästiges Wetter', man nahm ihn als willkommene Abkühlung, Erfrischung und Abwechslung hin. Es war ja auch so schön, bei warmem, leise rieselnden Regen unter dem hochgewölbten Dach der Wandelhallen einherzugehen, Heilbrunnen zu trinken, sich zu ausgen und kleine Unterhaltungen anzuknüpfen.

Die Kurdiener liefen mit frischen Klebezetteln umher. Elisabeth erhaschte die Aufschrift.

„Erik Brassen singt in den großen Konzertsallen!" Das wird eine Aufreauna für Leuchterborn werden, freudige Ueberraschung für die Leidenden, Genuß für die Gesunden. Und daneben — in alter Stille — für einen einzigen Menschen Verzweiflung. Und dieser eine Mensch ist die sonnige, sonst alles meisternde Brigitte', dachte Elisabeth beklommert.

Der Kurdirektor war schon auf seinem Posten. Dieser Mann war erfüllt von einer erstaunlichen Arbeitskraft. Er begrüßte die Freundin seiner Frau herzlich wie eine alte Bekannte.

„Ich wollte Brigitte Ach entschuldigen", sagte Elisabeth, als sie den angebotenen Platz eingenommen hatte. „Sie ruht noch ein wenig, sie fühlt sich nicht wohl."

Der Direktor sah auf die Platte seines Schreibtisches und blätterte mit der Rechten lässig in einer Zeitung. Es schienen ihn Fragen zu bewegen, für die er nicht den rechten Ausdruck fand. Er hob den Blick zu Elisabeth und fragte plötzlich:

(Fortsetzung folgt.)

„Mutti, mein Ohr saust!"

Was hilft bei Ohrenschmerzen? — Oel einträufeln ist schädlich

„Mutti, ich hab' Ohrenschmerzen . . . es läuft auch Wasser aus dem Ohr!"

Bibi hat beide Fäuste auf die Ohren gepreßt und weint. Ja, Ohrenschmerzen sind eine schlimme Sache. Es gibt Kinder, die in den ersten Jahren, meist bis zum Schulanfang, viel unter Ohrenschmerzen zu leiden haben. Kleine Mutter sollte das leicht nehmen.

Das „Ohren-Sausen", wie der Laie sagt, kann verschiedene Ursachen haben, z. B. eine leichte oder schwere Mittelohrerkrankung, ein Furunkel oder ein Ekzem im Gehörgang. Auf jeden Fall hat hier der Arzt zu entscheiden.

Meistens versuchen die Mütter in ihrer Besorgnis, die Ohrenschmerzen irgendwie zu lindern, und träufeln „nur ein bißchen warmes Oel" ins Ohr. Warmes Oel aber, vor allen Dingen Olivenöl, ist die Brutstätte für alle möglichen Bakterien. Ueberhaupt verschmutzen alle Pflanzenöle das Ohr. Darum bitten die Aerzte immer wieder darum, den Kind nichts ins Ohr zu träufeln, was nicht verordnet wurde.

Treten nun in der Nacht plötzlich Ohrenschmerzen auf, so muß das nicht immer eine ernsthafte Erkrankung sein. Unter Umständen hat das Kind vielleicht mit offenem Mund geschlafen, und die Rachengebilde, die die Gänge, die zum Ohr führen, reinigen und entlüften sollen, haben nicht gearbeitet. In einem solchen Fall soll die Mutter heiße, feuchte Umschläge machen und Mund- und Rachenausgelungen vornehmen. Auch heiße Fußbäder nützen. Auf keinen Fall aber kalte Umschläge oder, wie schon einmal warnend gesagt: Oel einträufeln.

Ohrfurunkel sitzen als kleine Schwellungen im äußeren Gehörgang im Bereich der Haarbalgdrüsen. Sie entstehen durch die schlechte Eigenschaft der Kinder, alle möglichen Gegenstände ins Ohr zu stecken. Ein Furunkel bereitet heftige Schmerzen und muß sofort behandelt werden, da es wie alle Furunkel sich fortpflanzt und immer neue Eiterherde erzeugt. Dreiprozentige Essigsäure Tonerde und Leinsamensäckchen werden auf die kranke Stelle gebracht, damit das Furunkel bald erweicht.

„Mutti, mein Ohr saust immerzu!" ist eine der kindlichen Klagen, die fast jede Mutter in Schrecken gelagt hat. Da Ohrensausen eine Folge von Blutarmut sein kann, muß es immer von der Mutter beachtet werden. Besonders, da auch schwere Ohrerkrankungen mit Ohrensausen beginnen können. Das Sausen wird durch Reize des Gehörnervs erzeugt.

Mindestens ebenso oft hat sich schon manche Mutter zu Tode erschrocken, weil ihr Einziger plötzlich schwer hörte. Und zwar, wie sich leider herausstellte, nicht aus Bockigkeit. Dabei erklärt sich gerade Schwerhörigkeit in den meisten Fällen als ganz harmlos. Das Ohr ist einfach durch zu reichliche Absonderung von Ohrenschmalz verstopft und muß „durchgeputzt" werden und durch sachgemäße Spülungen, die der Arzt ausführt, das vielleicht erhärtete Schmalz erweicht werden. Darum sollten die Mütter beizeiten dafür Sorge tragen, daß die Kinder auch das Ohr einwandfrei reinhalten.

„Gallenröhrling", der leicht mit dem Steinpilz zu verwechseln ist. Er schmeckt so gallebitter, daß ein Pilz das ganze Gericht verderben kann. Gefahrbringend sind vor allem Pantherpilz und Perlpilz, da es von ihnen sowohl ebbare als auch giftige gibt. Außerdem sollten sich die Hausfrauen besonders über Lorchel und Morchel unterrichten.

Die Technik des Sammelns will natürlich gelernt sein. Tüten und Säcke sind ungeeignet, da die Pilze darin leicht matschig werden. Daß man die Pilze nicht aus den Boden reißen darf, sondern mit einem scharfen Messer abschneidet, ist selbstverständliche Pflicht. Leider wissen sogar erfahrene Sammler oft nicht, daß auch Giftpilze ihre bestimmte Aufgabe im Haushalt der Natur zu erfüllen haben. Also niemals Pilze mutwillig zerstören!

Die Hauptsache ist für die Hausfrau die schnelle Zubereitung und Verwendung der Pilze. Grundsätzlich soll man niemals ein Pilzgericht aufheben. Pilze zersetzen sich nämlich sehr schnell, und verdorbene Pilze sind immer gefährlich. Die Zubereitung ist nur eine kleine Mühe: Der Stiel wird sauber abgeschabt, die Haut vom Hut entfernt man jedoch nur, wenn sie sich leicht abziehen läßt. Wichtig ist häufiges, gründliches Waschen.

Immer beliebt sind Pilze als Gemüse, in Butter gedünstet oder mit Mehl eingedickt. Man kann dazu alle Pilzsorten verwenden. Dasselbe gilt für die Pilzsuppe, die am feinsten natürlich von Champignons schmeckt. Will man den Speisezettel abwechslungsreicher gestalten, kann man sehr leckere Gerichte in Form von Pilzpudding, Pilzkoteletts, Pilzschnitzel oder gefüllte Pilze (dazu eignen sich besonders Steinpilze) bereiten. Aber auch Pilze als Füllung zu Omeletts, in Gurken und Tomaten, sind nette Ueberraschungen. Auch ein sehr gut schmeckendes und zugleich sättigendes und preiswertes Gericht sind gebackene Pilzmakkaroni: Pilze, Makkaroni oder Reis und Tomatenscheiben, alles bereits gedämpft, werden in einer Form geschichtet, überbacken und mit Parmesankäse bestreut.

Frisch vom Faß!

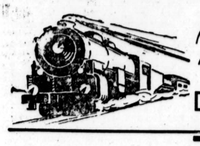
In verbotene Früchte, die sprichwörtlicher Wahrheit gemäß am besten schmecken, wagt wohl ein jeder gelegentlich einen Biß. Wenn also die Alten vor der Nachlicht bewahren, wird man diese um so weniger den zwei Bürschlein verfagen, die einst ein Schlossermeister in außergewöhnlichem Zustand in seinem Keller fand. Es hatte nämlich dieser Schlossermeister zweien seiner Lehrlinge den Auftrag erteilt, einen Schaden an der Wasserleitung im Keller seines von der Werkstatt entfernt gelegenen Hauses zu beheben. Die zwei Burschen machten sich auf den Weg, stiegen in die Dämmerung der feuchtkalt duftenden Unterwelt hinab und begannen auch bald ihre hier nicht eben schwierige Arbeit auszuführen. Aber der eine von ihnen, ein unruhiger Spion, interessierte sich sehr bald mehr für den würzigen Duft, der aus dem Dunkel brauste, als für die verschimmelte Rohrleitung an der dumpfen Mauer. Und so hatte er gar bald herausgebracht, daß da ein Faß in der Dämmerung ruhte, mit einem Zapfhähnchen geschmückt, aus dem es tröpfelte, wenn man an dem Verschluß zu basteln begann. Und er bastelte recht viel, und siehe, da entquoll ein verlockender Strahl, viel zu verlockend, als daß der Bursche nicht augenblicklich den Mund unter die Quelle gehalten und den Würztrank geschlürft hätte. „Balduin", rief er seinen Kameraden, so begeistert, als habe er den Amerika entdeckt. Und Balduin kam. Balduin hatte zwar ein zartes Gewissen, aber Gewissen hin, Gewissen her — auch Balduins Mund schloß sich schließlich wie ein Becher unter den strömenden Strahl. — Es wurde den Lehrlingen recht heiß im Magen — man bedenke, ein tüchtiger Obstwein quoll! — und die Hitze wiederum machte neuen Durst, und das Fräßlein schänkte wie ein Quell am Berg. —

Zwei Stunden später stieg der Meister, dem die Ausbesserung der Wasserleitung ein wenig zu lange dauerte, in seinen Keller hinab, es klatschte eine Pfütze unter seinen schweren Stiefeln, es roch wie in einer gepflünderten Weinstube, es schnarchte, grunzte, es lagen zwei Kerle vor dem Obstweinfaß, — den Meister sprang die Wut wie ein Tiger an. Er schrie, daß die Gewölbe bebten. Die Burschen murmelten im geplatten Schlaf, der ihr Gehirn wie Blei verschloß. Der Meister tobte. Die Kerle lagen wie Fragezeigen gekrümmt am tropfenden Faß.

Was war zu tun? — Die Frau mußte die Sauce ausstöffeln, die Vorwürfe grollten, der Aerger bagelte, es blitzte der Zorn. Die Türen flogen. Und jedesmal, wenn eine Tür ins Schloß knallte, träumten die Kerle drunten im kühlen Keller, es sei Silvester und die Raketen stiegen.

„Ihr dürft mich alle gerne haben"

Foto: Hunold



Deutschland ruft dich!

Der „7. Tag" gibt Reise-Tips

Augen der Landschaft in der Eifel

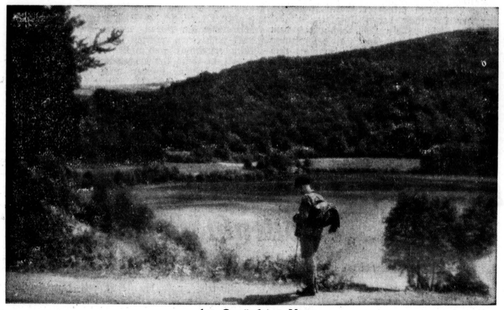
An den Dauner Maaren

Daun und seine Maare bezeichnet man füglich als das Herzstück der Eifel. Sieht man es sich von Trier und der Mosel her an, liegt es tatsächlich in ihrer Mitte. Und es ist über keinen Teil mehr geschrieben worden als über diesen; keiner wurde wohl mehr besucht, bestimmt keiner mehr bewundert.

Auf der Manderscheider Straße verließen sich gegen Mittag ein wenig die Rinnsale des Regens; ein Schäfer trieb zur Linken auf die soeben abgeerntete Wiesenwiese seine Herde, der letzte, verwehende Duft des Heues zog wirzig durch die Luft; die Sonne brach sich eine Bahn, über den bunten Giebeln und weißgetünchten Fenstern des „Erholungsheims für Handel und Industrie" lugte droben im Einschnitt der Berge die Zinne des Drachendenkmals heraus. Rechts im Tale saßen noch zwei Wiesen auf Haufen; silbern schlängelte sich der Bach. Der hübsche, holzgeschnitzte Wegweiser am „Kneipp- und Kurhotel" lohnt allein schon den Weg bis hierher.

Als ich von der Straße ab zum Anstieg des Gemündener Maares biege, tropft das niedrige Blätterdach der Laub- und Nadelbäume noch nach. Die farbenfreudigen Märchenkinder und Kobolde der „Eifelkunst" springen mir am Verkaufsstand in die Augen. Korn und Kartoffeln. Eifeler Kost, wachsen vom Bergsattel hinab zum See. Kreisrund dehnt er sich aus mit seinem klaren, blauen Wasser. Drüben am Ufer locken Kähne zur Fahrt; wer wollte jedoch heute fahren? Heute, bei dem kühlen Wetter muß man steigen und wandern! — An der Basaltkuppe des Maltesdenkmals, die nun beinahe ein halbes Jahrhundert steht, kennzeichnen die Male des Eifelvereins die Wege. Die Bäume des jetzt nach Daun eingemeindeten Dorfes Gemünden schimmern von tief unten herauf; weit schweift der Blick über sie hinweg ins Nitzbornertal voraus und zurück ins Liesertal.

Der „Vulkanweg" ist mehr ein Pfad zu nennen. Mit Tannennadeln fein besät, läuft er den Hang des Mäuseberges hinan, hüpft keck über Baumwurzeln und Steine und ist fast bei jedem Wetter trockenen Fußes zu begehen. Der Spiegel des Maares leuchtet durch die Buchen und Tannen zu dem Wanderer hinauf; drunten über den Bergsattel geht sein Weg den Liesersbach aufwärts in die Hänge, an denen sich das Getreide der Reife nähert. Aufsteigender Dunst bedeckt das Land. Neue Wolken verbergen den Lichtkranz der Sonne; nur hin und wieder rieselt ein Strahl über den Pfad, das Vulkangestein und die Baumstämme hinab, doch halten die Wolken ihre Schleusen verschlossen. Gemächlich windet sich mein Pfad die Südwand des Kraterkessels hinan. Die dichtbelaubten Kronen der Buchen, die nun ihren sommerlichen Hochstand erreicht haben, werfen runde breite Schatten drunten auf das Wasser. Wirklich wie ein Märchensee sieht das Maar jetzt aus im abfallenden Durchblick der Bäume. Prinz und Prinzessin der Alburg könnten auf weißen, fitzrig gezäumten Reitern



Am Gemündener Maar

im gedämpften Licht des Mittags den stillen Wald durchreiten, wer wollte sich darüber wundern? — Nun halten im Auftritt die Bäume den See verdeckt, die Viertelstunde Märchen ist aus, eine einzige Kehre, ein kurzer Stich, da stehe ich am Eingang des Drachenturmes.

*

Ich steige heute nicht hinauf. Ich kenne die Sicht, die man an klaren Tagen droben genießt, aber heute nicht hat: auf Nürburg und Hohe Acht, hinüber über das vulkanische Hochland zwischen Lieser und Kyll, hinüber über die Moselberge in den Hunsrück hinein bis zum Erbeskopf im Hochwald. Nur den Osten umschließt die Kraterwand des Totenmaares den Blick; und das ist gut so, denn so stellen sich alsobald die Gedanken auf dieses ein. Ist das nicht allzuweit und jedesmal hier ein wundersames Schreiten

Am Weinfelder oder Tootenmaar

nichts Buntes, keine freundliche Karte im weiten Rund des Vulkankessels zu sehen. Nur da drüben, am südlichen Ufersaum, schimmern auffallend weiße Flocken herauf und lassen den Blick nicht los; wie Schnee sehen sie aus. Ueber dem Kraterrattel drüben jenseits von Schalkenmehren zieht ein Zug der Wittlich-Wengerohrer Eisenbahn eine lange, weiße, dichte Rauchfahne hinter sich her durch die Wiesen des Alfbachs nach Gillenfeld zu. — Steigt man nun rechts den Hang hinab, jenem Sattel zu, dann wird man, indes einem der Sand unter den Sohlen rollt, gewahr, wie tief und jäh, wie trichterförmig der Kraterkessel ist. Man muß sich an den Ginsterruten halten, sonst schiebelte man glattwegs ins Wasser hinein. Zwei Hedenrosen leuchten auch hier unten, dort ist ein einzelner Ginsterstrauch über und über mit Blüten bedeckt, dicht am Wasser spannt der Holunder seine weißen Dolden aus.

Wie heftig hier an seiner Südseite das Maar zum Ufer rauscht und schäumt! Und es hat doch weder Zu- noch Abfluß, der Strömung geben könnte. Das dunkle Wasser schäumt und brandet so arg in den Sommertag, als wollte es noch einmal einen hartherzigen Grafen samt seinem Schloß verschlingen. Verhalten nicht die Vögel ihren Sang? Ich lasse den schneeichten Schaum in meinen Händen zergehen. Jahrhunderte gehen mir durch den Sinn, Tage der Drangsal und der Not meiner Heimat. Die Nachkommen derer, die einst hier oben in Weinfeld gewohnt, hetten noch heute drunten von Schalkenmehren aus ihre Toten da drüben um das Kirchlein, dessen Stützmauern wie Bäume aus dem Grund aus dem Vulkangestein wachsen. Ein seltenes, seltsames, pietätvolles Geschehen! Wie die steinernen Grabmale über die Friedhofsmauer schauen, rund broben jenseits des Woos auf der losen Kuppe das schlichte hohe Kreuz aus Holz. Ist es nicht, als künde am jenseitigen Ufer das Glöcklein im Turm, aus der Schiffersiedlung der „Enden" gegossen, den alten Vätern glauben und neues Hoffen, deutsches Heldentum und heimisches Streben?

*

Der Pfiff und das Läuten eines Zuges durchbricht die Stille. Ein Radfahrer saust über die Kuppe, vom Brotscheid her hastet ein Auto unter den hohen Bäumen der Straße. Sobald man die betritt, bietet sich auch der Spiegel des Schalkenmehrener Maares dar. Hier steht der Fremdling daheim. Die Vielgeschäftigkeit unserer Heimat tut sich ihnen auf, die hier darin besteht, daß die drei Dauner Maare, trotzdem sie so nahe beieinander sind, 15 und 65 m Unterschied in der Höhenlage zeigen. Auch in ihrem Ausmaß hat sich mancher getäuscht; das Gemündener ist 28, das Weinfelder 68, das Schalkenmehrener 86 Morgen groß, während die Tiefen rund 40, 50 und 80 m betragen. Hat man den Fuß von der Straße gesetzt, so sieht man das Totenmaar nicht mehr. Vom Leben umpulst, beansprucht das Schalkenmehrener die Aufmerksamkeit des Wanderers, der vom Bergsattel zu ihm hinabsteigt.

Ich bleibe auf dem oberen Rundweg, der in seinem Anfang noch den Blick durch hohe Haselnußhecken und Tannen benimmt. Es hat, wie der Boden zeigt, hier am Morgen noch mehr geregnet. Jetzt aber haben sich auch die erneut aufgezogenen Regenwolken plötzlich zerteilt, Sonnenflecken lagert auf den Ackerbreiten im weiten Rund des Kraterkessels, die Hexenreihen der Terrassen werfen Schatten. Laut schlagen die Vögel im Busch, am Dorfrand von Schalkenmehren, dessen Häuser, Obstbäume und Gärten sich im Maarwasser spiegeln, taktert schon ein Wagen ins Feld. Auf dem unteren Rundweg treiben Kinder braungescheckte Kühe zur Weide; ein Mädchen singt von dem Röslein auf der Heide. So stimmt alles in die liebliche Lebendigkeit dieses ins freundlichste Grün gebetteten, fischreichen Maares mit ein.

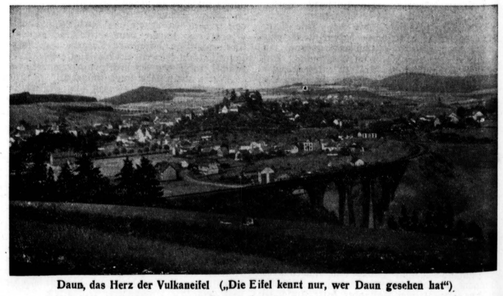
Es währt nur eine Weile. Die Sonne

Schalkenmehrener Maar

tritt den Regen heraus. Als ich am Fenster des „Maartuchs" der Heimweberei stehe, ist mit einem Schlag der Himmel durch neue schwarze Wolken verdeckt. Ein Donner grollt auf, und sogleich prasselt der Regen aufs Dach und an die Scheiben. Da hat es also das Glück beschert, daß mir zwischen zwei Schauern in der Mittagsstunde eines Julitages der in aller Welt bekannteste, markanteste Teil meiner Eifelheimat Erlebnis ward.

W. Hay

Foto: 3 Heinr. Pieroth, Mayen; 1 Niko Haas, Kunstverlag, Trier.



Daun, das Herz der Vulkaneifel („Die Eifel kennt nur, wer Daun gesehen hat")

Haus, Hof und Garten

Das Kernobst sorgsam geerntet und aufbewahrt

Die anhaltenden Spätfröste während der Blütezeit haben unseren Obstgärten böse mitgespielt. Zuerst mußten die Pfirsiche daran glauben, deren Blüten gegen Kälte besonders empfindlich sind; bei rauherem Klima ist man an diesen Verlust schon gewöhnt. Die Kirschenblüten sind in manchen Lagen ganz oder teilweise erfroren, ebenso frühe Pflaumen. Frühes Kernobst hat ebenfalls vielfach Schaden gelitten, während Spätblüher mehr verschont geblieben sind. Auch die Rebblüte wurde, nachdem sie den Winter gut überstanden hatten, im April/Mai durch Spätfröste erheblich geschädigt, der Austrieb hat sich dann doch besser gestaltet, als zu erwarten war.

Wir haben daher bei den verschiedenen Obstarten mit einer schmaleren Ernte zu rechnen. Umsomehr liegt Veranlassung vor, die verbleibenden Früchte sorgsam zu behandeln und nichts davon umkommen zu lassen; etwas Hoffnung dürfen wir daraus herleiten, daß sich die Früchte bei geringerem Behang besser entwickeln werden. Vorzeitig abfallendes Kernobst, wie es am meisten beim Frühobst vorkommt, darf nicht ungenutzt unter den Bäumen liegen bleiben, man schädigt sich dadurch doppelt: Erstens sind Falläpfel, unter Wegschneiden schlechter Stellen, zur Mostbereitung usw. vorzüglich auszuwerten, und zweitens ist sofortiges Aufsammeln auch deshalb nützlich, weil man dabei noch Apfelmaden abfangen und vernichten kann, die sonst ihren Kreislauf fortsetzen. Da das Frühobst un-

Obsthorden aus einfachen Latten sind das beste Mittel, um Obst bis weit in das Frühjahr hinein in einwandfreier Weise aufzubewahren.
(Landw. Bilderdienst, M.)

gleichmäßig auf den Bäumen reift und vor der Genußreife abgeerntet werden muß, kann die zweckmäßigste Pflückzeit nur durch eigene Beobachtungen ermittelt werden. Beim Spät- und Winterobst wird die Pflückreife am besten dadurch festgestellt, daß die Frucht etwas aufwärts gehoben und leicht gedreht wird, wobei sie sich mit dem Stiel ablösen wird. Das Lagerobst soll so lange wie möglich verfärben; es gewinnt in dieser Zeit noch erheblich an Güte und Gewicht.

Für die Obsternte muß es zur Richtschnur dienen, daß Verwendung und Haltbarkeit des Kernobstes wesentlich von der Pflückweise abhängen. Ein Abschütteln des Obstes sollte überhaupt nicht oder nur dann erfolgen, wenn es sich um Wirtschaftssorten handelt, die sofort verarbeitet werden; auch hier wird man die besten Früchte vorher abpflücken. Man denke doch beim Schütteln und Schlagen der Aeste und Zweige Fruchtholz abgestoßen und dadurch die nächstjährige Ernte im voraus gemindert wird. Das wertvolle Herbst- und Winterobst muß sehr sorgfältig gepflückt werden, wenn es dauerhaft bleiben und voll ausgewertet werden soll.

Eine Bockleiter für die Obsternte, die Unfälle ausschließt und es ermöglicht, auch die höchsten Zweige ohne Schwierigkeit abzuernten. (Landw. Bilderd. M.)

Einige technische Hilfsmittel sind dabei nicht zu entbehren. Zum Handpflücken werden geeignete Leitern gebraucht, die standsicher, dauerhaft und leicht umzustellen sind. Mit der Bockleiter (Doppelstehleiter) in entsprechender Höhe kann das Buschobst fast ganz abgeerntet werden. Derartige Obstleitern werden in verschiedenen Ausführungen hergestellt, spitz zulaufend, mit verstellbaren Stützen, den Baumformen angepaßt. Soweit hohe Leitern zum Pflücken mit der Hand nicht ausreichen, müssen Obstpflücker nachhelfen. Diese sind in verbesserter Ausstattung erhältlich, mit auswechselbaren Stahlmessern, gepolsterten Fassungen usw. Die zum Handpflücken verwendeten Geräte, Pflückkörbe und -eimer, müssen ausgepolstert sein, auf hohen Leitern wird der Sicherheit halber mit Pflückschürzen und -säcken gearbeitet. Zur Beförderung des Obstes an die Sammelstellen dienen Obsterntekisten, Weidenkörbe usw. die ebenfalls zu schützen sind.

Günstige Lagerung des Winterobstes ist für unsere Vorratswirtschaft von höchster Bedeutung. Es wird empfohlen, die Früchte in Sammelkästen oder Horden draußen oder im offenen Schuppen bis zum Frosteinbruch stehen zu lassen; man kann sie auch auf dem Rasen in etwa 35 Zentimeter Schichthöhe stapeln. Zur Lagerung sind frostfreie, luftige, genügend feuchte Räume geeignet; mit gleichmäßiger Temperatur: 2 bis 8 Grad nicht überschritten. Freistehende Horden eignen sich besonders gut zur Aufbewahrung. Etwaiges Einlagern in Erdmieten muß vorsichtig erfolgen, da es sonst Mißerfolge geben kann. Mit dem Einschichten der Lagerfrüchte in Torf unter Verwendung von Kisten und Fässern sind gute Erfahrungen gemacht worden, besonders weil sich die Fäulnis nicht weiter überträgt.

Fritz Engelbart.

Walfleischmehl als Hühnerfutter. Das heute auf dem Markt befindliche Walfleischmehl wird nach neuem Verfahren hergestellt, es ist von einwandfreier Qualität und wird von allen Tieren gern gefressen. Die bisher auf Grund früherer ungünstiger Erfahrungen noch bestehenden Bedenken sind also unberechtigt. Auch in der Geflügelfütterung leistet das Walfleischmehl gute Dienste, wie sich aus einem von Dr. Fanauf, Kiel, angestellten Versuch von viermonatiger Dauer ergibt. Im Vergleich mit Fleischmehl als Eiweißbeifutter wurden unter Berücksichtigung verschiedener Unterschiede in den Versuchsbedingungen gleiche Legeleistungen erzielt. Das Walfleischmehl kann also genau so wie Fisch- und Fleischmehl Verwendung finden, wobei allerdings der höhere Eiweißgehalt beachtet werden muß.

„Der 7. Tag" antwortet

Marktfähmkohl als Stoppelfrucht (K. B. in H.). Ich habe die Absicht, Marktfähmkohl als Stoppelfrucht anzubauen. Ist das möglich, falls ja, worauf muß dabei besonders geachtet werden?

Antwort: Marktfähmkohl kann noch nach Wintergerste angebaut werden, da er im Herbst besonders gut wächst und unter Frühfrösten nicht leidet. Die Bestellung muß aber sehr schnell erfolgen, eine reichliche Stickstoffdüngung ist unbedingt notwendig (80—120 kg/ha Reinstickstoff). Meist ist Pflanzung üblich, nach Versuchen des Instituts für Futterbau in Kiel kommt aber auch die Drillsaat in Betracht. Saatmenge 6 kg/ha, Reihenweite 30 cm. Gedrillte Bestände dürfen aber nicht verdackt und verzogen werden. Die kräftige Wachstumszeit reicht zu einer vollen Entwicklung der Restpflanzen nicht aus. Der Ertrag ist gegenüber Pflanzung natürlich geringer; die Stengel sind dünner, der Blattanteil höher.

Schweineweide. (E. G. in M.) Was ist bei der Anlage einer Schweineweide zu beachten?

Antwort: Eine Schweineweide muß genau so wie eine Rindviehweide aus einer Reihe von Koppeln bestehen, die nacheinander abgeweidet werden. Wichtig ist die richtige Einzäunung, vielfach haben sich elektrisch geladene Drähte gut bewährt. Für jedes ausgewachsene Schwein rechnet man eine Weidefläche von 3—5 a.

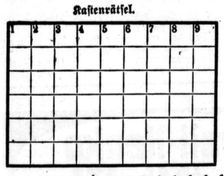
Mühlmausbekämpfung. (R. A. in B.-D.) In meinem Garten richten Mäusmäuse erhebliche Schaden an. Das Aufstellen von Fallen führte zu keinem Erfolg. Welches Radikalmittel ist zu empfehlen?

Antwort: Am sichersten wirkt das Ausräuchern. Für diesen Zweck sind in Fachgeschäften Räucherpatronen erhältlich, die mittels eines besonderen Apparates in die Gänge eingebracht werden, anschließend werden diese verschlossen. Das sich entwickelnde Gas ist schwerer als Luft und dringt überall ein und vernichtet die Nager. Einen Tag vorher prüft man durch Zutreten, welche Gänge noch befahren werden.

Die Marekische Geflügellähme. Diese Krankheit, die sich in den letzten Jahren in zunehmendem Maße bemerkbar macht, ist darum als besonders tückisch anzusehen, weil sie vor allem unter den wertvollen Jungbeständen die meisten Opfer fordert, und zwar gerade zur Zeit des erwarteten Legebeginns. Ferner gibt es gegen sie keine medikamentöse Abhilfe, vielmehr ist sofortiges Abschlachten aller verdächtigen Tiere geboten. Die Krankheit ist schon dadurch der menschlichen Beeinflussung sehr entzogen, weil ihr Sichtbarwerden frühestens drei, oft aber auch erst 30 Wochen nach dem ersten Befall des Tieres, der eigentlichen Ansteckung erfolgt.

Die Marekische Geflügellähme ist eine Krankheit des Nervensystems und von Veränderungen, besonders Verdickungen, der Nervenstränge begleitet. Sie äußert sich als fortschreitende Lähmung, vor allem der Beine, dann aber der Flügel, schließlich des ganzen Tieres, so daß dieses, unfähig zu fressen, geradezu verhungern muß. Die Hühner zeigen zunächst einen gespreizt-steifen Gang, später Hinken, Zusammenkrümmen der Zehen, hockenden Gang auf den Unterschenkeln und Abstreifen der Flügel. Bezeichnend sind auch die Augenveränderungen, nämlich dunkle Flecke auf der Regenbogenhaut und unnormale (gezackte oder eckige) Form der Pupille. Bisher ist es noch nicht erwiesen, ob diese Krankheit tatsächlich, wie meist angenommen, als ansteckend anzusehen, d. h. auf irgendeinen unbekannten kleinsten Krankheitserreger zurückzuführen ist. Es ist auch möglich, daß es sich um Folgen von angeborenen und vererbbaren inneren Mißbildungen des Nervensystems handelt, die durch falsche Ueberzüchtung verursacht werden. Die Einschleppung in einen nesunden Betrieb ist jedenfalls sowohl durch Bruteier, wie durch Küken oder Junztiere möglich. Man verlange beim Bezug von Zuchtmaterial stets vorher die Zusicherung, daß der Betrieb seit drei Jahren seuchenfrei ist, suchte auch nie von Tieren, in deren Verwandschaft Marekische Lähme vorgekommen ist.

Kastenrätsel.



a a a a a e b e e e e e e e e
g g h h h i i i i i f f n n n n n
o o o p p r r r r r f f f f f f t t
n u v x

Die Buchstaben der ergeben, richtig eingesetzt, in den senkrechten Reihen Wörter folgender Bedeutung:

1. Papstname, 2. Bad in Mittelitalien, 3. deutsches Land, 4 Vorgefühl, 5. nordamerikanischer Bundesstaat, 6. tierische Gangart, 7. Angehöriger eines afrikanischen Volksstammes, 8. Nebenfluß der Elbe, 9. verflechter Spott.

Bei richtiger Lösung nennen die oberste und die unterste Waagerechte je eine asiatische Hafenstadt.

Silbenrätsel.

al — an — bau — bum — bü — che — chen — chi — chir — eis — fer — gang — gie — ho — ing — is — kel — leib — macht — nach — ne — neu — ohn — pe — pe — pit — re — rei — rid — roll — schaft — se — te — thra — tor — trak — trep — trom —ur — wuchs — zit

Aus vorstehenden 41 Silben sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Schiller ergeben (ch ein Buchstabe).

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. Bewußtlosigkeit, 2. die junge Generation, 3. nordischer weiblicher Vorname, 4. Akt, 5. Flugmaschine, 6. Sammelbuch, 7. neuerrichtetes Gebäude, 8. Tatenbericht, 9. hochwertiger Brennstoff, 10. Blasinstrument, 11. bayerischer Schriftsteller, 12. alpinistischer Ausrüstungsgegenstand, 13. Sammlung von Wissensstoff, 14. Persönenförderanlage, 15. altdeutscher männlicher Vorname. 16. Zweig der Heilkunde.

Geheimschrifträtsel.

1 16 15 5 8 — 3 10 18 — 12 4 11 4 13 16 9 9 — 7 6 2 4 — 1 16 15 5 8 — 1 4 3 2 — 9 4 11 4 2 — 17 7 9 9 4 2 — 17 3 13 — 17 4 3 18 4 13 9 4 11 4 2 — 10 7 — 15 12 4 10 10 4 2 — 17 3 13 — 16 12 9 6 — 16 12 8 — 17 4 3 18 4 13 4 — 1 16 4 15 5 8 4 — 14 4 8 16 10 10 18 — 10 4 3 2

Die Zahlen sind durch Buchstaben zu ersetzen und ergeben bei richtiger Lösung ein Wort von Bismarck.

Schlüsselwörter: 1 2 3 4 5 6 7 8 = Landgut Bismarcks, 2 3 1 7 9 10 11 12 13 14 = Ort des preußisch-österreichischen Vorfriedens 1866, 15 16 9 17 3 2 4 = Vorname der Schwester Bismarcks, 11 7 18 10 19 6 16 8 18 4 13 = diplomatischer Posten.

Vorsetzrätsel.

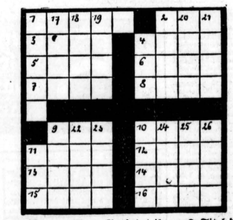
Klage — Teil — Met — Rost — Rat — Heim — Land — Riß — Wert — Rüstung — Messe — Licht — Schirm — König — Pier — Mut — Mission — See — Stern — Rum — Angel — Lette — Form — Ende — Lot — Ring — Lauf — Gau — Tracht — Bar.

Vor jedes der vorstehenden Wörter ist eine der nachstehenden Silben zu setzen, so daß neue Wörter entstehen.

an — be — ein — eis — ent — erl — erm — es — fo — he — nach — nord — nord — o o — oft — pa — pi — pi — ra — re — ri — sta — stu — ta — tau — tor — tri — ur — wand

Bei richtiger Lösung nennen die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter, in der angegebenen Reihenfolge gelesen, ein Wort von Shakespeare.

Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 1. Gradeinteilung, 2. Titel des ehemaligen Beherrschers von Algier, 3. Körperteil, 4. Brotgetreide, 5. homerischer Held, 6. Wasserpflanze, 7. Traubenernte, 8. Stadt im Rheinland, 9. Stadt in Schottland, 10. weiblicher Personenname, 11. Planet, 12. irische Inselgruppe, 13. Kosmetikum, 14. Wärmespender, 15. Stadt in Oberfranken, 16. römischer Kaiser — Senkrecht: 1. Siegeszeichen der Indianer, 2. französische Industrie- und Handelsstadt, 4. Heilverfahren, 9. Stadt in Spanien, 10. französische Festung, 11. griechische Göttin, 17. wie 3 waagerecht, 18. wie 5 waagerecht, 19 wie 7 waagerecht, 20. Widerart, 21. weiblicher Personenname, 22. Göttin, 23. Farbe, 24. Fisch, 25. Ort in Westfalen, 26. Heiliger.

Kopfwechselrätsel.

Land — Eisler — Hama — Boge — Sichel — Lille — Laube — Tag — Kris — Oder — Rabe — Oger.

Bei jedem der vorstehenden Wörter ist der erste Buchstabe durch einen anderen zu ersetzen, so daß man Wörter anderer Bedeutung erhält. Die neuen Buchstaben nennen, in der angegebenen Reihenfolge gelesen, eine aromatische Frucht.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Kalk, 4. Talg, 7. Orla, 8. Tao, 10. Emir, 11. Hinegel, 12. Koffer, 14. Erlaß, 16. Mur, 18. Tara, 20. Aeie 22. Trieb, 23. Eke, 25. Trog, 27. Bog, 29. Sverde, 31. Inland, 34. Stiefel, 35. Frau, 36. Not 37. Eger, 38. Teil, 39. Rolf. — Senkrecht: 1. Kork, 2. Arno, 3. Kaffer, 4. Teller, 5. Lias, 6. Gras, 8. Turm, 9. Oger, 13. Fische, 15. Arriona, 17. Udine, 18. Tee, 19. Aie, 20. Akt, 21. Erz, 24. Konsul, 26. Roller, 27. Bein, 28. Gift, 29. Saft, 30. Pore, 32. Riel, 33. Dorf.

Silbenrätsel: 1. Friemhild, 2. Erandi, 3. Inlett, 4. Niche 5. Geier, 6. Ruine, 7. Ornat, 8. Ereignis, 9. Seeigel, 10. Spargel, 11. Ernani, 12. Reibeisen, 13. Geiser, 14. Endivie, 15. Mundart, 16. Achilles, 17. Camphausen. — Kein großer Gemach als ein eignes Dach.

Fehlaufgabe: 1. Dahlie, 2. Alias, 3. Eligier, 4. Militär, 5. Ostva, 6. Tullius, 7. Thalia, 8. Elite, 9. Nullität, 10. Kaliber, 11. Ozisant, 12. Malice, 13. Melinit, 14. Elite. 15. Kalliers. — Die Motten kommen!

Kirgusrätsel: ta, um, un, ge, el, ff, ge, er, mo, us, ea, fu en. — Jungs Lemuse.

Magische Figur: 1. Girlande. 2. Solingen 3. Plantage. 4. Bengalen.

Ein Buchstabe weniger: Ale(h), Me(i)er, Rief(e), Ga(m)be Halm(a), Re(i)gen, Stub(b)e Ol(a)nder, Al(w)are, Sa(l)at, Si(e)gel — Die Maibowle.

Die lachende Sommerfrische

Die Dorfsommerfrische

In einem kleinen Dorfe gab es plötzlich einen mächtigen Krach im Gasthof. „Immer diese Fremden! Immer diese Fremden zuerst!", schimpfte ein Einheimischer, „sie sitzen an den besten Tischen, sie rauchen unsere besten Zigarren, sie trinken unsere besten Weine weg, und jetzt ham's mir meine letzte Kalbsstelzen a noch zammgfressen! Aber das oane will i Dir sagn, Wirt, zuerst kommen immer noch wir, wir Einheimischen!" — „Wer ist denn dieser seltsame Herr?" Der Wirt flüsterte: „Der? Ach, das ist nur unser Vorstand vom Fremdenverkehrsverein!"

Rom

Rübes reisen nach Rom. Besuchen das Pantheon. „Diese Tür stammt aus dem Jahre 78 vor Christi und ist noch tadellos erhalten", erklärt der Führer. Putzi Rübe sagt seine Frau: „Siehste — hörste? Und die Tür von deinem guten Kleiderschrank, den ich dir vor zehn Jahren gekauft habe, wie sieht die heute schon aus?"

Listige Täuschung

In Rathen an der Elbe steht ein Wegweiser: „Bergrestaurant Rauenstein — zehn Minuten!" Fritz klettert dementsprechend hinauf. Er klettert zehn Minuten, er klettert zwanzig Minuten, er klettert dreißig Minuten, er klettert eine Stunde. Nach zwei Stunden kommt er hundemüde oben an. Die Zunge hängt ihm trocken aus dem Munde. „Das sind doch nie und nimmer zehn Minuten!", schimpft er, „das sind doch zwei gute Stunden!" Der Wirt nickt: „Sind es auch!" — „Warum schreiben Sie es denn dann unten falsch an?" Lacht der sächsische Wirt: „So dumm werde ich sein, es richtig dranzuschreiben! Da käme doch keiner zu mir rauf!"

Königinsuppe

Der Gast bestellte in einem Restaurant eine Hühnersuppe. Die Suppe kam. Der Gast fischte vergeblich mit dem Löffel. „Das nennen Sie eine Hühnersuppe? Da ist doch nicht ein einziges Stück Hühnerfleisch darin." — Meinte der Wirt: „Was hat das denn damit zu tun? Nächstens verlangen Sie eine Königinsuppe und erwarten darin eine gekochte Königin zu finden!"

Heringsdorf

Und als es wieder Sommer wurde, fuhr die Mutter mit der Tochter nach Heringsdorf. Wie jedes Jahr zuvor. Der Juli verging, der August nahte seinem Ende. „Ich weiß nicht, was das dieses Jahr ist," jammerte die treue Mutter. „sonst warst du um diese Zeit doch jedesmal längst verlobt!"

Die Brille

Die Lehrerin hat bemerkt, daß die kleine Ursel etwas kurzsichtig zu sein scheint. Sie empfiehlt ihr, die Eltern um eine Brille zu bitten. Richtig sitzt Ursel am nächsten Tag auf ihrem Platz, eine Brille auf der Nase. Sehr stolz sieht sie aus.

„Siehst du, mein Kind", sagt die Lehrerin, „das ist vernünftig, nun kannst du doch gewiß besser sehen."

Ursel: „Nee, Frollein, nu sehe ich janischt mehr."

„Aber wieso denn nicht?" Ahnungsvoll: „Sag mal, wo hast du denn die Brille her, Ursel?"

„Det is meine Großmutter ihre, die hat sie mir jepumpt."

Seebadeersatz

„Geht Ihre Frau dieses Jahr mit Ihren beiden Töchtern wieder ins Seebad?"

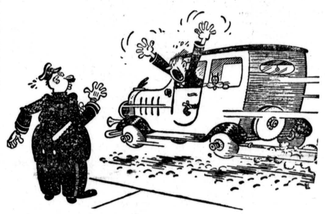
„Nein, sie will es mal mit einer Anzeige versuchen."

*

Admiral Brutz, der größte Strategе, den Napoleon in seiner Flotte hatte, geriet mit einem hohen Offizier in einen heftigen Streit, der sich steigerte, bis jener endlich rief: „Ich gebe meinen Kopf darum, daß ich in dieser Angelegenheit die richtige Meinung vertrete!"

„Ich nehme ihn an!" versetzte Brutz kühl, „kleine Geschenke erhalten die Freundschaft!"

(Lustige Blätter)



„Schnell — wo ist hier eine Fahrschule? Ich habe nämlich vergessen, wie man bremst." (Life)

Kindermund

„Du, Vati, die schwarzen Hühner sind doch klüger als die weißen?"

„Warum denn, Hänschen?"

„Na — die schwarzen können weiße Eier, aber die weißen doch keine schwarzen Eier legen!" (Arch.: DVP.)

„Guten Tag, Herr Meier, darf ich Sie meiner besseren Hälfte vorstellen?" (Life)

„Sehen Sie, Fräulein, das ist der Schuh, der mir wirklich paßt, der sitzt bequem!"

Erklärung

„Onkel, was ist denn das: einen Bock schießen?"

„Paß auf, Kurtchen . . . wenn zum Beispiel ein Jäger auf einen Bock schießt und ihn nicht trifft . . . dann hat er einen Bock geschossen!"

Vorausschauend

Sie: „Warum sollen wir denn unseren Hochzeitstag verschieben?"

Er: „Aber es geht doch nicht anders. Friedel Sonst fällt unsere Silberhochzeit auf einen Freitag. Und Freitags habe ich doch meinen Kegelabend!"

Man muß sich zu helfen wissen!

Der Lehrer schreitet durch die Bankreihen: „Aber, Kurt, was macht denn dein einer Schuh hier auf der Schulbank?"

„Herr Lehrer, ich habe meinen Radiergummi vergessen, nun radiere ich mit dem Gummiabsatz!"

*

Preller kauft sich einen Anzug. Preller fragt: „Aenderungen werden gemacht?"

„Selbstverständlich, mein Herr!"

„Dann nehme ich den Anzug."

„Und was wünscht der Herr geändert?"

Darauf Preller: „Vor allem den Preis!"

Nicht gerade praktisch!

„Wie sieht nur Müllers neuer Hut aus, den er sich erst vor drei Wochen gekauft hat?"

„Kein Wunder! Vor lauter Angst, daß er ihm im Lokal gestohlen wird, sitzt er immer drauf!"

Natürlich können sie!

Fritzchen: „Minna, können Fische auch riechen?"

Minna: „Das kommt darauf an, wie lange man sie im Hause liegen hat."

Die neue Oper

In der Probe einer neuen Oper unter Leitung des Komponisten will eine Klarinettenstelle trotz häufiger Wiederholung nicht klappen. Der Komponist wütet, und da meint der Klarinettist: „Ja, wissen Sie, Herr Kapellmeister, die Stelle ist auch im Tristan nie gegangen!"

*

„Nun, was hat dir denn dein Bräutigam zum Geburtstag überreicht?"

„Ach, so viel — ich kann's gar nicht alle auf einmal tragen!"

„Na, und?"

„Drei Paar Strümpfe!"

*

Freund: „Ich denke, du hast geheiratet, weil du nicht mehr ins Restaurant gehen magst?"

Ehemann: „Ja, aber meine Frau hat geheiratet, weil sie so gern ins Restaurant gehen möchte!"

„Nicht einmal den Schirm kriege ich heute zu!" (Marc Aurelio)

Der Schwager

„Du hast ja keine Ahnung, wie nervös ich war, als ich um die Hand deiner Schwester anhielt!"

„Das ist noch gar nichts — du hättest mal sie sehen sollen, bevor du dich dazu entschlossen hattest!"

*

Lange stand der junge Mann vor dem Haus der Filmdiva. Schließlich wurde die holde Märchenfee aufmerksam, trat aus der Tür und zwitscherte freundlich: „Sie möchten wohl ein Autogramm von mir?"

„Nein", sagte der junge Mann, „aber ich hätte gern ein Lebenszeichen von Ihrer Köchin!" (Berl. Ill. Ztg.)

*

Die Lehrerin erklärte den kleinen Abc-Schützen das Leben der Vögel recht anschaulich. Wie sie aus dem Ei entstehen, die Mutter für sie sorgt usw. „So, und nun, Kinderchen, denkt, ich bin die Mutter, ihr die Vogelkindlein im Nestchen. Nun breitet die Arme wie Flügel aus und flattert recht lustig umher."

Mit Begeisterung und recht geräuschvoll kamen die Kleinen dieser Aufforderung nach. Nur ein Jungchen blieb ruhig auf seinem Platz sitzen. „Aber, Fränzchen", sagte die Lehrerin, „warum fliegst du denn nicht aus dem Nest?"

„Ich bin ein faules Ei, Fräulein", war die prompte Antwort. (Koralle)

*

Der kleine Peter patscht gern in die Pfützen. Je tiefer die Pfütze, desto größer die Freude. Gestern ging Peter mit seinem Papa spazieren. Regen war gefallen, und große Pfützen standen auf der Straße. Da bleibt der kleine Peter stehen und sagt: „Papa, warum latschst du nicht mal so richtig in eine Pfütze hinein? Dir kann es doch kein Mensch verbieten!" (Woche.)

Der stärkere Wille

Karl beim Lesen der Post: „Mann, Hier ist ja eine Verlobungsanzeige von Heinz und Fräulein Tobias. Und dabei wollte er nur mit ihr flirten!"

„Das wollte er ja auch . . ." antwortete Evamarie. (Wart Hem.)

Das ist etwas anderes

„Ich hörte, Georg hat dich gestern geküßt! Und noch vorgestern sagtest du, du würdest dich von keinem Mann auf Erden küssen lassen!"

„Es war auch nicht auf Erden. Wir waren in einem Paddelboot." (Jugend.)

*

„Otto, was bedeutet dieses schwarze Haar auf deiner Jacke?!"

„Das bedeutet, meine Liebe, daß du meinen Anzug nicht mehr abgebürstet hast, seit du blond geworden bist!" (Neue J. Z.)

Zum Eiereinlegen Garantol

Anzeigenpreise

Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf., für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile, 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl. Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt. Paderborn. Postscheckkonto: Westfäl Volksbl., Paderborn. Hannover 3504.

Billige aber gute Uhren

m. Garantie. Bei Nichtgefall. Umtausch od. Geld zurück. Nr. 3 Herrentaschenuhr m. genervtem, 30 stündig. Ankerwerk, werratfrei, M. 1.90. Nr. 4 Armbanduhr Ovalform, 2 verguld. Ränder, M. 2.30. Nr. 5 Bester Werk, flache Form, M. 3.40. Nr. 6 Sprungdeckel-Uhr, 3 Dach., vergolden, M. 4.90 besseres Werk M. 7.40. Nr. 8 Armbanduhr, vernickelt, m. Lederarmband, M. 2.60. Nr. 95 Dto., für Damen, kleine Form, mit Rippband, M. 4.—. Nr. 99 Dto., Golddoublé, 5 Jahre Ger. f. Gehäuse, für Damen, mit Rippband, M. 6.90, für Herren, viereckige Form, M. 6.90. Nr. 642 Taschenuhr, moderne Form, 8-Tage-Werk, Eisige pol., M. 9.—. Nr. 1461 Geschnitzte Kuckucksuhr, 1 stündlich Kuckuck rufend, M. 2.50. Wetteruhr, genau gehend, M. 1.60. Nickelbette-25. Doppelkette, vergold., M. 70. Kassel M.—25. Nr. 612 Monogramm-Siegelring für Damen oder Herren, vergoldet, mit 1 Monogramm M. 1.10. Nr. 614 Siegelring, 6eckige Platte, M. 1.30. Nr. 2803 Siegelring, moderne Form, 1.40. Trauring, Double, M.—.80. Double-Ring mit Stein, M.—.80. — Alle Ringe Paßmaß! Versand gegen Nachn. oder Voreinsendung! Preisliste mit ca. 600 Bildern gratis!

Fritz Heinecke Braunschweig Abt. A 9

Bade! aber schütze dein Gehör DURCH DEN AKUSTIKA OHRPFROPF. Reinigt, wasserabweisend u. schalldurchl. Weicht auch b. Zugluft etc. in Ohr. In Apoth. 30-90 ℳ AKUSTIKA Spandau

Inserieren bringt Gewinn

Graue Haare sind in 8 Tg. natürl. d. „O-B-V". Rm 1.85 portofr. Bei Nichterfolg Geld zurück. O. Blocherer Augsburg 11/39

Recht deutliche Schrift bei Anzeigen-Manuskripten

5 Diener, die sehr wenig kosten, tagaus, tagein auf ihrem Posten: Persil · Henko Sil · iMi · ATA

Stellenangebote

Suche für etwa 100 Morgen große Landwirtsch. zuverlässigen, ehrl., selbständ., kath. **Wirtschafter** der mit Hand anlegt, guten Charakter, nicht unter 45 Jahren. Dauerstellung. Angeb. m. Zeugnisabschr., Gehaltsanspruch., ausführl. Lebenslauf, wenn möglich mit Bild unt. Nr. 1122/1 „Der 7. Tag", Paderborn.

Dame 23 J., ländl., aus angesch. Großkaufmannsfam., vorerst Mk. 10000 Verm. u. Mk. 8000 Aussteuer, sucht mit kath. Herrn zw. Ehe bekannt zu werden. Neuland-Verlag, Herne R I. W. Schließfach 153

Nehmen Sie bitte Bezug auf den „7. Tag."

Stadtsekretär 30 J., sucht die Bekanntsch. ein. jung. geb. kath. Dame beh. spät. Ehe. Neuland-Verlag, Herne R I.W., Schließf. 133

Heiratsgesuche finden im 7. Tag weiteste Verbreitung

Nur nicht hungern, das könnte Ihnen schaden. Essen Sie sich ruhig satt —) aber bleiben Sie schlank, elastisch und gesund durch den so beliebten, wohlschmeckenden Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskräutertee auch als Dria-Tabletten = Dria-Dragees.

Wir bauen das Fundament des ewigen Deutschland! Arbeite mit als Mitglied der NSV.!

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Joh. Orohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Jos. Joh. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; f. d. Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck u. Verlag: Westfäl. Volksblatt GmbH., Paderborn. Verlagsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. — „Der 7. Tag": 2. Vj. 38: 27 653. Zurzeit ist Preisliste Nr. 8 gültig.